



***Triebe, Folk
und
Leichenschändung***

*Kriminalroman
von
Volkmar Vieser
2012*

*Verbrechen,
Folksongs
und
Gefühle*

Copyright
Volkmar Vieser
Juni 2012

**Dieses Werk bzw. der Inhalt steht unter einer Creative Commons Namensnennung -
Nicht-kommerziell - Weitergabe unter gleichen Bedingungen 3.0 Unported Lizenz**

Ein Beitrag zur vorurteilsfreien deutsch-ukrainischen Völkerverständigung.
(Deutsche Journalisten, vor allem die der sogenannten „öffentlich-rechtlichen
Anstalten“, scheinen damit ein Problem zu haben. Zumindest kann man aus der
derzeitigen Berichterstattung über die Ukraine diese Schlussfolgerung ziehen.)

Diese Geschichte widme ich unserem 16 Jahre alten Kater „Wassilij“, kurz „Wassja“. Er war der beste und schönste Kater der Welt, zumindest unserer kleinen Welt.



„Wassja“

war, wie man sehen kann, ein Musterbeispiel für furchtlose Neugierde, seit uralten Zeiten Triebfeder und Ansporn für die Entdeckung der Welt.

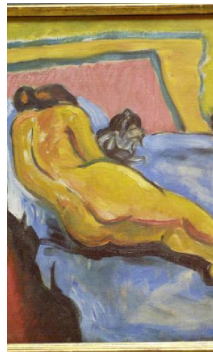
Prolog

Man weiß heute, dass alle alten Meister der Malerei Schulen hatten, die mit der Produktion von Werken im Stil dieses Meisters beschäftigt waren. „Ist es ein Rembrandt oder nur das Werk eines Schülers, der seinen Stil perfekt kopieren konnte?“ – diese Frage kann heute niemand ernsthaft eindeutig beantworten. Allerdings ist allen Fachleuten bekannt, dass der Fälscher der Hitler-Tagebücher, Konrad Kujau, das Fälschen von verschiedenen Stilen perfekt beherrschte. Und er ist nicht der Einzige. Experten vermuten eine Vielzahl von gefälschten, auf dem Markt zu hohen Preisen gehandelten, „echten“ Werken aus allen Epochen in den großen Museen der Welt.

Der letzte große Skandal fand 2011 vor dem Kölner Landgericht sein Ende:

Fälscherquartett blamiert deutschen Kunsthandel

Sammlungen erfunden, Werke getürkt und auf Auktionen untergebracht – demnächst beginnt Teil eins des größten deutschen Prozesses um Imitate.



Max Pechsteins „Liegender Akt mit Katze“: Das Bild wurde 2003 für 500000 Euro bei Lempertz versteigert – und gilt als Fälschung. Foto: dpa

Von Harald Raab, MZ

Köln . Aus einem Kunstskandal der Extraklasse wurde längst ein Desaster der Kunstexperten und des boomenden Kunsthandels. Mittelmäßig gefälschte Gemälde mit Signaturen von Max Pechstein, Max Ernst, Heinrich Campendonk, Fernand Legér, André Derain oder Kees van Dongen wurden, so die Anklage, von den in Freiburg im Breisgau lebenden Maler Wolfgang Beltracchi gefertigt. Er gilt als meisterhafter Imitator des expressionistischen Stils. Seine Frau Helene und ihre Schwester Jeanette sowie Otto Schulte-Kellinghaus sollen die Bilder Kunsthändlern und Auktionshäuser wie Lempertz in Köln erfolgreich angeboten haben. Auch bei Christie's und Sotheby's wurden die Fälschungen aus Freiburg versteigert.

Die Schwestern Helene und Jeanette sind die Enkelinnen des rheinischen Unternehmers Werner Jägers. Sie behaupteten dreist, ihr Großvater habe heimlich eine wertvolle Gemäldesammlung besessen. Die Werke würden alle aus dem Besitz des jüdischen Kunsthändlers Alfred Flechtheim stammen. Auf der Rückseite der Bilder befindet sich eine Stempelmarke des berühmten Sammlers und Kunstvermarkters aus Berlin. Otto Schulte-Kellinghaus erklärte mit einer deckungsgleichen Geschichte die Herkunft seiner Bilder. Sein Opa, der Schneidermeister Wilhelm Knops, habe ihm die Kunstschatze überlassen.

(aus der Mittelbayerischen Zeitung vom 15.08.2011)

Erster Gedanke eines Lesers oder Zuhörers:

„Was hat das, bitte, mit einer Geschichte zu tun?“

Nun, ein logisch und vernünftig denkender Leser von Büchern weiß, dass es in der modernen Welt Büros gibt, in denen gut bezahlte Arbeitsbienen damit beschäftigt sind, die „hingeworfenen“ Gedanken für den neuesten Bestseller eines Bestsellerautors in seinem Schreibstil sofort am Computer zu erweitern, auszuformulieren, zusammenzusetzen und zur Verlagsreife zu bringen. Eigentlich sind das ja auch „Fälschungen“, aber wie soll ein Autor mit einem Millionenvertrag sonst jedes Jahr mindestens ein Buch mit einem Umfang von 500 Seiten oder sogar mehr herstellen, das dann, sofort in alle wichtigen Sprachen übersetzt, von den Feuilletons in der Welt als das beste, noch bessere, geniale Meisterwerk bezeichnet wird?

Derselbe Leser, informiert, lächelt milde, aber dennoch misstrauisch, wenn, im Gegensatz dazu, Schriftsteller ohne ein solches Büro, beim Schreiben auf sich alleine gestellt, in einer Talkrunde im Fernsehen einen Satz wie: „Die Geschichte wollte, dass ich sie schreibe.“, in die Runden von „Sachverständigen“ werfen. Jemand, der eine Geschichte schreibt, ist also das Medium seiner Geschichte? Wäre das nicht ein Fall für die „Ghostbusters“ oder die „Men in Black“?

Vielleicht stellt sich dieser Leser dann, sofern er Zeit und Muße genug hat, die wohl entscheidende Frage: „Wie fängt man eine Geschichte an, zu der es keine Geschichte gibt?“

Logisch und vernünftig ist noch: „Man sucht: in seinem Gedächtnis, später auch in den Medien (das Internet als heute allzeit verfügbarer Zettelkasten) – das aber erst dann, wenn es zumindest Teile einer Geschichte gibt, zu denen man etwas suchen kann.“

Unlogisch und unvernünftig wird es aber sofort, wenn derselbe Mensch im Selbstversuch feststellt, dass sie dann doch ganz anders wird, weil sie sich, wie alles im Leben, einfach so entwickelt, wie sie sich entwickeln will.

Wie alle Geschichten, gibt auch die Geschichte, die es noch nicht gibt, vor, frei erfunden zu sein – nur, erfunden werden kann nur das Denkbare, und alles Denkbare gibt es natürlich - wenn auch vielleicht nur irgendwo, in irgendeinem Kopf.

Sicher hat es das Meiste dieser Geschichte in kleinen Teilen schon in irgendeiner Form irgendwo auf der Welt gegeben, gibt es vielleicht gerade jetzt oder entwickelt sich gerade. Denn die Welt ist ja immer größer geworden und wird immer noch größer, jede Sekunde, jede Minute, jede Stunde, jeden Tag. Und damit wird auch das verfügbar Denkbare immer größer und größer.

Obwohl, der kleine Kosmos, den es so, wie er werden wird, noch nicht gibt, in dem aber die Geschichte, die es noch nicht gibt, spielen soll, scheint sich, wenn er dann erfunden sein wird, eigentlich kaum zu verändern.

Noch gibt es ihn also nicht, diesen kleinen Kosmos, obwohl schon erste bildliche Vorstellungen davon durch Gehirnströme verknüpft werden.

Zum Beispiel gibt es zum jetzigen Zeitpunkt des Denkens und Schreibens bereits ein Rathaus, das es dort, wo es endgültig seinen Platz finden wird, so nicht gibt. Es muss noch verpflanzt und kleiner gemacht werden, damit es in eine kleine Stadt in einer ländlichen Umgebung passt – und beides muss ebenfalls noch erdacht, ausgemalt und zusammengefügt werden.

Irgendwie ist das ein Prozess, wie er sich in den Köpfen der Architekten abgespielt haben muss, die im Auftrag von Fürsten Reißbrettstädte geplant und dann auch gebaut haben.

Dieses Rathaus, das schon in der Geschichte, die es immer noch nicht gibt, noch nicht einmal in Ansätzen, weil alles noch wirr durcheinander gedacht ist, vorhanden ist, ist ein ehemaliges Stadtschloss eines kleinen Fürsten, dessen reichere Verwandten schon zu der Zeit, als er es erbauen ließ, viel größere und prächtigere Schlösser in der näheren Umgebung besaßen.

Und sie besitzen sie auch heute noch, wenn auch nicht mehr alle.

Sie haben einen für sie lukrativen Weg gefunden, sich der Bauten zu entledigen, die nicht mehr zu gebrauchen waren, weil ihr Unterhalt ihr Vermögen zu sehr geschmälert oder sie sogar arm gemacht hätte: den Verkauf zu einem Bruchteil des Grundstückspreises oder gar die verkappte Schenkung (gegen Zahlung von 1 DM, aus rechtlichen Gründen) an eine Stadt oder das Land.

Behalten haben sie allerdings den größten Teil des weit wertvolleren Inhalts an alten Büchern, Möbeln und Gemälden, alles, was man mit Hilfe von Christie`s oder Sotheby`s schnell zu viel Geld machen kann, manchmal auch irgendwie anders, weil steuerfrei.

Geblichen sind ihnen auch noch die weitläufigen Ländereien in der näheren und fernerer Umgebung, ebenso wie alle noch brauchbar erhaltenen, weiteren Gebäude, vor allem in den Städten.

Und dann haben sie auch noch über ihre immer noch bestehenden oder nach dem Krieg neu aufgebauten Beziehungen zu Politikern (Wer sonnt sich nicht auch heute noch gern im Glanz von Personen mit großartigen Adelstiteln?) dafür gesorgt, dass sich auch der normale Bürger in seiner Funktion als Steuerzahler an der Erhaltung ihrer verbliebenen Schlösser ausgiebig beteiligt: Die Erfindung einer Behörde für den Denkmalschutz hat ihnen erkleckliche Beträge zur Sanierung ihrer „Wohndenkmal“ eingebracht und somit den Schutz ihres eigentlichen Vermögens sehr erleichtert.

Legionen von Adligen in diesem Land werden nicht müde, unterstützt von selbst-ernannten Adelsexperten in allen Medien, zu betonen, wie sehr sie sich dem Erbe ihrer Vorfahren verpflichtet fühlen und welche Entbehrungen sie dafür in Kauf nehmen.

Ein normaler Bürger, dessen Beitrag zur Finanzierung des Staates, Steuern genannt, monatlich direkt von seinem Arbeitslohn abgebucht wird, sollte aber misstrauisch werden, wenn er bereits in den Morgen- und Vorabendprogrammen, seit neuestem sogar schon im abendlichen Hauptprogramm, Bilder von exklusiven Zusammenkünften des deutschen Hochadels in nicht unbedingt geschmackvollen, aber sehr teuren Kleidern „gerecht“ bekommt.

Interessant in diesem Zusammenhang ist auch, dass anlässlich der Katastrophe mit der Auswahl der deutschen Bundespräsidenten von Journalisten plötzlich die Behauptung in den Raum gestellt wurde, dass eine große Anzahl deutscher Staatsbürger sich wieder einen Kaiser wünschen würde.

Wer ehrlich mit sich selbst und ein bisschen gebildet und intelligent ist, sollte dazu anmerken, dass es bereits einen deutschen „Kaiser“ gibt, der sein Taschengeld als Werbeikone für „Erdinger Weißbier“, Handynetze und andere, für Deutsche lebensnotwendige Produkte, aufbessern muss und darüber hinaus geistig zurückgebliebene Fußballanhänger mit philosophischen Weisheiten im Stil von „Der Ball ist rund und ein Spiel dauert neunzig Minuten“ versorgt.

Selbstverständlich ist es auch den Mädchen und Frauen in diesem Land unbenommen, von einer Heirat mit einem „echten“ Prinzen zu träumen, mag er auch noch so hässlich und charakterlos sein.

Sie sollten aber immerhin wissen, dass die letzte Deutsche, die das geschafft hat, die immer noch, trotz der bekannt gewordenen Eskapaden ihres Mannes, Königin von Schweden ist, keine Frau aus einem armen Elternhaus war und dass auch andere noch regierende Könige und die zu diesem Kreis gehörenden Prinzen in ihrer Mehrheit großen Wert auf Abwechslung in ihrem Sexualleben gelegt haben und immer noch legen.

Die sich in Gedanken entwickelnde Geschichte wird darauf zurückkommen.

Nach diesem Exkurs in ein paar kleine Verflechtungen zwischen Politik, Journalismus und Adel nun zurück zu dem kleinen Stadtschloss im Zentrum einer für eine Geschichte noch völlig unfertigen kleinen Stadt in einer skizzenhaft vorhandenen, allerdings aus der Realität hinaus noch zu verändernden, ländlichen Umgebung.

Natürlich wäre es ökonomischer, eine der sich jetzt in Mode befindlichen regional angesiedelten Geschichten mit, auf Grund des Lokalkolorits, hohem Wiedererkennungswert aller Örtlichkeiten zu schreiben - sicher auch einfacher - aber was

spricht eigentlich dagegen, jemanden auf eine spannende Reise in eine etwas verfremdete, großflächiger angelegte Puzzle-Wirklichkeit zu schicken?

Das seit den sechziger Jahren als Rathaus dienende Schloss ist innen und außen – natürlich unter der strengen Aufsicht des Denkmalamts – mit einem Aufwand von mehreren Millionen, damals noch D-Mark, renoviert worden (ein neues, funktionell gebautes Rathaus an irgendeinem anderen Platz wäre sicher billiger gewesen) und vermittelt mit seinen hohen Fenstern in einer blühend weißen Fassade und dem fahngeschmückten Balustradenhalbrund des großen Balkons, der zu einem Marktplatz hin zeigt, den Bürgern von außen ein wenig von dem Glanz alter herrschaftlicher Herrlichkeit, aber auch von der dahinter stehenden Macht, vor allem dann, wenn manche bei einem Behördenbesuch noch immer jenes unbehagliche, manchmal sogar bedrohliche Untertanen-Gefühl begleitet, das in Fürstenzeiten durchaus angemessen war.

Wahrscheinlich liegt das aber alleine daran, dass es in diesem Rathaus zwar schöne, große, hohe Räume mit Gipsstuckdecken, ja sogar Wand- und Deckengemälden gibt, dass diese aber nur der – jetzt demokratischen - Obrigkeit oder irgendwelchen Festakten, Ausstellungen oder anderen stilvollen Veranstaltungen vorbehalten sind, während für normale Behördengänge der Weg durch enge Flure mit niedrigen Decken im ehemaligen Dienstbotenflügel zu wirtshausähnlichen Tresen in zu kleinen, niedrigen Räumen führt.

Ein kleines, schön herausgeputztes, weißes Schloss als Rathaus der Gegenwart allein ist natürlich, selbst wenn es irgendwann eine bis jetzt noch nicht gefundene Rolle in einer Geschichte spielen sollte, ein bisschen wenig. Es muss nun auch noch die Umgebung ausgestaltet werden.

Das ist bei einer kleinen Stadt, die außer ein paar Einschusslöchern in den Fassaden einer Sandsteinkirche keinerlei Schäden davongetragen hatte, nicht weiter schwierig. Diese Einschusslöcher stammen noch von den Wirren am Ende des zweiten Weltkriegs, als das letzte Aufgebot - Volkssturm und Hitlerjungen - auf den Befehl des Gauleiters, der sich nach der Befehlsausgabe vorsorglich schon abgesetzt hatte, mit Panzerfäusten den Endsieg gegen anrollende amerikanische Panzer erringen sollte.

Das weiße Schloss befindet sich natürlich am Kopfende des Marktplatzes; Kopfende deshalb, weil sich die ehemals fürstlichen Hauptgemächer auf der Rückseite dieses Schlosses befinden. (Aus der heutigen Sicht eines „Adelshassers“ also am ...) Von dort hat man einen herrlichen Ausblick auf einen kleinen Park und über die Dächer der, in einer kleinen Senke dahinter liegenden, im Halbkreis angeordneten, Fortsetzung der Altstadt, deren Häuser sich eng an die Reste einer alten Stadtmauer mit zum Teil noch erhaltenen Wehrgängen lehnen.

Die alte Sandsteinkirche, Neugotik mit einem Turm und einer ausladenden Freitreppe vor dem großen Holzportal, steht, weitläufig getrennt durch einen breiten ehemaligen Fahrweg für die fürstlichen Kutschen und deren begleitende Reiterei, daneben. Dieser breite Weg, heute immer noch, genauso wie der Marktplatz, mit Kopfsteinpflaster bedeckt, führt nicht nur auf den Marktplatz, sondern auch durch einen hohen Torbogen am rechten Rand des Schlosses zu einer Freitreppe, die früher als Aufgang für die Hoheiten diente und heute den Zugang zu den Amtsräumen des Bürgermeisters ermöglicht.

Im großen Rund des Marktplatzes schließen sich frisch renovierte Fachwerkhäuser an, in ihrem Inneren entkernt und mit Beton und Stahlträgern für neuzeitliche Wohnansprüche hergerichtet. Zwischen ihnen führen enge Gassen aus dem alten Zentrum heraus in die neue, nicht mehr ganz so homogene Architektur der Wohn- und Geschäftsbauten des nachwilhelminischen Zeitalters und der Nachkriegszeit - und dann in die Welt. Heraus auch zu einer breiten Straße, die in einem Bogen um den Stadtkern herum verläuft, und deren Nebenstraßen in ein städtebaulich relativ neues, großes Gebiet führen, dem in der Geschichte in diesem Moment ein wichtiger Platz zugewiesen wird.

Es ist ein kleinstädtisches Gewerbegebiet, wie jedes andere in diesem Land, geprägt von einstöckigen Zweckbauten ohne Charakter: Fertigungs- und Lagerhallen, Werkstätten, Autohäuser, eine Tankstelle, Diskotheken, ein Automaten-Casino und ein Fitness-Center, eingezäunte Stellplätze für Gebrauchtwagenhändler und dazwischen noch die jeweils anschließenden Wohnhäuser mancher Betreiber solcher Einrichtungen.

Diese graue, unscheinbare, eintönige Welt gerät nur in bunte Bewegung, wenn sich während der durch die Arbeitsabläufe vorgegebenen Zeiten plötzlich ein Strom von Autos von den Parkplätzen in Richtung der Ausfallstraßen ergießt.

Hier passiert nichts, außer sporadischen Alkoholkontrollen im Bereich der Diskotheken und des „Casinos“ durch Polizeistreifen in der Nacht, die von den Betroffenen mehr oder weniger lautstark kommentiert und manchmal auch körperlich robust abgelehnt werden.

In manchen Nächten fährt auch Polizeikommissar (Abkürzung PK) „X“, manchmal zusammen mit einem Kollegen, dort Streife. „X“ ist neu in der Geschichte, hat deshalb noch keinen Namen, aber als Polizist kennt er sich natürlich in diesem Gewerbegebiet aus, in dem diese Geschichte beginnt.

Das ist jetzt sicher!

Aber er hat, auch das steht jetzt schon fest, erst einmal mit dem Anfang der Geschichte nichts zu tun, oder vielleicht doch? Die Geschichte scheint zu zweifeln.

In diesem gerade gedachten Moment, es ist ein Morgen außerhalb der Geschichte, und kann daher nicht ihr Anfang sein, befindet er sich im Polizeirevier der Stadt (Ja, trotz aller Anstrengungen und Sparbemühungen der Politiker hat diese kleine Stadt sogar noch ein eigenes Polizeirevier!) und ist mit der wichtigsten Tätigkeit eines Polizisten, dem Schreiben von Berichten, beschäftigt. Auf seinem Schreibtisch liegen die Notizen zu allen noch schriftlich auszuförmulierenden, sensationellen Kriminalfällen dieser Stadt:

- Ladendiebstähle durch männliche und weibliche Minderjährige (Die einen versorgen sich auf diesem Weg vor allem mit Alkohol, die anderen mehr mit Kosmetika, beide Geschlechter sind scharf auf Speicherkarten und USB-Sticks und vor allem auf Spiele für ihren PC, ihre Playstation, die X-Box und auf die neuesten CD's und/oder Film-DVD's . Manche leihen sich für eine „Einkaufstour“ das Kind ihrer Schwester samt Buggy aus, weil man darin solche Teile sehr gut verstecken kann. ;)
- randalierender Alkoholiker in der Fußgängerzone;
- Verhaftung eines Kleindealers, der sich im Besitz eines kleinen Tütchens Heroin befindet, im „Russen-Ghetto“, umgangssprachliche Bezeichnung für das speziell gebaute neue Wohnviertel mit Sozialwohnungen für die in den 90er Jahren zahlreich auch kleineren Städten zugewiesenen Aussiedler, in der Mehrheit aus der ehemaligen Sowjetunion, aber auch aus Polen und dem deutschsprachigen Teil Rumäniens;
- Familienstreit in einer Hartz IV-Familie (Frau verprügelt ihren Mann, Wowww!, seltenes Ereignis).

Lust dazu hat er keine, weil vor seinen Augen und in seinem Kopf zwei Gesichter rotieren: das seiner momentanen Vielleicht-Freundin „Y“ (auch das muss noch ergänzt werden), 25 Jahre alt, Angestellte im Finanzamt, und das ihrer Mutter „Z“, 50 Jahre alt, Verkäuferin in einem Musikladen, die ihm in seiner Freizeit, während ihrer Mittagspause, die in der Innenstadt von 12 Uhr bis 15 Uhr geht, Gitarre spielen beibringt.

Nebenrollen spielen – in noch ungeordneter Reihenfolge –, und auch hier könnten sich noch einige Veränderungen ergeben, der 30jährige IT-Leiter „A“ des Finanzamts, ein Prinz des in der Gegend früher herrschenden Adelsgeschlechts, noch ein Adliger von hohem Rang, vielleicht ein naher oder entfernter Verwandter eines europäischen Königshauses, natürlich auch der direkte Vorgesetzte von „X“ und der Leitende Polizeidirektor des Landkreises mit Sitz in einer noch zu definierenden Kreisstadt, ein gut situierter, älterer Geschäftsmann, Sammler von Oldtimern, ein ehemaliger ukrainischer KFOR-Soldat, Freund von „X“, heute Kommissar in Kiev, ein junger ukrainischer Mensch, dessen Geschlecht noch unklar ist, eine schwarz arbeitende Putzfrau, Drogen und Geld.

Wen davon die Geschichte allerdings verlangt, ist noch nicht endgültig entschieden.

Nebenhandlungen könnten zwei Liebesgeschichten sein, ohne intime Details, nichts für Leute, die nach „anregenden“ Stellen suchen – es wird keine geben, denn Geschichten können auch ohne dieses, von Verlagen und deren Lektoren für die Verkaufsförderung erwünschte, Beiwerk leben.

Weitere Schauplätze sind: die Umgebung der Kleinstadt, ein Landkreis eines im Süden Deutschlands liegenden Bundeslandes, landschaftlich schön, mit vielen bewaldeten Hügeln, Wiesen und weiten Feldern; ein noch aus vielen dort vorhandenen Schlössern zusammengesetztes Schloss, das aus wirtschaftlichen Gründen teilweise Museum ist, aber in einem Flügel mit mehreren Etagen noch Wohnsitz der adligen Besitzer; die zu gestaltenden Wohnungen der Verkäuferin und ihrer Tochter; der Musikladen in einer der Gassen, die vom Marktplatz der Stadt wegführen; das Polizeirevier, in dem „X“ arbeitet; das Finanzamt, in dem „A“ und „Y“ arbeiten; ein privates Automuseum. Auch hier gilt, dass sich die Geschichte noch nicht eindeutig geäußert hat.

Die bis jetzt noch fehlende Jahreszeit: Es ist Frühherbst – könnte günstig sein, weil Nebel in Geschichten oft sehr brauchbar ist -, ein lang anhaltender Altweibersommer, Jagdsaison. Morgens und abends ist es schon manchmal feucht und kühl, mittags dagegen angenehm warm. Die meisten Felder sind schon abgeerntet, die Wiesen noch grün und im Laub der Mischwälder zeigen sich schon einige Farbkleckse. Eine Postkartenidylle!

Friedrich Dürrenmatt, ein berühmter Schweizer Schriftsteller, schreibt: „Wenn man mit einer Geschichte beginnt, muss sie zu Ende gedacht werden.“ Das Ende dieser Geschichte, die es immer noch nicht gibt, für die aber viele „Zutaten“ nun schon hergerichtet worden sind, ist klar am noch weit entfernten Horizont zu erkennen: Die Guten werden siegen und die Bösen verlieren. Eine Geschichte anders enden zu lassen, macht in einer Zeit, in der die Wirklichkeit jeden Tag lehrt, dass das nicht der Normalfall ist, keinen Sinn. Für Dürrenmatt wäre das nicht nur zu dürftig, sondern undenkbar, weil er ja für eine richtige Geschichte „die schlimmstmögliche Wendung, herbeigeführt durch einen Zufall“, verlangt. Schlimmstmögliche Wendungen, aber auch Zufälle, wird es geben, allein schon deshalb, weil die Geschichte Psychologen nicht mag, die nicht müde werden zu behaupten, dass es sie eigentlich kaum gibt, vielleicht gar nicht, weil alle Zufälle denkbar sind.

Zum Beispiel sind auch alle bis jetzt erwähnten Personen und ihre Berufe zufällig entstanden, ohne Geschichte, mit einer noch zu denkenden, die Geschichte weiterführenden Biographie.

Anfangen könnte die Geschichte mit dem Arbeitsbeginn einer schwarz arbeitenden, polnisch-stämmigen Putzfrau, die in einen Gewissenskonflikt gerät, weil sie Angst vor der Arbeitsagentur hat, die ihr das bescheidene HartzIV-Einkommen wegnehmen könnte, auch Angst davor, dazuhin einen ihrer Jobs, vielleicht sogar alle, und damit das zum Leben notwendige Geld zu verlieren, und die natürliche Angst vor der Polizei, die das alles in Gang setzen und damit ihre Existenz gefährden könnte.

Wenn das der Anfang wäre, dann bräuchte diese Frau, wie auch alle anderen Personen der Geschichte, jetzt einen Namen. Vielleicht nach dem Alphabet? Namen sind zwar Schall und Rauch, vor allem in einer erfundenen Geschichte, aber selbst das Erfinden von Namen ist nicht so einfach, wie manche glauben mögen.

Heiliges Googelchen, hilf: Eingabe: „polnische vornamen weiblich“, geht doch! Agnieszka, sieht gut aus, hört sich gut an, jetzt noch: Eingabe „polnische nachnamen“ (www.Herkunft-Name.de) = Kowalski/a, fertig! Also: Agnieszka Kowalski.

Ihr Vorname wird vielleicht von irgendwem zu Agnes verkürzt werden – oder auch nicht, und in der Geschichte wird sie wohl am häufigsten mit „Frau Kowalski“ angesprochen werden.

Sie war übrigens, so erzählt die Geschichte gerade jetzt aus ihrer Vergangenheit, in Polen diplomierte Agrar-Ingenieurin, bevor sie in den „Goldenen Westen“ ging und sich in der rauen Wirklichkeit wiederfand, in der für solch einen „komischen“ Beruf keine Arbeitsstelle zu finden war. Nachdem sie von einer Arbeit am Band einer Kunststofffabrik rezessionsbedingt freigestellt wurde, versuchte sie sich, wie viele andere in ihrer Situation auch, mit den aus „sozialer Verantwortung den Schwächeren gegenüber“ erwachsenden Angeboten wohlhabender Bürger und an Gewinnmaximierung orientierter Arbeitgeber an „Arbeiten für Netto“ über Wasser zu halten.

Weiter!

Es gilt nun erst einmal viele Namen und Biographien zu erfinden!

Da das Ergebnis für manche vielleicht zu mühselig oder langweilig ist, wird dieses Kapitel sofort an das Ende der Geschichte verbannt, obwohl das alles natürlich zuerst gedacht werden muss.

Und dort ist es jetzt auch!

Und immer noch gibt es zwar die Idee eines Anfangs, aber nicht den ersten Satz der Geschichte!

Der Junge, der im zarten Alter von zwölf Jahren beschlossen hatte, einen Kriminalroman zu schreiben, in ein „Luxus-Doppelheft DIN A5“ mit glänzendem blauen Einband, brachte es zu einem handschriftlich sauber auf die Vorderseite geschriebenen Pseudonym (er wusste, dass das wichtig war, so ein Pseudonym, obwohl er das Wort selbst erst in der Oberstufe des Gymnasiums kennen gelernt hatte!) und gut zwei Seiten Text in sauberer Handschrift (was ihm bei seiner, auch von seinen Lehrern attestierten, „Sauklaue“ sehr schwer fiel).

Zu dieser Zeit gab es noch keine Computer für den Hausgebrauch, noch nicht einmal Taschenrechner. Und die Computer, die es tatsächlich schon gab, füllten große Räume und waren nur für wenige Experten verfügbar.

Es gab in seiner Familie auch keine Schreibmaschine, und wenn es eine gegeben hätte, hätte sie nur sein Vater benutzen dürfen.

Der Junge gab dann aber auf, auch weil er auf dem Dachboden zwischenzeitlich eine verdreckte, alte Wandergitarre ohne Saiten gefunden und daraufhin beschlossen hatte, Gitarre spielen zu lernen, um Rock`n Roll-Star zu werden (was übrigens dann auch nicht geklappt hat).

Leider gibt es dieses Heft nicht mehr. Und es ist von daher auch müßig, darüber zu spekulieren, ob in diesen sauber handschriftlich geschriebenen Zeilen sich vielleicht nicht doch ein für einen Anfang brauchbaren Satz gefunden hätte, vielleicht auch nur der Funke oder der Hauch eines brauchbaren Satzes.

Sonntag, der erste Sonntag im September 2011

Kein Satz!

Aber ein schriller, durch Mark und Bein gehender Schrei verlor sich schwebend in der Halle. Allerdings gab es in dieser Halle weder Mark noch Bein, zumindest nicht irgend etwas, außer der „Quelle des Schalls“ selbst, das noch lebendig darauf hätte reagieren können. Es gab nur viel Metall in Form von Stahlträgern der Deckenkonstruktion und der Seitenwände und einer kleinen Anzahl von sorgfältig restaurierten Oldtimern, die nach den Vorstellungen des Besitzers auf dem mit einer glänzenden Versiegelung versehenen Betonboden in zwei Reihen „geparkt“ waren.

Und vor einem dieser kostbaren Sammlerstücke stand Agnieszka Kowalski und schrie.

Es war ein weißer Porsche 356 Speedster mit schwarzen Ledersitzen, so einer, wie ihn James Dean gefahren hatte, bevor er sich die 550er-Version gekauft hatte und damit in der Dämmerung des 30. September 1955 ohne Licht zuerst in ein anderes Auto und dann in die ewigen Jagdgründe Hollywoods gefahren war.

Agnieszka Kowalski hatte aufgehört zu schreien, sich mehrfach bekreuzigt und stand nun nur noch bleich und fassungslos da.

Wahrscheinlich hatte sie nie von James Dean gehört, und so konnte sie auch nicht annehmen, dass der Mensch, auf den sie starrte, der sie hinwiederum mit offenem Mund und großen, weit geöffneten Augen anzustarren schien, vielleicht der Geist von James Dean sein könnte, wie es vielleicht manchen in Amerika eingefallen wäre, wo sich hartnäckig auch heute noch Menschen finden, die allen Ernstes behaupten, dass er nicht tot sei.

James Dean ist sicherlich dort der zweitprominenteste Untote nach Elvis Presley.

Aber selbst einer dieser Gläubigen hätte beim zweiten Hinsehen seine Annahme korrigiert, weil der auf dem schwarzen Beifahrersitz angegurtet sitzende Mensch schulterlange schwarze Haare und überdeutliche weibliche Formen hatte, die aus dem gerade geschnittenen oberen Ausschnitt eines engen, roten Kleides herauszudrängen schienen.

In Agnieszkas Kopf fuhren die Gedanken Achterbahn. Das, was sie da sah, war nicht nur erschreckend, sondern es bedrohte auch ihre Existenz.

Seit sie 2009 ihre einigermaßen auskömmliche Stellung als Fließbandarbeiterin in einer kunststoffverarbeitenden Fabrik wegen der Finanz- und Wirtschaftskrise verloren hatte, war sie auf Arbeiten wie die, die sie gerade anfangen wollte zu verrichten, angewiesen, um ihr mageres Hartz IV-Einkommen aufzubessern.

Und der freundliche ältere Herr, ein wohlhabender Mundringer

Antiquitätenhändler, der sie für die Säuberung der Halle eingestellt hatte, bezahlte

sie auch „Brutto für Netto“ aus ihrer Sicht einigermaßen angemessen. Auch wenn sie als regulär eingestellte Reinigungskraft vielleicht sogar mehr verdient hätte, mit dem Arrangement waren beide einigermaßen zufrieden. Sie, weil es ein sicherer Job schien, er, weil er keine Lust hatte, dem Staat noch mehr von seinem hart erarbeiteten Geld in den Rachen zu werfen, zumal er von dem, was er regelmäßig von seinen Ausflügen in die Schweiz auf dem Rückweg - in, bei Kontrollen ungefährlichen Mengen - reimportierte, nur einen minimalen Bruchteil für die für ihn so wichtige Reinigung seines „Hobbyraums“ ausgeben musste.

Der bei weitem größte Teil fand Verwendung beim Einkauf von exotischen Lebensmitteln für Angehörige der gelangweilten Oberschicht der Republik, die gewillt waren, so hohe Preise dafür zu bezahlen, dass er ein Vielfaches des für den Einkauf ausgegebenen Betrags wieder in die Schweiz exportieren konnte.

Eine weniger bedeutsame Summe fand immer wieder Verwendung für den Kauf von Kunstobjekten auf dem grauen bis tiefschwarzen Markt - Kunstobjekte, die er ebenfalls gewinnbringend an verschwiegene, zahlungskräftige Kunstfreunde weiter veräußerte. Diese Käufe und Verkäufe wurden ebenfalls „Brutto für Netto“ abgewickelt, und die durchaus hohen Beträge tauchten deshalb weder in seinen Büchern, noch in denen der Käufer auf.

Manche dieser Objekte stammten beispielsweise aus dem nicht archivierten Privatbesitz von adligen Schlossherren oder -damen, die sich so das nötige Kleingeld für ihren vielleicht manchmal etwas übertriebenen Lifestyle hart erarbeiteten.

Die strengen Blicke der Ahnen auf den Bildern an den Wänden der Schlösser ertrugen sie mit Fassung, zumal sie ja wussten, dass beim Erwerb mancher dieser Gegenstände nach heutigen Regeln auch nicht immer alles mit rechten Dingen zugegangen war. Wenn es sein musste, dann war auch so manche reale Leiche am Wegesrand der Geschichte zurückgeblieben.

Davon findet sich aber in den Geschichtsbüchern an den Schulen nichts, wenn die historischen Leistungen des hohen, aber auch des niedrigen deutschen Adels in schillernden, bunten Farben geschildert werden. Dort findet sich auch nichts über das ausschweifende Leben katholischer Bischöfe, die als Herrscher über große Ländereien nach denselben Regeln lebten, etwas, was die Kirche heute noch gerne im Nebel der Vergangenheit verschwinden lassen möchte.

Wie hatte es der ehemalige Ministerpräsident des Landes, der kurz vor dem sich schon abzeichnenden Ende des zweiten Weltkriegs noch wegen unbedeutender, kleiner Vergehen Todesurteile gefällt hatte, so schön auf den Punkt gebracht? „Was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein!“

Eine solche „Geschäftsbeziehung“ wird irgendwann im Verlauf der Geschichte noch eine wichtige Rolle spielen.

Agnieszka wurde, je länger ihr all die Gedanken an „Was wäre, wenn?“ im Kopf herumschwirrten, desto unsicherer in dem, was sie tun sollte. Zuerst einmal aber überwand sie ihren Schockzustand, legte ihren Schrubber, den sie sogar bei der Bekreuzigung krampfhaft mit einer Hand umklammert gehalten hatte, auf den Boden und ging langsam und vorsichtig auf die Seitentür des Cabrios zu. Einen halben Schritt davor hielt sie an, streckte ihren Arm aus und berührte kurz mit den Fingerspitzen das Gesicht, aus dem sie immer noch diese Augen anstarrten, als wäre sie das Böse. Das Gesicht tat ihr nichts, es war nur kalt.

Da sie im Fernsehen schon oft gesehen hatte, wie die „Profis“ den Tod eines Menschen feststellten, wagte sie sich dann ganz heran und fühlte am Hals, ob nicht vielleicht doch ein Hauch, eine Regung des Lebens zu spüren wäre. Nichts war zu fühlen, außer der kalten Haut. Sie drückte ein wenig, der Kopf gab nach, kippte langsam ein wenig zur anderen Seite und blieb in dieser Stellung.

Agnieszka ging zurück zu ihrem Besen, hob ihn auf, schaute den Eimer an, schaute den Gang zwischen den Autos entlang, schaute auf die Eingangstür und sah: nichts. Außer ihr war wirklich niemand in dieser Halle.

Das grelle Neonlicht warf nur die unbeweglichen Schatten der Oldtimer an die Wand. Und außer ihrem schweren Atem und dem Knistern in einer kaputten, flackernden Neonröhre war kein Geräusch zu hören, auch nicht von draußen, denn es war schon Abend, und die Halle lag weit weg von jeglichem Durchgangsverkehr des Gewerbegebiets im Süden von Mundringen.

In den kleinen Fabriken war die Arbeit längst beendet und die Arbeiter waren nach Hause gefahren, die Werkstätten und Lagerhallen geschlossen.

Agnieszka hielt sich wieder am Besen fest, riskierte noch einen Blick auf die Leiche, schaute auf den knisternden Schaum im Putzeimer und dachte, schon etwas klarer im Kopf, darüber nach, was jetzt zu tun sei. Sie hatte nichts Böses getan, war nur zur falschen Zeit am falschen Ort, aber das ließ sich ja vielleicht noch ändern. Natürlich war ihr bewusst, dass sie jetzt sofort die Polizei anrufen müsste, 110, die Nummer kannte sie.

Ihr Handy hatte sie auch dabei.

Es war ein einfaches Prepaid-Handy, das ihr von einem Jungen aus ihrer Nachbarschaft, dessen Eltern ebenfalls Polen waren, angeboten worden war. Er hatte ihr erzählt, dass er es von seiner Freundin hätte, die es aber nicht mehr bräuchte, weil sie jetzt ein viel besseres habe. Da es schon alt und nichts Besonderes sei, könne sie es für 15 Euro haben, soviel Guthaben sei noch auf der Karte. Er hatte ihr auch die PIN von „0000“ auf „AAAA“ geändert. Und sie hatte sich über das Schnäppchen gefreut.

Der Anruf wäre also kein Problem. Aber wenn sie jetzt anrufen würde, würde sie für die nicht getane Arbeit auch kein Geld bekommen, von dem freundlichen

älteren Herrn, und sie brauchte dieses Geld. Was aber, wenn sie ihre Arbeit tun, und auf dem Nachhauseweg einfach so, ohne Namensnennung, anrufen würde? Sie entschloss sich zu dieser für alle annehmbaren Lösung. Sie wischte den Hauptgang und die Wege zwischen den Autos, zögerte nur kurz, als sie links und rechts des Cabrios arbeitete, befreite den Lack der Autos, auch den des „Leichenwagens“, mit Mikrofasertüchern grob vom Staub und atmete danach befreit auf.

„Alles wird gut!“, dachte sie, als sie das Licht ausschaltete, die Tür der Halle sorgfältig abschloss, danach den Alarm für die Diebstahlsicherung wieder einschaltete und den Heimweg antrat. Als sie schon das Handy in der Hand hielt, um bei der Polizei anzurufen, überlegte sie es sich noch einmal: „Vielleicht ist ja schon einer der Streifenwagen, die manchmal hier vorbeikommen, unterwegs, vielleicht ganz in der Nähe, vielleicht schon um die nächste Ecke.“ Sie beschloss, dass es sicherer wäre, von zu Hause aus anzurufen, und beschleunigte ihre Schritte.

Ihr fester Glaube an die heilige Maria und daran, dass diese ihre Gebet erhören und allein schon deshalb alles gut werden müsse, in ihrem Sinn natürlich, nützte ihr allerdings bereits im Moment des Anrufs aus ihrer Wohnung nichts mehr, obwohl sie nach dem Satz: „Im Automobilmuseum in der Maybachstraße liegt eine Tote“, sofort aufgelegt und das Handy ausgeschaltet hatte.

Ihr war, in dem kurzen Augenblick, als sie auf die Taste mit dem roten Telefon gedrückt hatte, plötzlich eingefallen, dass sie im letzten Vorabendkrimi gesehen hatte, dass ein Verbrecher nach einem Anruf nicht nur das Handy ausgeschaltet, sondern auch den Akku seines Handys entfernt hatte, damit die Polizei es nicht orten konnte. Das tat sie dann auch noch und fühlte sich nun endgültig sicher. Dass sie nun einmal erst kein Handy haben würde, tat ihr nicht leid, zumal sie das Guthaben schon beinahe abtelefoniert und somit nur einen minimalen Verlust erlitten hatte.

Polizeikommissar Johannes Krafft, von allen nur Jo genannt, hatte Sonntags-Spätschicht. Das Revier war leer. Die beiden anderen Beamten waren schon mit dem Streifenwagen losgefahren, um die üblichen Runden in der Stadt zu drehen, und es schien eine ruhige Nacht zu werden. Das Telefon hatte schon seit Beginn seiner Schicht geschwiegen. Sein Vorgesetzter, Hartmut Knöllner, von allen hinter seinem Rücken nur „Knöllchen“ genannt, weil er großen Wert auf eine, aus seiner Sicht und die seiner Vorgesetzten, angemessene Anzahl von Strafmandaten pro Monat legte, war schon gegangen und hatte ihm die Leitung des Reviers übergeben. Jo lehnte sich in seinem Drehstuhl zurück. Dabei knarrte die Rückenlehne bedenklich. Jo befürchtete schon lange, dass sie irgendwann abbrechen und er auf dem Boden landen würde.

Das gesamte Mobiliar der Dienststelle, samt der technischen Ausstattung, sollte zwar schon seit Jahren ersetzt werden, aber in Zeiten, in denen alle Politiker nur vom Sparen redeten, war das ein hehrer Wunschtraum. Selbst der Hinweis auf die gesetzlich vorgeschriebene ergonomische Ausgestaltung des Arbeitsplatzes hatte bis jetzt nichts genützt. Die Antwort war immer dieselbe: „Die Dienststelle steht bei der Verteilung der Mittel ganz oben.“

„Dort wird sie sich auch nächstes Jahr wohl fühlen“, dachte Jo und überlegte, was er jetzt alles nicht tun wollte. Er gähnte und wollte sich schon auf den Weg zur Kaffeemaschine machen, als das Telefon schnarrte. „Bitte nicht, nicht jetzt“, sagte seine innere Stimme, aber seine Hand hatte schon automatisch zum Hörer gegriffen. „Polizeirevier Mundringen, Kommissar Krafft am Apparat, was kann ich für sie tun?“ Er hörte ein leises Räuspern und dann eine weibliche Stimme mit einem osteuropäischen Akzent: „Im Automobilmuseum in der Maybachstraße liegt eine Leiche.“

Bevor Jo auch nur einen Ton herausbrachte, machte es „Klick“, und die Leitung war unterbrochen. Jo drückte auf den Rückrufknopf, aber er bekam keine Verbindung. So konnte er nur noch die Nummer auf dem Display seines Telefons notieren. „Darüber kriegen wir dich schon“, dachte er. Aber es sollte sich noch herausstellen, dass das doch nicht so einfach sein würde.

Jo schrieb sich rasch auch noch die Adresse auf, die die Frau genannt hatte. Dann rief er über Funk den Streifenwagen: „Süd13, wo seid ihr?“ „Hey Joe, hier ist Jimi Hendrix stadtauswärts auf der Kipfelauer Straße.“ „Lass den Blödsinn, Gerhard, fahrt sofort in die Maybachstraße im Gewerbegebiet. Im Automuseum von Helmut Kläwerle soll eine Leiche liegen. Schaut nach, ob dort eingebrochen worden ist, und ruft mich dann zurück.“

Er setzte sich wieder auf seinen Drehstuhl und wartete. Irgendwie knarrte die Lehne jetzt noch bedrohlicher als sonst. Und irgendwie hatte er auch ein ungutes Gefühl. Vielleicht war es ja doch nur wieder einer dieser blöden „Spaßanrufe“, aber wenn nicht? Jo versuchte in Gedanken schon dieses „wenn nicht“ durchzuspielen: „Anruf bei dem Beamten, der zu Hause Bereitschaft hatte, Notarzt und Krankenwagen, die Kriminaltechniker aus Kipfelau rufen, Museumsbesitzer und Schlüssel holen.“

Der Funk meldete sich: „Jo, wir sind da. Vordertür verschlossen, kein Licht, hinterer Eingang auch verschlossen, nichts Auffälliges. Was sollen wir tun? Die Tür aufbrechen?“

Jo musste eine Entscheidung treffen. Wenn es tatsächlich eine Leiche in diesem Museum gab, konnte sie nicht mehr davonlaufen. Und die Örtlichkeiten waren durch die Anwesenheit der beiden Beamten gesichert. Also: Schlüssel und Besitzer. Und das kurz vor Mitternacht. Seine Freude wird sich in Grenzen halten.

Er hatte schon Erfahrung damit gemacht, wie sich unschuldige, gut situierte Bürger verhalten, wenn man sie zu nachtschlafender Zeit aus dem Bett holt: zuerst nur wenig verständnisvoll, dann wütend, ausfallend und drohend: „Ich kenne ihren Vorgesetzten gut, und das wird für sie Konsequenzen haben!“ Bis jetzt hatte es keine gegeben, es war bei viel heißer Luft geblieben.

„Bleibt vor Ort und wartet, ich versuche den Besitzer mit den Schlüsseln zu holen.“ Jo nahm das örtliche Telefonbuch vom Schreibtisch: Automuseum Kläwerle, Durchwahl einer Telefonanlage mit zwei Endnummern, aber keine Privatadresse und -nummer, Kläwerle Helmut, Antiquitätenhandel, keine weiteren Kläwerles, Sonnenweg 14, Mundringer Festnetznummer.

„Probieren wirs“, er nahm den Hörer und wählte, Freizeichen, Abbruch, noch ein Versuch. Endlich, eine verschlafen klingende, männliche Stimme: „Kläwerle, wer ist da?“ „Polizeikommissar Krafft, Revier Mundringen, entschuldigen Sie die mitternächtliche Störung, aber wir haben ein Problem, bei dem nur Sie uns helfen können.“ „Unverschämtheit, friedliche Bürger nachts aus dem Bett zu holen. Was denken Sie sich eigentlich? Hat das nicht bis morgen Zeit?“ Jo versuchte den Mann zu beruhigen: „Ich habe ja Verständnis für Ihre Aufregung, aber es ist wirklich wichtig und kann nicht bis morgen warten. Wir haben einen Anruf bekommen, dass sich in der Halle Ihres Automuseums eine Leiche befindet, und wir bräuchten Ihre Anwesenheit und vor allem Ihre Schlüssel, um dem nachzugehen.“ Die Art der Antwort, die Jo jetzt bekam, kannte er schon: „Sie spinnen wohl! Es gab also keinen Einbruch! Wie soll da in meiner Halle eine Leiche sein? Das kann nur ein übler Scherz sein! Ich denke nicht daran, zu kommen! Und ich werde mich bei Ihrem Vorgesetzten über Ihre Inkompetenz beschweren!“ Jo war es leid, und er wurde nun auch etwas lauter: „Das ist Ihnen unbenommen, aber ich werde jetzt zu Ihnen fahren und sie abholen, zur Not mit Blaulicht und Sirene. Sollten Sie immer noch nicht mitkommen wollen, werde ich die Tür der Halle aufbrechen lassen. Und morgen dürfen Sie sich gern beschweren.“ Der Mann schien die Möglichkeiten abzuwägen, denn er antwortete erst nach einer kleinen Pause, diesmal weniger laut: „Gut, Sie brauchen mich nicht abzuholen. Ich komme in etwa fünfzehn Minuten zur Halle. Ich muss mich ja erst noch anziehen.“

Damit war das Gespräch beendet.

Jo rief nun Paul Huber an, den Beamten, der Bereitschaft hatte. Auch er schien schon geschlafen zu haben, erschien aber, da er in der Nähe wohnte, schon nach zehn Minuten auf dem Revier. „Tut mir leid, Paul, aber wir haben vielleicht eine Leiche, und ich muss zum Tatort. Die Streife ist schon dort und jemand muss ja im Revier sein“, sagte Jo, bevor er die Tür hinter sich schloss und zum Parkplatz ging. Als Jo in die Maybachstraße einbog, sah er schon das Blaulicht des Streifenwagens und dahinter einen schwarzen Mercedes der S-Klasse. Er stieg aus und betrat das

Grundstück durch eine Tür, die er zwischen den hohen Hecken der Einfriedung fand.

Vor der Eingangstür des Museums warteten schon die beiden Beamten der Streife, und der große Grauhaarige neben ihnen war wohl dieser Antiquitätenhändler. Jo begrüßte die Polizisten und wandte sich dann an den Besitzer des Museums, der ihn finster anschaute: „Entschuldigen Sie nochmals, aber wir sind von Gesetzes wegen verpflichtet, auch vielleicht unwahrscheinlichen Meldungen von Gewalttaten nachzugehen.“ Der Mann schien immer noch ziemlich sauer zu sein, denn er brummte: „Ich habe doch gesagt, ich werde mich beschweren, aber bringen wirs hinter uns. Ich möchte wieder ins Bett.“

Er ging mit den Schlüsseln in der Hand auf die Tür zu, um aufzuschließen, doch Jo hielt ihn am Arm fest: „Halt, warten Sie. Geben Sie mir die Schlüssel. Ich muss das tun. Und wir müssen alle zuerst Handschuhe anziehen, damit keine Spuren verwischt werden. Falls da drin doch etwas ist!“ Dann wandte er sich an den Polizeihauptmeister Gerhard Bauer, der neben sich einen Alu-Koffer stehen hatte: „Handschuhe und die Überzieher für die Schuhe.“ Dieser öffnete den Koffer und verteilte die Utensilien an alle.

„Ich muss, bevor Sie die Tür öffnen, erst die Alarmanlage ausschalten“, sagte Kläwerle, als er sich bückte um die Überzieher anzuziehen, „dann können Sie die Schlüssel haben.“ Er richtete sich auf, öffnete das kleine Metallkästchen neben der Tür mit einem der Schlüssel und drückte auf dem beleuchteten Tastenfeld ein paar Zahlen. Dann gab er Jo die Schlüssel: „So, jetzt können Sie.“

„Sie bleiben bitte hinter den beiden Beamten. Wo ist der Lichtschalter?“ „Es sind zwei, einer für den Vorraum einer für die Halle, rechts neben der Tür.“

Jo öffnete vorsichtig die Tür. Aus der Halle war kein Laut zu hören, außer einem leisen Brummen. „Die Heizung ist etwas laut“, ertönte Kläwerles Stimme von hinten. Das Licht im Vorraum flammte auf, dann beleuchteten die langen Reihen der Neonröhren an der Hallendecke die Halle. Jo und seine Begleiter schauten durch die geschlossene Gitterglastür in die Halle. Es war nichts Ungewöhnliches zu entdecken. Keine Bewegung in der Halle. Links und rechts von einem breiten Mittelgang standen je zehn, in allen Farben glänzende Oldtimer aus allen Epochen der Automobilgeschichte. Jo öffnete die Tür und ging hinein. Sein Blick wanderte die aufgereihten Autos entlang von vorne nach hinten, zuerst links dann rechts. Hinter seinem Rücken kommentierte der Besitzer: „Sie sehen doch, nichts, kein Blut auf dem Boden, keine Leiche, alles Quatsch!“

Jos Augen blieben an einem weißen Porsche Cabrio hängen: Rot auf schwarzen Sitzen, da war ein Mensch!

„Sie bleiben bitte am Eingang stehen. Gerhard, komm mit!“ Und dann ging er den Gang entlang auf das Cabrio zu. Auf dem Beifahrersitz war eine Frau in einem roten Kleid angegurtet, der Kopf war leicht zur Seite und nach vorne geneigt, so

dass die langen schwarzen Haare das Gesicht verdeckten, nicht aber die aus dem Ausschnitt des Kleides herausdrängenden weiblichen Formen. Auf seinem Weg und auch, als er vor der Fahrertür stand, verdeckte er natürlich dem immer noch an der Tür stehenden Kläwerle die Sicht auf das Fahrzeug. Der rief: „Na, was ist, das Auto können Sie zu den üblichen Öffnungszeiten besichtigen!“ Jo rief, ohne sich umzudrehen, zurück: „Tut mir leid, aber in diesem Schmuckstück liegt eine tote Frau.“

Er ging um das Auto herum und drückte gegen die Schulter. Der Kopf verschob sich leicht. Dann schob er mit der Hand die Haare leicht zur Seite. Offene Augen starrten ihn an, auch der Mund war geöffnet. Von Leben keine Spur, auch am Hals war nichts zu fühlen. Die Frau war definitiv tot, toter ging es nicht. „Gerhard, bleib hier, es gibt viel zu tun. Ruf bitte den Notarzt an, und wir brauchen einen Rettungswagen. Dann informiere die Kriminaltechnik in Kipfelau. Wir brauchen ihre Hilfe“, damit drehte er sich um und ging zurück zu dem Antiquitätenhändler. „Herr Kläwerle, entschuldigen Sie, aber ich muss Sie das fragen, wo waren Sie heute Abend?“ Der antwortete entrüstet: „Was glauben Sie denn? Ich war zusammen mit meiner Frau zu Hause, den ganzen Abend, und wir sind auch zusammen ins Bett gegangen. Sie wird Ihnen das gern bestätigen.“ „Gut Herr Kläwerle, das werden wir natürlich tun, nur der Ordnung halber. Kommen Sie jetzt bitte mit mir. Ich möchte, dass Sie sich die Tote ansehen. Vielleicht haben Sie ihr Gesicht ja schon irgendwo gesehen.“ „Muss das sein?“, fragte Kläwerle störrisch. „Ja, das kann ich Ihnen nicht ersparen. Schließlich ist es Ihr Museum, und die Tote sitzt in ihrem Auto.“ Jo ging voran und Kläwerle folgte ihm widerwillig. Als sie neben der Toten standen, schaute er nur kurz hin und drehte dann den Kopf sofort wieder weg: „Ich kann so einen Anblick nicht ertragen, Herr Kommissar, das müssen Sie doch verstehen. So eine junge Frau und tot. Das ist doch fürchterlich!“ „Herr Kläwerle, ich kann Sie durchaus verstehen, aber Sie müssen genau hinsehen!“ Kläwerle drehte folgsam den Kopf und sagte dann: „Ich kenne diese Frau nicht, ich habe sie noch nie gesehen. Darf ich jetzt gehen?“ „Tut mir leid, Herr Kläwerle, aber wir brauchen Sie noch. Für diese Halle gibt es sicher einen Zweitschlüssel. Wo befindet sich der?“ Die Antwort kam für Jo etwas zögerlich, und daran würde er sich später noch erinnern: „Natürlich, er liegt im Bürogebäude nebenan in einem Tresor, zu dem nur mein Geschäftsführer und ich die Schlüssel haben. Der ist übrigens momentan mit seiner Familie im Urlaub auf Mallorca. Auch das können Sie gern nachprüfen.“ „Gut, dann gehen Sie jetzt bitte mit meinem Kollegen dorthin und zeigen ihm den Schlüssel. Udo, würdest du bitte so nett sein und das übernehmen?“ Der Beamte drehte sich mit den Worten: „Kommen Sie bitte mit“, um und verließ mit Kläwerle die Halle.

Jo ging zurück zum Cabrio. Sein Kollege hatte schon aufgehört zu telefonieren: „Alles klar, Jo, alle sind unterwegs.“ Jo nahm die Kamera aus Gerhards Koffer und

fotografierte die Leiche, dann das Auto, innen und außen, aus allen Richtungen, dann den Boden rund um das Auto, obwohl dort nichts zu sehen war - Routine. Zuerst kam der Notarzt mit zwei Rettungssanitätern, die eine Trage in die Halle fuhren. Der Notarzt befühlte zuerst den Hals, dann das Handgelenk, dann sagte er zu den Sanitätern: „Holen Sie die Frau vorsichtig aus dem Wagen und legen Sie sie bitte auf die Bahre. Die Leichenstarre hat noch nicht voll eingesetzt, also ist das nicht so schwer.“ Jo stand ungeduldig neben ihm, als der Arzt sich ohne weitere Kommentare zuerst Kopf, Hals und die Haut bis zum Ausschnitt, dann die Arme und die Beine genau anschaute. Dann sagte er: „Bitte drehen Sie sie auf die Seite“, und untersuchte den Kopf noch einmal genauer, auch die Nackenregion. Für Jo schien es eine Ewigkeit zu dauern, bis er sich zu ihm umwandte und sagte: „Ich weiß nicht, ob es ihre Arbeit weniger kompliziert macht, aber was ich sagen kann, ist, dass ich keinerlei äußere Anzeichen von Gewaltanwendung erkennen kann, weder am Kopf noch an den Armen und Beinen. Nicht ausschließen kann ich allerdings, dass sich vielleicht noch Spuren unter der Kleidung, im Bauchbereich, finden lassen, aber das sieht der Pathologe. Ich vermute eher eine natürliche Todesursache, das heißt, eigentlich bin ich mir sogar sicher. Sehen Sie sich den Hals der Toten an. Ich denke, dass die dunkle Marmorierung am Hals und im Bereich des Dekolletés eine ausgeprägte sogenannte "Kranzzyanose" ist, auch "schwedischer Kragen" genannt. Das heißt, die Frau ist meiner Meinung nach an einer Lungenembolie gestorben. Aber auch hier will ich dem Befund des Pathologen nicht vorgreifen. Sollte es doch andere Ursachen geben, wird Ihnen dieser sicher schnell Bescheid geben. Sie wollen sicher auch wissen, wie lange die Frau schon tot ist? Nun, ich würde sagen cirka sechs bis zehn Stunden. Die Halle ist ziemlich kühl, und deshalb wurde der Eintritt der Leichenstarre wahrscheinlich verzögert.“ Jo war mehr als nur verwirrt: Eine auf natürliche Art gestorbene Frau in einem abgeschlossenen Museum, das ergab keinen Sinn.

Als der Notarzt fragte: „Können wir sie jetzt mitnehmen?“, nickte er nur und bedankte sich.

Kaum war die Leiche abtransportiert worden, kam auch schon Udo mit Kläwerle zurück: „Der Schlüssel war im Tresor, und es gibt auch am Bürogebäude keine Einbruchsspuren.“ „Haben Sie irgendwie eine Erklärung dafür, wie die Tote in ihr abgeschlossenes Museum kommen konnte? Vielleicht doch noch ein Drittschlüssel oder eine Möglichkeit einer Kopie? Herr Kläwerle, es ist wichtig!“ Jo vermeinte wieder eine leichte Unsicherheit, ein kaum wahrnehmbares Zögern, bei der Antwort zu herauszuhören: „Nein, es gibt keinen.“ „Na gut, Herr Kläwerle, bevor Sie gehen können, möchte ich Sie noch bitten, uns eine DNA-Probe zu geben, nur um Sie ausschließen zu können, falls wir an der Toten Spuren finden. Udo gibst du mir bitte ein Röhrchen?“ Kläwerle brummte zwar: „Wenns denn sein muss“, ließ

aber die Prozedur ohne eine Spur von Nervosität über sich ergehen. Nach Jos Einschätzung hatte er, was das anbelangte, wirklich keine Befürchtungen. „Sie können jetzt wieder nach Hause. Hier wird gleich noch mehr los sein, und ihre Anwesenheit würde dabei nur stören. Ihre Schlüssel lassen Sie bitte hier, und schreiben Sie mir bitte auch die Zahlen der Alarmanlage auf. Die Schlüssel werde ich Ihnen nach Beendigung unserer Arbeit in Ihren Briefkasten werfen. Gute Nacht, Herr Kläwerle. Ich werde Sie morgen anrufen, damit wir einen Termin für eine ausführliche Unterhaltung ausmachen können.“ Kläwerle antwortete, durch den Leichenfund wohl etwas bescheidener geworden: „Gute Nacht, Herr Krafft, und nichts für ungut, ich habe wohl doch etwas übertrieben heftig reagiert und möchte mich dafür entschuldigen.“

Nach dem Weggang des Museumsbesitzers erschienen die Kriminaltechniker aus Kipfelau. Routiniert suchten sie die Halle nach irgendwelchen Spuren ab, untersuchten alle Türen nach Fingerabdrücken, fanden aber nichts Besonderes. Ihr Leiter sagte zu Jo, als sie die Halle verließen: „Wir lassen morgen das Auto abholen, vielleicht finden wir da noch was, vielleicht auch in der Kleidung der Toten. Aber zum jetzigen Zeitpunkt gibt es erst einmal nichts, was dir weiterhelfen könnte.“

Als die Kriminaltechniker die Halle verlassen hatten, schickte Jo seine Kollegen wieder auf Streife, ihr Dienst war ja noch nicht beendet. Dann ging er noch einmal durch die Halle. „Auch wenn der Doktor Recht hat, und es ist kein Mord, was ist das dann? Wer deponiert eine Tote in einem Automuseum und warum gerade da? Und wer hat noch einen Schlüssel und woher?“, überlegte Jo, als er die Halle abschloss und den Alarm einschaltete. „Fragen über Fragen“, ging es ihm noch durch den Kopf, als er zum Revier zurückfuhr.

Dort setzte er sich sofort an den Schreibtisch und begann mit dem Schreiben des Berichts. Der Rest der Nacht verlief ruhig, auch seine Kollegen hatten, als sie von der Streife zurückkamen, nichts zu berichten. Mit dem Eintreffen der Tagschicht um 7 Uhr, verließ Jo das Revier, fuhr todmüde nach Hause, legte sich ins Bett und schlief bis in den späten Nachmittag.

Dienstag

Am Morgen fand Jo auf seinem Schreibtisch eine Notiz: „Pathologie anrufen“. Er wählte die Nummer. „Krankenhaus Mundringen, Sekretariat der Pathologie, Ulrike Meyer, was wünschen Sie?“ „Polizeirevier Mundringen, Polizeikommissar Krafft, ich sollte sie anrufen“, erwiderte Jo. „Herr Krafft, schön, dass Sie sich so schnell melden. Sie können morgen früh vorbeikommen. Der Leiter der Pathologie erwartet Sie um zehn, wenn Sie das einrichten können. Und, bevor Sie noch fragen, ich darf ihnen vorab keine näheren Auskünfte erteilen.“ Nach einem kurzen Blick

in seinen Terminkalender, erklärte er, dass das möglich sei. Danach fühlte er, wie sich ein leichtes Kribbeln in seinem Bauch breit machte. Was hatte der Pathologe herausgefunden? War es wirklich nur ein normaler Tod oder vielleicht doch ein Mord. Dann wäre er allerdings für die weiteren Untersuchungen nur noch am Rande zuständig, weil dann die Kripo in Kipfelau den Fall übernehmen würde. Er war sich nicht sicher, was ihm lieber wäre.

Mittwoch

Der Pathologe des Mundringer Krankenhauses hieß Dr. Carlo Abato. Jo hatte seinen Namen auf dem Schild neben der Tür zu seinem Büro gelesen.

Als Jo eintrat, saß Dr. Abato, graue Haare, wahrscheinlich so um die fünfzig, hinter seinem Schreibtisch in Papiere vertieft. Er schaute auf, blickte Jo über den Rand seiner Brille hinweg an und sagte: „Ah, guten Tag, Herr Krafft. Sie sind doch Herr Krafft. Wollen Sie sich setzen oder möchten Sie vielleicht vorher ihre Leiche besichtigen? Wir haben sie schon wieder zugenäht. Sie ist also halbwegs ansehnlich.“

Jo hatte keine Lust auf eine Leiche zum zweiten Frühstück, deshalb setzte er sich schnell auf den Besucherstuhl vor dem Schreibtisch. „Nein, danke, Herr Doktor, ich möchte gern die Reste meines Frühstücks verdauen und nicht verlieren. Was haben Sie mir so Wichtiges mitzuteilen? Ihre Sekretärin tat am Telefon ja so geheimnisvoll und wollte mir ja keine Einzelheiten erzählen. Was gibt es denn so Spannendes. War es vielleicht doch Mord?“

Dr. Abato schaute kurz in die Unterlagen vor ihm und sagte dann: „Meine Sekretärin hat zwar den Bericht noch nicht ganz in den Computer eingegeben und daher habe ich nur einen Teilausdruck, aber ich denke, dass er morgen fertig ist und dass Sie ihn dann haben können. Ich kann sie beruhigen, wenn es für Sie beruhigend ist, dass jemand zwar tot ist, aber nicht ermordet wurde. Ihre Leiche hat ohne direkte Mitwirkung aus eigener Kraft den Weg ins Jenseits angetreten. Der Notarzt hatte mit seiner Diagnose recht, die Person starb an einer Lungenembolie. Als Pathologe muss ich aber hinzufügen, dass sie mir eine wirklich interessante Aufgabe auf den Seziertisch gelegt haben.“ Jo unterbrach ihn, ungeduldig, aber verwundert über die seltsam gekünstelte Ausdrucksweise des Mannes. „Also natürlicher Tod, und was ist daran so interessant, dass Sie mich herbestellt haben? Haben Sie vielleicht Anhaltspunkte für die Identität der Frau gefunden oder was konnten Sie mir sonst noch nicht am Telefon mitteilen?“

Der Pathologe lächelte. „Ich würde vorschlagen, Sie suchen sich auf ihrem Stuhl einen sicheren Halt, denn die Suche nach der Identität dieser Person wird ihre geringste Sorge sein.“ Jo wurde ungeduldig. „Bitte hören Sie auf, um den heißen Brei herumzureden. Was haben Sie, was mir Sorgen bereiten könnte?“

„Zuerst einmal, ihre Leiche ist keine Frau, sondern ein Mann, sogar einer, der über ein, über das Normalmaß hinausgehendes, Teil verfügt. Sie haben ja nur die aus dem Kleid herausragenden weiblichen Attribute gesehen. Aber die sind...“ Jo hatte sich schon wieder gefangen und vollendete den Satz des Pathologen: „... eingebaut worden, also Silikon-Implantate. Na gut, ich habe jetzt also an Stelle einer weiblichen eine männliche Leiche. Das verändert die Menge meiner Sorgen in keiner Weise.“ „Das ist mir klar, junger Freund, und ich hätte ihnen das auch schon vor zwei Tagen erzählt, wenn mir nicht schon bei der äußeren Betrachtung aufgefallen wäre, dass der Mann anscheinend sehr schnell eingepackt worden ist, ohne dass sich jemand die Mühe gemacht hätte, ihn gründlich zu reinigen. Sein bestes Stück war mit klarer Vaseline eingecremt, die kleine, weiße Teilchen enthielt. Das hieß für mich, dass es kurz vor seinem Tod noch in Betrieb gewesen sein musste. An den Brüsten fanden wir tiefe Kratzspuren und kleinflächige Hämatome, die vor seinem Tod entstanden sein mussten, und dann ebenfalls Eindrücke von Fingernägeln auf dem Rücken mit Spuren von weißem Nagellack. Daraufhin haben wir den Penis abgetrennt und ihn zusammen mit Abstrichen aus den Kratzern und von den restlichen Körperöffnungen in ein Labor geschickt.“

Jo war nun mehr als nur erstaunt über die Gründlichkeit der Untersuchung und fragte: „Warum das denn?“ „Nun, ich habe vermutet, dass wir es wohl mit einem Mann mit homosexuellen Neigungen zu tun haben, aber das ist noch nicht alles, wie das Ergebnis der Analysen zeigte.“

Jo war nun gespannt auf die Resultate, doch der Pathologe wollte anscheinend nicht sofort damit herausrücken, sondern fuhr mit seinen Erkenntnissen aus der weiteren Obduktion fort. „Ich habe dann die Implantate herausgeschnitten. Es waren Produkte der französischen Firma PIP, von denen, in Fachkreisen schon länger und seit kurzem auch in der Öffentlichkeit, bekannt ist, dass sie wegen der Gewinnmaximierung aus verunreinigtem, billigem Industriesilikon hergestellt wurden. Und eines dieser Implantate war geplatzt. Wahrscheinlich, das hat dann eine Blutanalyse gezeigt, sind Inhaltsstoffe des Silikons, wie auch immer, in die Blutbahn gelangt und haben zusammen mit anderen Faktoren eine Thrombose verursacht, die hinwiederum zu der Lungenembolie geführt hat. Wir fanden als Unterstützung dieser Theorie in der Nase noch eine sogenannte „Nasenseptumperforation“, ein Loch, von dem ich vermutete, dass es wahrscheinlich durch den häufigen Gebrauch von Kokain entstanden ist. Und Verfärbungen an den Innenseiten der wahrscheinlich häufig gebleichten, sehr weißen Zähne, ließen darauf schließen, dass der Tote Raucher war. Der natürliche Tod hatte also einige unnatürliche Voraussetzungen, die Sie aber niemandem anlasten können.

Nun zu den Laborergebnissen: Die Vaseline auf dem Penis enthielt Kokain, wahrscheinlich für vermehrte Ausdauerleistung gedacht. Spuren desselben Stoffes

fanden sich tatsächlich auch in der Nase. Das wäre allerdings wohl eher ein Fall für eure Drogenabteilung, wäre der Konsument noch verhandlungsfähig. Darüber hinaus ergab die Analyse des abgetrennten Körperteils und der Umgebungshaare, und das ist ein ausgesprochener Glücksfall, zwei eindeutige DNA-Spuren und zwar, jetzt wird es für sie spannend, weibliche. Ihre Leiche hatte also nicht lange vor ihrem Ableben noch zwei für ihn wahrscheinlich angenehme Begegnungen. Und das ist noch nicht alles. Im Mund und an und in der entgegengesetzten Öffnung fand sich Sperma, ebenfalls noch frisch, wieder mit unterschiedlicher männlicher DNA. Es gibt also zwei Frauen und zwei Männer, die ihnen erzählen können, wer dieser Mann ist. Ihren Herrn Kläwerle können wir ausschließen, denn seine DNA entspricht nicht den Profilen. Den Zeitpunkt des Todes würde ich auf Sonntag Nachmittag cirka fünfzehn bis sechzehn Uhr legen. Ich kann das leider nicht genauer bestimmen, weil der Fundort ja nicht der Ort ist, an dem der Mann gestorben ist“

Jo rang um seine Fassung. „Doktor, sie sind ja fantastisch.“

„Ich danke für die Blumen, aber es hat wirklich auch Spaß gemacht, denn so etwas habe ich in meiner langjährigen Praxis auch noch nicht auf dem Tisch gehabt. Für Sie allerdings fängt jetzt der Ernst des Lebens an. Ich wünsche ihnen viel Erfolg“, damit erhob sich der Pathologe und streckte ihm die Hand zum Abschied hin. „Sie können sich das alles schriftlich morgen bei meiner Sekretärin abholen.“ Jo ergriff die Hand, drückte sie fest und verabschiedete sich: „Vielen Dank, Doktor, es war wirklich ein Vergnügen, ihnen zuzuhören.“

Dann verließ er das Büro des Arztes. Was für erstaunliche Neuigkeiten, aber wie würden sie ihm bei der Suche nach der Identität der Leiche weiterhelfen? Wenn er morgen die Ergebnisse bekam, musste er sofort Anfragen an das LKA und das BKA schicken. Vielleicht hatten die ja jemanden in der Datenbank. Obwohl, so richtig glaubte er nicht daran, da ja auch die DNA des Toten dort nicht registriert war. Und er musste nachprüfen, wo Kläwerle am Sonntag Nachmittag war, bis zu der Zeit am Abend, die er zu Hause mit seiner Frau verbracht hatte.

Zurück im Revier rief er zuerst die Kriminaltechnik in Kipfelau an und fragte, ob sie vielleicht doch noch etwas in oder an den Kleidungsstücken gefunden hätten, was ihm weiterhelfen würde. Er hegte keine großen Hoffnungen, freute sich aber doch über einen winzigen Schimmer.

Sein Kollege erzählte ihm, dass zwar aus dem Kleid, dem BH und dem Slip alle Etiketten sorgfältig herausgetrennt worden waren, dass man aber einen sehr schmalen, kleinen Stoffstreifen am inneren Seitenrand des Slips übersehen hatte, vielleicht deswegen, weil er die Farbe des Slips hatte und darauf nichts zu sehen war. „Wir haben ihn sorgfältig herausgetrennt und auf der Unterseite, in, von der Farbe des Slips kaum zu unterscheidender, ebenfalls roter Farbe gedruckt, die Wörter ATLANTIC und KIEV gefunden. Ich habe dann die „Firma Google“

bemüht. Und die hat mir dann erzählt, dass das ein Geschäft für exklusive, teure Unterwäsche in Kiev, der Hauptstadt der Ukraine, ist. Mehr habe ich leider nicht zu bieten, aber vielleicht fällt dir ja dazu etwas ein, Kollege?“

Er schien kurz nachzudenken und fügte dann noch hinzu: „Doch da ist noch etwas, bevor ich es vergesse, es wird dir aber kaum weiterhelfen. Das Auto ist außen und innen gründlich gereinigt worden. Wir haben weder außen, noch innen irgendwelche Fingerabdrücke gefunden, auch keine sonstigen Spuren. Allerdings ist jemand damit gefahren, denn die Reifenflächen waren, im Gegensatz zu den Seiten, schmutzig, und in den Profilen fanden wir kleine Steinchen, wahrscheinlich von einem Schotterweg, sowie Erde und Grasreste. Aber das gibt es ja überall. Wir haben den Wagen übrigens schon wieder zurückgebracht.“

Die kleinen Zahnräder in Jos Gehirn hakten sich in den Namen der Stadt ein und brachten sein Gedächtnis auf Touren: „Kiev, Valerij, Valerij Danilov, der ukrainische Freund, der Leutnant im Kosovo, der ist doch nach seiner Rückkehr Kommissar bei der Polizei in Kiev geworden. In meinem Handy muss noch seine Telefonnummer gespeichert sein, von seinem letzten Anruf nach seiner Rückkehr. Ich könnte ihn heute Abend anrufen. Obwohl, es ist ja schon ein paar Monate her. Und vielleicht hat er ja keine Lust oder auch keine Möglichkeit, sich um ein Geschäft für luxuriöse Unterwäsche zu kümmern.“

Jo wurde von Knöllchen unsanft aus seinen Gedanken gerissen: „Jo, was machen deine Berichte? Ich hätte sie gern bald auf meinem Schreibtisch.“

Es gab viel zu tun, aber es war eine Sisyphos-Arbeit. Sie schien und schien kein Ende zu nehmen, auch heute nicht.

Als Jo am Abend seine Wohnung betrat, die McDonalds-Schachtel mit der neuesten Burger-Kreation in der einen Hand, den Cola-Becher derselben Firma und seine Schlüssel in der anderen, ertönte der Anfang von Jimi Hendrix's „Hey Joe“, der Klingelton seines Festnetztelefons. Er legte sein Abendbrot auf die kleine Kommode, nahm den Hörer und meldete sich. Stille, dann das Besetztzeichen. „Wahrscheinlich falsch verbunden, und der Anrufer hat sich wie üblich nicht getraut, das zuzugeben“, dachte Jo.

Er verlagerte sein Gourmet-Menü von der Kommode auf den Couchtisch im Wohnzimmer. Dann zog er seine Lederjacke aus, warf sie durch die Tür des Schlafzimmers aufs Bett und setzte sich in den Sessel. Während er aß, kreisten seine Gedanken um den Anruf an Valerij. Er war sich nicht schlüssig darüber, ob es überhaupt Sinn machte, ihn anzurufen, und ob es jetzt nicht vielleicht schon zu spät wäre.

„Was solls?“, dachte er, „Es kann ja höchstens sein, dass er freundlich „Nein“ sagt. Aber zuerst einmal trinke ich einen Schluck ukrainischen Vodka zur Einstimmung.“ Er holte sich die Flasche „Hetman“ aus dem Kühlschrank, schenkte

sich ein kleines Glas ein, kippte es hinunter, schüttelte sich ein wenig, nahm sein Handy, tippte im Adressbuch auf den Eintrag und wartete.

Ein fragendes „Hallo?“ war zu hören. „Hallo, Valerij, ich bins, Jo.“ „Was für eine Überraschung, womit habe ich die Ehre deines Anrufs verdient?“ Jo verstand den ironischen Unterton: „Tut mir leid, aber ich habe zwar so ab und zu an dich gedacht, aber immer erst sehr spät am Abend. Entschuldige! Valerij, ich habe ein Problem, bei dem du mir vielleicht helfen könntest.“ Und dann erzählte ihm Jo alles über seinen Fall. Valerij hörte ihm zu, ohne ihn zu unterbrechen. Dann sagte er: „Gut, Jo, schick mir ein Foto, und ich will sehen, was ich für dich tun kann. Ich rufe dich an, sofern ich etwas herausbekomme.“

Jo hatte zwar wenig Hoffnung, bedankte sich aber für Valerij's Angebot. Und dann redeten sie noch über die Zeiten im Kosovo. Danach erschien auf dem Display die Gesprächsdauer: 1 Stunde und 40 Minuten – „Das wird teuer, sehr teuer, mein Konto wird sich freuen“, dachte er, bevor er sich auf den Weg ins Schlafzimmer machte.

Donnerstag

Der nächste Tag brachte nichts Neues. Zuerst faxte er das Foto des Gesichts der Leiche an die von Valerij angegebene Nummer. Nachdem er den Bericht aus dem Krankenhaus abgeholt hatte, schickte er die DNA-Analysen an das LKA und das BKA. Dann las er den Bericht des Pathologen und seine eigenen Aufzeichnungen noch einmal sorgfältig durch, fand aber keine zusätzlichen Erkenntnisse. Auch der schon schriftlich vorliegende Bericht der Kriminaltechniker aus Kipfelau enthielt leider keine Neuigkeiten.

Sein Chef erklärte ihm, nachdem Jo ihn über alles informiert hatte, dass er mit dem Polizeidirektor in Kipfelau reden wolle und überzeugt sei, dass auch der dem Vorschlag zustimmen werde, dass Jo den Fall weiter bearbeiten sollte. Schließlich sei das ja kein Mord und müsse deshalb nicht von der Abteilung für Tötungsdelikte bearbeitet werden. „Die Identifizierung der Leiche und deren Überbringer fällt klar in unseren Zuständigkeitsbereich“, fügte er am Ende der Unterhaltung hinzu, „aber ich sehe bis jetzt noch keine Anhaltspunkte für einen Erfolg.“

Übrigens“, er hielt Jo ein Blatt Paper hin, „wurde deine Anruferin ermittelt. Sie ist aber ein Mann, und der hat bei einer Befragung angegeben, dass ihm das Handy wahrscheinlich in einer Mundringer Bank gestohlen wurde. Er vermutet, dass es ein junger Mann gewesen sei, der am Schalter ziemlich dicht hinter ihm gestanden hatte. Denn als er sich ins Auto gesetzt hat und seine Frau anrufen wollte, sei es aus seiner Jackentasche verschwunden gewesen. Er hat uns sogar eine ziemlich gute Beschreibung des jungen Mannes gegeben, aber sie passt auf niemanden von unserer Kundschaft. Er hat auch erzählt, dass er die Werks-PIN „0000“ nicht

geändert hatte und das Handy eingeschaltet war. Das heißt, dass jeder noch damit telefonieren kann. Da das Handy sehr billig war, sah er auch keine Veranlassung, zu uns zu kommen, und für einen Anruf beim Provider hatte er bis heute keine Zeit. Wenn wir damit also nicht weiterkommen, dann solltest du vielleicht erneut eine Unterhaltung mit diesem Kläwerle führen. Irgend etwas stimmt da nicht, sagt mir mein Bauch. Aber das hat Zeit bis nächste Woche. Bis dahin hast vielleicht auch Antwort vom LKA und vom BKA.“

Jo hatte ihm mit voller Absicht seinen Anruf in Kiev verschwiegen, auch, weil er sich sicher war, dass sein Chef das als Überschreitung seiner Kompetenzen ansehen würde. Der hätte ihm sicher auch gleich erklärt, dass die da im ehemaligen Ostblock wahrscheinlich noch in der Steinzeit der Ermittlungsarbeit leben würden. Hartmut Knöllner war, das hatte er schon häufiger geäußert, der festen Überzeugung, dass in allen Polizeibehörden dieser Länder Inkompetenz, unmenschliche Verhörmethoden und Korruption herrschten.

Und dann erinnerte sich Jo daran, dass er ja das Alibi Kläwerles für den Sonntag Nachmittag noch überprüfen sollte. Auch wenn dieser keinen körperlichen Kontakt mit dem Toten gehabt hatte, vielleicht war er ja beim Transport behilflich gewesen?

Jo fuhr zum Sonnenweg, parkte den Wagen ein paar Häuser entfernt, ging zu Kläwerles Haus und klingelte. Nachdem ihm, selbst nach mehrfachen Versuchen, niemand öffnete, ging er rechts herum ums Haus, um nachzusehen, ob vielleicht jemand im Garten dahinter wäre.

Das Grundstück war sehr groß und die Grenze zu den Nachbarhäusern bildeten über zwei Meter hohe, blickdichte Hecken. Die Nachbarn brauchte er also wohl kaum zu fragen, ob sie etwas gesehen hätten, aber vielleicht hatte ja jemand etwas gehört? Die Terrasse und die weite Rasenfläche waren leer bis auf zwei große, bequeme Liegen. Jo drehte sich schon um, um wieder zu gehen, als er von einem älteren Mann angesprochen wurde, der aus einem großen, geöffneten Giebfenster des Nachbarhauses heraus auf ihn heruntersah und fragte: „Was machen Sie hier?“ Jo schaute nach oben und ihm fiel auf, dass dieses Haus etwas weiter von der Straße eingerückt und das Dachgeschoss höher war. Der Mann musste aus seinem Fenster einen guten Überblick über die Gärten der angrenzenden Bungalows haben. Er antwortete deshalb: „Ich bin Polizist und wollte eigentlich zu Herrn und Frau Kläwerle, um sie um ein paar Auskünfte bitten. Sie sind aber leider nicht da. Aber vielleicht könnten Sie mir ja helfen. Hätten Sie einen Moment Zeit für mich?“ Der Mann schien nicht nur Zeit zu haben, sondern auch über die Vorgänge in seiner Nachbarschaft gut informiert zu sein, denn er antwortete: „Die Kläwerles sind vor einer Stunde zusammen weggefahren. Wenn ich Ihnen helfen kann? Kommen Sie herüber.“

Als Jo den Vorgarten des Nachbarhauses betrat, stand der Mann schon in der geöffneten Tür und begrüßte ihn: „Behringer. Haben Sie einen Ausweis? Man kann ja heute nie wissen. Es soll ja schon Fälle gegeben haben, in denen Männer mit falschen Uniformen Leute überfallen haben.“ Er studierte den Ausweis genau und bat Jo dann herein. „Kommen Sie mit nach oben, Herr Krafft. Dort können wir uns unterhalten und Sie können auch hören, ob die Kläwerles zurückkommen. Der Mann ging eine Wendeltreppe hoch und Jo folgte ihm. Der Raum, in den sie kamen, ging über die ganze Länge des Hauses und war vollständig ausgebaut. Die Schrägen waren mit Holz verkleidet und an beiden Enden waren große Giebelfenster eingebaut, die so viel Tageslicht hereinließen, dass sicher tagsüber keine zusätzliche Beleuchtung nötig war. An einer Wand stand ein Schreibtisch mit einem Computer und einem Drucker. Der Mann ging schnell darauf zu und drehte die DIN A4 Ausdrücke in der Druckerablage um, bevor er sich wieder zu Jo umwandte: „Nehmen Sie Platz!“, und er wies auf eine bequeme Sitzgruppe in der Nähe des Fensters, das gegenüber von Kläwerles Haus lag. „Wie kann ich Ihnen helfen?“

Jo setzte sich in einen Sessel, von dem aus er das Fenster und auch den Schreibtisch und die Regale links und rechts davon sehen konnte, und versuchte, sich schnell eine möglichst plausible Geschichte zurechtzulegen: „Es gab am Sonntag Nachmittag einen Einbruch in der Nähe von Herrn Käwerles Automuseum, und ich wollte nur wissen, ob vielleicht Herr Kläwerle oder seine Frau oder auch beide an diesem Nachmittag im Museum waren.“ „Da kann ich Ihnen sogar helfen. Wissen Sie, eigentlich kümmere ich mich ja nicht um meine Nachbarn, aber wenn ich bei schönem Wetter die Fenster geöffnet habe, dann höre ich natürlich, wenn sich Nachbarn in ihrem Garten unterhalten. Und die Kläwerles haben sich am Sonntag Nachmittag von ungefähr zwei Uhr bis in die frühen Abendstunden, also so gegen sechs, dort aufgehalten. Als ich zufällig einmal aus dem Fenster gesehen habe, wirklich rein zufällig, weil ich etwas von dem kleinen Tisch hier holen wollte, habe ich sie sogar auf ihren Liegen gesehen.“

Jo hatte, während der Mann erzählte, seine Blicke nicht auf ihn, sondern auf den Schreibtisch und das Regal daneben gerichtet, auf dem eine teure Digitalkamera mit einem langen Zoomobjektiv lag, und trotzdem aus den Augenwinkeln gesehen, dass der Mann nervös mit seinen Fingern spielte. Und ihm war auch aufgefallen, wie stark er das „zufällig“ betont hatte. Der Mann schien das bemerkt zu haben, denn er schaute auch zum Regal: „Das ist eine digitale Spiegelreflexkamera mit Superzoom, mein Hobby. Ich liebe die Natur und bin oft unterwegs, um draußen nach schönen Motiven zu suchen.“ Jo erwiderte: „Tolle Kamera. Ich fotografiere auch gern, aber nur so zum Hausgebrauch. Ihre Angaben haben mir sehr geholfen. Ich werde sie mir von den Kläwerles noch telefonisch bestätigen lassen und möchte Ihnen noch danken, dass Sie mir Ihre Zeit geopfert haben“, und stand auf. „Keine

Ursache, Herr Kommissar, es freut mich, dass ich Ihnen helfen konnte.“ Und damit erhob er sich ebenfalls, um Jo zu folgen.

Der ging aber nicht direkt zur Tür, sondern zielgerichtet auf den Schreibtisch zu. „Großartiger Photodrucker, den Sie da haben“, Jo griff nach den Blättern in der Ablage, hob sie hoch und warf einen Blick darauf, „und tolle Naturmotive, Herr Behringer.“ Dann drehte er sich um und wiederholte: „Wirklich tolle Naturmotive!“ Der Mann war ganz weiß im Gesicht und zitterte: „Es ist nicht so, wie Sie vielleicht denken, Herr Kommissar.“ „Was soll ich denn denken, Herr Behringer, ich sehe nur viel Natur. Frau Kläwerle und ihr Mann, nehme ich an, in der schönen Natur ohne die Zwangshüllen der Zivilisation. Und hier die natürlichen Attribute von Frau Kläwerle als Nahaufnahme. Und dann noch die beiden bei gemeinschaftlicher Gymnastik. Sehr scharfe Bilder, hervorragende Kamera, sogar mit Datum und Uhrzeit. Das kann mir wirklich helfen. Bitte geben Sie mir die Speicherkarte.“

Der alte Mann ging widerstandslos zum Drucker, holte die Speicherkarte heraus und gab sie Jo. Er schien völlig verzweifelt zu sein, denn er jammerte: „Bitte, Herr Kommissar, Sie können sie haben, aber ist es möglich, dass Sie den Kläwerles nichts erzählen. Wenn das dann auch noch alle Nachbarn erfahren. Ich könnte mich ja nicht mehr auf die Straße wagen.“ Jo schaute ihn durchdringend an: „Haben Sie solche Fotos auch aus dem anderen Fenster gemacht? Und, bei dem Teleobjektiv, vielleicht auch noch Motive in den daneben liegenden Gärten gefunden?“ Herrn Behringers Blutdruck schien grenzwertige Höhen zu erreichen, denn sein Gesicht wurde tiefrot: „Bitte, Herr Kommissar, ich bitte Sie!“

Jo ließ ihn einfach stehen und sagte nur noch, während er die Treppe hinunter zum Ausgang ging: „Versprechen kann ich Ihnen gar nichts, aber ich werde Sie anrufen, wenn wir die Speicherkarte nicht mehr benötigen. Sie können sie dann auf dem Revier abholen.“ Der alte Mann sollte ruhig noch ein Weilchen in seiner Vorstellung von der „Nachbarschaftshölle“ schmoren.

Für Jo war nur wichtig, dass Kläwerle, leider, tatsächlich ein Alibi hatte. Und die ersten und die letzten Fotos von Behringers „Foto-Shooting“ an diesem Nachmittag würden als Beweis mit Datum und Uhrzeit seine Akte verschönern. Sollten allerdings Behringers Naturmotive irgendwo im Internet auftauchen, dann müsste er sich wohl auch darum kümmern. Aber der Mann hatte eher den Eindruck erweckt, als ob er seine Werke für sich im stillen Kämmerlein genießen würde.

Am Nachmittag rief Hartmut Knöllner Jo noch einmal zu sich: „Da es momentan bei uns ziemlich ruhig ist, und du weder Nacht- noch Wochenenddienst hast, schlage ich dir vor, dass du mir, bevor du gehst, noch die restlichen Berichte auf den Tisch legst und erst am Dienstag nächster Woche wieder zum Dienst erscheinst. Die Menge deiner Überstunden ist schon von der Verwaltung gerügt

worden. Übrigens, der Polizeidirektor ist einverstanden, dass du den Fall weiter bearbeitest.“

Jo zog sich wieder an seinen Schreibtisch zurück und machte sich an die, von allen so ungeliebte, Arbeit. Und tatsächlich: Als er um 19 Uhr das Revier verließ, hatte er es geschafft.

Irgendwie erleichtert und auch mit ein bisschen Vorfreude auf das seltene Ereignis eines so langen Wochenendes, betrat er seine Wohnung.

Nachdem er geduscht und dann gegessen hatte, lehnte er sich im Sessel zurück, schaltete den Fernseher ein und genehmigte sich ein Gläschen „Hetman“. Er überlegte sich gerade, ob er Marylou, seine „Pannenbekanntschaft“, anrufen sollte, als „Jimi Hendrix“ ihn rief. Es war Valerij.

Die Unterhaltung war diesmal ziemlich kurz, auch weil dieser ihm mitteilte, dass er gleich dringend weg müsse. „Jo, du bist ein Glückspilz. Ich hätte da vielleicht etwas für dich. Wenn du es irgendwie möglich machen kannst, dann setz dich ins nächste Flugzeug und komm nach Kiev.“ Bevor Jo noch mehr als ein „Aber...“

herausbringen konnte, unterbrach ihn Valerij: „Nichts mehr, wann hast du Zeit?“

Noch zögernd, antwortete Jo: „Eigentlich habe ich von Freitag bis einschließlich Montag frei, aber das kommt jetzt doch ein wenig plötzlich.“ „Dann ruf am Flughafen an und buche einen Flug für morgen. Nach Kiev KBP, noch einmal, Kiev KBP, das steht für Borispol, Name des Flughafens in Kiev. Und Rückflug am Montag. Schick mir die Flugdaten per SMS. Ich muss jetzt weg, bis morgen. Ich hole dich dann am Flughafen in Kiev ab.“ Valerij hatte aufgelegt und Jo saß immer noch ziemlich verwundert ob des seltsamen Verhaltens von Valerij da. „Es kann nur so sein, dass Valerij wirklich sehr gute Gründe hat und viel mehr als nur „vielleicht etwas“ weiß“, überlegte sich Jo.

Nach kurzem Zögern rief er den Flughafen an, fragte nach freien Plätzen für einen Flug nach Kiev und ließ sich ein Ticket für einen Flug über München reservieren, der am Nachmittag in Kiev ankommen sollte. Dann schickte er die Flugdaten per SMS an Valerij: „Ankunft Freitag, 16.10 Uhr.“

Danach lag er in seinem Bett noch lange wach. Um sich von der „Rotation seiner Leiche“ in seinem Kopf abzulenken, versuchte er an Marylou zu denken. Er wollte sie ja wegen des freien Wochenendes anrufen, fragen, ob sie vielleicht Lust hätte, mit ihm ein Glas Wein trinken zu gehen.

Marylou:

Er war an einem Sonntag im August am frühen Nachmittag mit seinem schwarzen Mercedes G500 auf der breiten Bundesstraße nach Kipfelau unterwegs gewesen, als er schon von weitem das kleine, schwarze Auto mit offener Motorhaube am

Straßenrand sah. Er verringerte seine Geschwindigkeit. Als er vorbeifuhr, sah er vor dem Auto eine anscheinend ratlose, gut aussehende, junge Blondine mit Pferdeschwanz in einem eleganten, modischen, grauen Hosenanzug, der ihre Figur betonte.

Sie erinnerte ihn irgendwie an eine Darstellerin in der Vorabendkrimiserie „SOKO Stuttgart“, die ihm ausnehmend gut gefallen hatte.

Da im Rückspiegel kein anderes Auto zu sehen war, bremste er ab und fuhr rückwärts vor den Alfa Mito, nach Jos umfangreichen Autokenntnissen das absolute Must-Have-Auto für die modebewusste, junge Karrierefrau. Den Wagentyp hatte er schon im Rückspiegel erkannt.

Er stieg aus und ging auf die junge Frau zu: „Kann ich ihnen helfen?“ Sie drehte sich um: „Mein Motor ist plötzlich ausgegangen. Keine Ahnung warum, der Tank ist noch voll, also kann es daran nicht liegen. Und er gibt beim Starten so komische Geräusche von sich, läuft aber nicht an. Ich habe schon den ADAC angerufen, aber deren Abschleppwagen ist auf der Autobahn unterwegs und kann frühestens in zwei Stunden wieder hier sein. Also muss ich wohl oder übel warten. Ich wollte gerade das Warndreieck aus dem Kofferraum holen.“ Da Jo nichts Besonderes vor hatte, schlug er vor: „Ich könnte sie, wenn sie wollen, zu der Alfa-Werkstatt in Mundringen abschleppen. Abschleppseil habe ich dabei.“ „Danke, das wäre sehr nett von Ihnen.“ „Die schöne Blondine hat auch noch eine angenehme Stimme“, registrierte Jo.

Nachdem sie den Wagen auf dem Hof der Werkstatt abgestellt hatten, lud Marie-Luise Königstein, so hatte sie sich vorgestellt, ihn auf einen Kaffee ein, später noch auf ein Glas Wein. Dabei erfuhr Jo dann noch, dass sie 25 sei, von Bekannten nur Marylou genannt würde und dass sie beim Finanzamt arbeitet. Und sie erzählte auch von ihrer Mutter, Johanna Königstein, die auch in Mundringen wohne und im Mundringer Musikladen beschäftigt sei. „Allerdings haben wir ein schwieriges Verhältnis“, merkte sie an, „aber das soll es ja häufig zwischen Müttern und Töchtern geben. Vielleicht liegt es auch daran, dass ich nie einen Vater hatte und meine Mutter sich bis heute standhaft geweigert hat, mir einen Namen zu nennen. Sie sagt, sie kenne ihn nicht, aber das nehme ich ihr nicht ab. Und deine Eltern? Siehst du sie oft und hast du ein gutes Verhältnis zu Ihnen?“

Jo erinnerte sich nur an die üblichen Probleme während der Pubertät. Seine Eltern waren beide bei der Polizei gewesen, sein Vater als Streifenpolizist in der Landeshauptstadt, seine Mutter in der Verwaltung der Polizeidirektion. Sie hatten ihm das Abitur ermöglicht und während der Gymnasialzeit sogar ein Jahr auf einer High-School in Amerika. Und sie waren stolz auf ihn, als er die Ausbildung an der Hochschule der Polizei sogar mit Auszeichnung abgeschlossen hatte.

Als sie in Pension, beziehungsweise in Rente gingen, hatten sie ihre kleine Eigentumswohnung, die sie gerade abbezahlt hatten, verkauft und waren nach

Florida gezogen. „Das ist gut für uns. Alte Menschen brauchen Wärme, und in Florida gibt es viel warmen Sand für den Rücken und viel Sonne fürs Gemüt“, hatte ihm seine Mutter erklärt. Das war für Jo einsichtig.

Er hatte sie seitdem, wenn es möglich war, einmal im Jahr besucht und dabei auch immer wieder seine Englischkenntnisse aufgefrischt. Wichtig war für ihn, dass sie sich dort wohl fühlten.

Jo und Marylou hatten sich seither schon zweimal auf ein Glas Wein getroffen und sich sehr gut über „Gott und die Welt“ unterhalten, ein wenig Politik, ein wenig Klatsch und Tratsch, ein wenig Kino, ein wenig Urlaub. Beim Thema Musik allerdings wären sie sich beinahe in die Haare geraten, als Jo erzählte, dass er, aus für ihn eigentlich unerfindlichen Gründen, vor allem alte Folk-Songs mochte und dass Techno für ihn eine „Musik für infantile oder pubertierende Pillenschlucker“ sei.

Marylou hatte kurz geschluckt, einmal tief durchgeatmet und ihm dann erzählt, dass sie die „High Tech Minimal“ –Musik von Boris Brejcha, ganz toll findet. „Techno vom Feinsten, großartig zum Chillen in der Disco“, so hatte sie sich ausgedrückt.

Und dann hatte sie noch hinzugefügt: „Über deine Musik könntest du dich aber sicher blendend mit meiner Mutter unterhalten, die ist ein richtiger Folk-Freak. Allerdings ist sie schon 50 und will, glaube ich, mit Männern nichts mehr zu tun haben, mit Ausnahme ihrer Arbeit. Das wäre vielleicht hinderlich.“

Irgendwie glaubte Jo, dass er sich in diese junge Frau verlieben könnte, zumindest ein bisschen.

Freitag

Als Jo am nächsten Morgen, leicht gerädert, aufstand, spukten noch die Bilder seines Aufwachtraums in seinem Kopf herum: Ein Mann in weißem Kittel hielt ihm ein großes Becherglas hin, in dem ein Penis in einem roten Kleid herumschwamm.

Nach seinem üblichen Frühstück, Becher Kaffee mit Zucker und zwei Zigaretten, warf er das Notwendigste, Unterwäsche, Socken, ein paar T-Shirts und Toilettenartikel in seinen Handkoffer. Dann verließ er seine Wohnung und fuhr zum Flughafen. Er stellte das Auto in einem Parkhaus ab, holte sich sein Ticket und ging sofort durch die Kontrollen.

Kurze Zeit später saß er in der Maschine nach München. „Hoffentlich wartet Valerij schon, wenn ich in Kiev ankomme,“ dachte Jo und lehnte sich in seinem Sitz zurück.

Als er auf dem Flug von München nach Kiev aus dem Fenster auf die dicke, weiße Wolkenschicht unter ihm und dem strahlend blauen Himmel darüber schaute, erschienen vor seinem geistigen Auge die Bilder aus der Zeit mit Valerij im Kosovo. Plötzlich waren ihm die erste Begegnung, die gemeinsamen Kneipenabende und die für ihn immer noch undurchsichtigen Beziehungen Valerijs zur Zentrale der Polizei der Polizei in Pristina wieder gegenwärtig. Alles in allem war es eine kurze, aber spannende und schöne Zeit.

Jo war im August 2010 im Rahmen der polizeilichen Aufbauhilfe als Ausbilder für die Polizisten des Kosovo in Selbstverteidigung nach Pristina gekommen. Seine Qualifikation als Trainer, eine sehr gute Beurteilung seiner Vorgesetzten sowie die Unterstützung eines Onkels im Innenministerium hatten das ermöglicht. Allgemein üblich war ein Einsatz für ein halbes Jahr, aber seine Vorgesetzten vor Ort waren mit seiner Arbeit so zufrieden, dass er weitere sechs Monate bleiben durfte. Das hatte für ihn auch finanzielle Vorteile, denn er bekam zusätzlich zu seinem normalen Gehalt noch ungefähr 2000 € im Monat an Vergütung für den Auslandseinsatz. Und die konnte er gut brauchen, vor allem deshalb, weil er kurz vor seiner Abreise seinen gerade frisch erstandenen, nur drei Jahre alten „Jeep“ Geländewagen zu Schrott gefahren hatte. Er war in einer Kurve auf nassem Laub ins Schleudern geraten und konnte das schwere Auto nicht mehr abfangen. Es wickelte sich mit der rechten Seite um einen Baum. Jo wurde von den Airbags und dem Gurt geschützt, und so war ihm, mit Ausnahme von ein paar unvermeidlichen Prellungen, nichts weiter passiert. Der Wagen war aber nicht Vollkasko versichert, weil Jo das zu teuer war, und so hatte er nicht nur kein Auto mehr, sondern auch eine Menge Schulden bei der Bank, die es finanziert hatte.

Mit den Teilnehmern seiner Lehrgänge in Pristina, der Hauptstadt des Kosovo, verständigte er sich auf Englisch und mit Händen und Füßen. Das war, das hatte er gelernt, auch in seiner Freizeit, zum Beispiel beim Einkaufen oder in einer Kneipe, sehr wichtig.

Seine Freundschaft mit Valerij begann auch mit dem Einsatz von Händen und Füßen, allerdings nicht als Mittel der Zeichensprache, sondern ziemlich handfest. Er hatte gerade, nach einem Feierabendbier, eine Kneipe in einer kleinen Nebenstraße von Pristina verlassen, als er ein paar Meter entfernt einen Soldaten in Tarnuniform sah, der sich gegen den Angriff von drei Zivilisten wehren musste. Jo rannte hin und mischte sich so schlagkräftig ein, dass die drei die Flucht ergriffen. Nachdem die beiden sich, noch keuchend, einander vorgestellt hatten, lud ihn der Soldat zum Dank in die Kneipe ein, aus der Jo gerade gekommen war. Valerijs Englisch war so gut wie das von Jo, und deshalb konnten sie sich auch problemlos unterhalten. Der Rest des Abends wurde ein „voller“ Erfolg, denn sie verließen beide das Lokal mit schwerer Schlagseite.

Von da an trafen sich die beiden häufig, wenn es die unterschiedlichen Dienstpläne erlaubten. Jos neuer Freund war Leutnant des kleinen ukrainischen Kontingents bei der KFOR und bekennender Freund eines Getränks, dessen Geschichte Jo auf einer Bank in einem kleinen Park erfuhr.

Valerij hatte eine braune Papiertüte mit einer Flasche als Inhalt mitgebracht. „Das ist der beste Vodka der Welt“, erklärte er, als er die Flasche herauszog, „ukrainischer „Hetman.“ Er zauberte noch zwei Plastikbecher aus einer Uniformtasche und goss sie etwa zur Hälfte voll.

„Die Flasche stammt übrigens aus den Beständen meines Kommandeurs. Der hat so viel davon, dass er es gar nicht merkt, wenn ein paar fehlen.“

Und dann erzählte er Jo die Geschichte des „Hetman“:

„`Hetman` war die Bezeichnung für den höchsten Feldherrn – heute würde man General sagen - der Saporoger Kosaken der Ukraine im 16. Jahrhundert. Ein solcher „Hetman“ war Bohdan Chmelnyzkyj. Er organisierte und leitete den Befreiungskrieg des ukrainischen Volkes gegen das feudale Polen, das zu dieser Zeit einen großen Teil der West-Ukraine beherrschte. Anlass war, dass der Verkauf und die Herstellung von alkoholischen Getränken, auch von Vodka, von den Polen kontrolliert und mit hohen Steuern belegt worden war. Sein Sieg war auch der Beginn des Siegeszugs ukrainischen Vodka. Deshalb findet man heute auch auf bestimmten Hetman-Flaschen das Hologramm seines Kopfes. Die Reinheit des Vodka ist – übrigens vergleichbar mit eurem Reinheitsgebot für Bier - bis heute in der Ukraine sehr wichtig.“

Als Jo am nächsten Morgen aufwachte, hatte er einen dicken Kopf. Er war zwar gewohnt, Bier und Wein, auch manchmal in größeren Mengen, zu trinken, aber nicht eine halbe Flasche Vierzigprozentigen.

Valerij hatte außer kostenlosem Vodka, an den sich Jo sehr schnell gewöhnt hatte, noch mehr anzubieten. Eines Abends fragte er Jo: „Kannst du einen großen Plasmafernseher brauchen?“ Jo bekam große Augen: „Hat dein Kommandeur auch eine Sammlung von Fernsehern?“ „Nein, aber die Polizei von Pristina. Die haben vor einem halben Jahr in einer Scheune auf dem Land einen Sattelschlepper mit einem Container, bis unters Dach voll mit elektronischen Geräten in Originalverpackung, beschlagnahmt und dann in einer leeren Fahrzeughalle der Polizei untergebracht. Dessen Besitzer hatte aber von dem Besuch irgendwie erfahren und sich kurz davor davongemacht. Er hat sich auch nie mehr gemeldet, das wäre wohl auch nicht gut für ihn gewesen. Da man keine Papiere gefunden hat, seither auch keine anderen Anhaltspunkte dafür, woher die Waren stammen oder wem sie gehören könnten, werden die Teile jetzt erst einmal sehr billig an Mitarbeiter der Polizei abgegeben. Danach werden die Geräte, etwas teurer zwar, aber immer noch zu interessanten Preisen, an die Bevölkerung verkauft. Und ich kenne da jemanden. Also, hast du Interesse?“ Jo zögerte: „Na ja, eigentlich

schon...“, und dann erzählte er Valerij von seinen finanziellen Problemen und dass er höchstens ein paar Hundert Euro dafür ausgeben könne und das nur mit Bauchschmerzen. „Ich werde sehen, was ich tun kann. Könntest du sonst noch etwas brauchen, Handy, Stereo-Anlage, Notebook?“ fragte Valerij, anscheinend vollkommen unberührt von Jos finanzieller Situation, weiter. Jo antwortete: „Brauchen könnte ich alles Mögliche, aber noch einmal, ich kann es nicht bezahlen.“ Für Valerij war das Gespräch damit beendet, denn er ging nicht weiter darauf ein.

Zwei Wochen später kam er mit einem ukrainischen Militär-Kleintransporter zu einer abendlichen Verabredung. Beim Abend-Vodka, der inzwischen das Feierabendbier abgelöst hatte, fragte er Jo: „Könntest du 300 Euro für ein bisschen Elektronik aufbringen?“ Jos Antwort: „Selbst das ist für mich zu viel für einen Fernseher.“, ignorierte er und betonte: „Ich sagte für ein bisschen Elektronik, nicht für einen Fernseher. Komm mit!“

Sie gingen nach draußen, Valerij öffnete die Hintertür des Transporters, und Jo fielen beinahe die Augen aus dem Kopf. „Alles saubere Ware, polizeilich abgeseget. Ich habe das Geld, 300 Euro, dafür erst einmal vorgestreckt. Wenn du nicht willst, ich kann das auch zurückgeben.“ Und so wurde Jo Besitzer eines iPhone 3G, eines Samsung Plasma-TV, eines Sony-Notebooks und einer Stereo-Anlage derselben Firma. Und eines Formulars der Polizei, in dem mit Stempel und Unterschrift der ordnungsgemäße Erwerb der Geräte bestätigt wurde.

Das war aber noch nicht alles!

Einen Monat vor seiner Abreise kam Valerij mit leuchtenden Augen in die Kneipe: „Ich habe mir heute mein Traumauto gekauft, einen schwarzen BMW X3 mit dunklen Scheiben und allen Extras! Nigelnagelneu, Tachostand 0 km, aus erster Hand.“ Jo fragte neugierig: „Gibt’s die hier auch billiger, oder hast du plötzlich zu viel Geld. Die Dinger sind doch wahnsinnig teuer?“ „Nein, Sonderpreis der Polizei wegen der guten Zusammenarbeit mit der ukrainischen Armee.“ „Was für besondere Leistungen waren das oder haben die etwa schon wieder einen Container gefunden, diesmal voll mit BMW’s?“ Valerij überhörte den ersten Teil der Frage und beantwortete sofort den zweiten: „Kein Container und auch nicht gefunden, sondern ein Autotransporter aus Bulgarien, den man am Grenzübergang zu Albanien überprüft hat. Er hatte sechs Autos geladen, und die Formulare für den Zoll waren einwandfrei. Die Fahrer zeigten vollkommen echt aussehende Ausweispapiere vor, laut denen sie Bürger des Kosovo waren, aber das wurde ihnen zum Verhängnis. Ein entweder gelangweilter oder provozierter Grenzpolizist hatte sich die Fotos und die Gesichter der Fahrer genauer angesehen, wurde misstrauisch

und übermittelte die Daten nach Pristina. Dort stellte man fest, dass die Männer schon seit drei Monaten tot sind. Die ursprüngliche Besitzer der Ausweise waren überfallen und beraubt worden. Man konnte sie aber dennoch identifizieren. Und die Fälle waren noch nicht abgeschlossen worden.

Bei der gründliche Überprüfung der Zollformulare stellte sich später heraus, dass weder der Absender, ein Händler in Bulgarien, noch der Empfänger, ein Autohaus in Tirana existierten. Die Autos gehörten also niemand.

Für jeden Wagen gab es allerdings gültige deutsche Fahrzeugpapiere, ausgestellt in Sternenberg in Niedersachsen. Die Fahrzeuge waren bei der zuständigen Zulassungsstelle ordnungsgemäß auf ein Autohaus angemeldet und nach einem Monat für den Verkauf abgemeldet worden. An wen sie verkauft worden sind, konnte man nicht mehr feststellen, da das Autohaus danach geschlossen wurde. Die Gebäude, das Gelände und die Werkstatteinrichtung waren ordnungsgemäß verkauft worden, und der ehemalige Besitzer ist mit unbekannter Adresse ins Ausland verzogen.

Die Polizei hatte also sechs Fundstücke. Vier von ihnen wurden mit einem angemessenen Preisnachlass verkauft, eines mit Sonderrabatt an mich, und mit einem haben sie ein Problem.

Es ist ein schwarzer Mercedes AMG G500. Ein schönes Auto, aber der Motor läuft nicht. Also haben sie ihn in eine Mercedes- Werkstatt gebracht. Dort hat man festgestellt, dass der Motor und wahrscheinlich auch das Getriebe ersetzt werden müssten, Kosten über 10000 Euro ohne Einbau. Das und die Kosten für Ersatzteile und deren lange Lieferzeit haben dazu geführt, dass der Wagen beinahe unverkäuflich ist. Er kostet jetzt noch 2000 Euro, aber auch zu dem Preis will ihn keiner haben. Du hast doch kein Auto mehr, und das ist ein schönes Auto?“

Jo war fassungslos: „Ich soll ein kaputtes Auto für 2000 Euro kaufen und dann noch über 10 000 Euro Reparaturkosten bezahlen. Bin ich über Nacht zum Millionär geworden und weiß es nur noch nicht?“ Valerij lachte: „Ich könnte natürlich versuchen, den Preis noch etwas zu drücken, sagen wir 1500 Euro, und ich könnte dir aus der Ukraine in zwei Tagen noch einen kleinen Kasten besorgen, für noch einmal 100 Euro. Wäre das nicht ein gutes Angebot?“ Jo fühlte sich nun wirklich auf den Arm genommen: „Du spinnst wohl! Was soll das?“ Und er wurde noch verwirrter, als Valerij, etwas leiser, sagte: „Schade, mein Freund, ich hatte gedacht, dass du etwas mehr Vertrauen zu mir hättest. Es ist wirklich ein schönes Auto, und das Kästchen ist ein Zauberkästchen.“

Dann folgte eine Pause und Jo merkte, dass noch etwas kommen würde, aber was? „Na gut“, Valerij dehnte die Wörter, „na gut, ich habe einen Automechaniker in meiner Truppe, ein wahres Genie...“ Jo unterbrach ihn: „...und der hat den Motor und das Getriebe in dem kleinen Kasten für 100 Euro, sagt „Simsalabim“, und die Teile wachsen, bis sie groß genug sind. Und dann baut er sie umsonst ein, und das

Auto ist wieder ganz.“ „Langsam, langsam, also ich habe diesen Mechaniker. Und der hat ein Notebook mit irgendwelchen Kabeln, die man an ein Auto anschließen kann. Den habe ich mit zu dem Auto genommen, und der hat das Notebook angeschlossen, ein paarmal den Anlasser betätigt und eine ziemlich lange Zeit über das nachgedacht, was er alles auf dem Bildschirm gesehen hat. Und auf dem Rückweg hat er mir dann erzählt, dass weder der Motor noch das Getriebe kaputt ist, sondern nur die Steuerelektronik, und die steckt in einem kleinen Kasten, und er kann sie mir ganz schnell besorgen. Willst du immer noch kein neues Auto?“ Und dann war Jo eine ganze Zeit lang nur noch sprachlos - und am nächsten Tag Besitzer eines schönen, schwarzen Mercedes AMG G500.

Seine erste Fahrt damit war die Rückfahrt nach Mundringen am Ende seiner Dienstzeit im Juli 2011. Der Wagen war ordnungsgemäß und problemlos in Mundringen von seinen Kollegen angemeldet worden und jetzt mit deutschen Nummernschildern ausgestattet.

Flughafen. Kiev-Borispol. Der Airbus der Lufthansa rollte langsam in Richtung Terminal.

Jo sah aus dem Fenster zwei der riesigen Antonov An-124, die zu Zeiten der Sowjetunion in Kiev entwickelt und gebaut wurden. Sie waren noch immer eine der größten im Einsatz befindlichen Transportmaschinen der Welt, nur übertroffen von der An-225, von der es allerdings bis heute nur ein einziges in Betrieb befindliches Exemplar gibt. Nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion waren sie im Besitz der Ukraine verblieben und flogen heute mit dem Logo der Antonov-Airlines lukrative Einsätze rund um den Globus.

Jo hatte diese Giganten der Lüfte bis jetzt nur im Fernsehen gesehen und bewunderte die, auch noch aus der Distanz erkennbaren, riesigen Ausmaße. Sie verschwanden aus seinem Blickfeld, als der Airbus in einer Kurve sich den Fluggaststeigen näherte und schließlich andockte.

Er wartete, bis die vordere Tür geöffnet wurde, stand dann auf, holte den kleinen Hartschalen-Koffer aus dem Gepäckfach und ließ sich vom Gedränge der Mitreisenden zum Ausgang schieben.

In der Halle sah er sich suchend um. Er sah zwar einige Uniformierte, aber er konnte nirgends das Gesicht von Valerij Danilov erkennen. Also ging er langsam zu den gläsernen Kabinen der Passkontrolle.

Plötzlich tauchte in einem der Durchgänge ein Mann auf, der in seiner erhobenen Hand einen Ausweis hielt: Valerij, keine Uniform, in Jeans, mit „Dynamo Kiev“ T-Shirt unter der offenen schwarzen Lederjacke, sah mit seinen vierzig Jahren immer noch verdammt jung aus. „Hallo! Glad to see you!“ Da Jo weder Ukrainisch, noch Russisch konnte, Valerij kein Deutsch, beide aber über recht gute

Englischkenntnisse verfügten, war das schon zu Kosovo-Zeiten ihre einzige Verständigungsmöglichkeit.

Nach einer kurzen Umarmung schob ihn Valerij an den Wartenden vorbei. Er zeigte der Frau in Uniform von der Passkontrolle im Vorbeigehen wieder den Ausweis, erklärte ihr etwas und ging mit Jo auf die gleiche Art und Weise durch die Gepäckkontrolle in Richtung Ausgang.

Der große Parkplatz vor dem Flughafen war voll von Autos. Valerij ging mit schnellen Schritten nach rechts, dorthin, wo eine Reihe von Bussen warteten. Hinter dem letzten Bus stand ein schwarzer Pkw mit abgedunkelten Scheiben und eingeschaltetem Blaulicht. Valerij, Jo im Schlepptau, ging darauf zu und öffnete den Kofferraum. Dann ging er zur Fahrertür: „Come on!“.

Vom Flughafen aus fuhren sie auf der mehrspurigen Autobahn in Richtung Kiev. Jo war zwar sehr neugierig darauf, was Valerij ihm über „seine Leiche“ zu erzählen hatte, aber er hielt sich zurück. Und so unterhielten sie sich über ihren Alltag nach dem Kosovo: Beruf, Freundin, und das: „Was machst du sonst noch?“

Plötzlich sah Jo, dass sie von einem schwarzen SUV überholt wurden, der mit mindestens 200km/h an ihnen vorüberschoss. Auch er hatte ein Blaulicht auf dem Dach, das allerdings nicht eingeschaltet war. „Polizei?“, fragte er. Valerij lachte: „Nein, Sondernummer, das Blaulicht ist ein „Fake“, wahrscheinlich ein wichtiger Mann oder sein Sprössling, der sich eines von Papas Autos für eine Spritztour ausgeliehen hat.“ „Aber bei euch gilt doch Tempo 130, du könntest ihn anzeigen.“ Valerij lachte: „Warum sollte ich mich in Schwierigkeiten bringen? Im übrigen wirst du solche Autos auch in der Stadt sehen, und auch dort fahren sie schneller, als erlaubt ist.“ Und damit kehrten sie wieder zu ihrer ursprünglichen Unterhaltung zurück.

Als sie sich bereits in den Randbezirken von Kiev durch den Verkehr schlängelten, sagte Valerij: „Übrigens, Evgenija, meine Freundin, hat eine wichtige Position in der Verwaltung des Innenministeriums, und das hinwiederum verfügt über ein Zimmerkontingent im Hotel Dnipro in der Nähe des Zentrums von Kiev, für wichtige Gäste – und du bist jetzt für deine Tage in Kiev ein wichtiger Gast, meint sie. Wir fahren jetzt dorthin, du checkst ein, und später zeige ich dir ein bisschen vom Zentrum rund um den Maidan.“

Valerij stand bereits wieder in der Lobby des Hotels, als Jo aus dem Fahrstuhl trat: „Tolles Zimmer, könntest du für mich nicht eine Anstellung als Dauergast des Ministeriums finden?“, sagte er lachend.

Draußen fing es bereits an zu dämmern. Aber es war immer noch angenehm warm, denn ein festsitzendes Hoch über der gesamten Ukraine sorgte für anhaltende sommerliche Temperaturen.

Sie gingen vom Hotel aus den Kreschatik hinunter in Richtung Maidan. Auf Grund der sommerliche Temperaturen waren noch viele Menschen unterwegs, die

meisten, vor allem Mädchen und Frauen, sommerlich leicht bekleidet. „Kreschatik, das ist die wichtigste Hauptstraße von Kiev“, erklärte Valerij. „Sie ist über einen Kilometer lang und teilweise bis zu 100 Meter breit. Hier findet man die unterschiedlichsten Geschäfte, ebenso wie zahlreiche Cafes und Restaurants. Das Motto der Menschen hier ist sehen und gesehen werden.“

Als er bemerkte, dass Jo den Kopf drehte, um einer langbeinigen, vollbusigen Blondine hinterherzusehen, fügte er lachend hinzu: „Pass auf, dass dir die Augen nicht aus dem Kopf fallen. Gut, dass du keine Freundin dabei hast.“ Jo lachte ebenfalls: „Und du, warum hast du Evgenija nicht mitgebracht?“ „Sie muss für ihren Chef noch etwas erledigen. Er hat schließlich deinen Hotelaufenthalt bewilligt. Da kann sie nicht „Nein“ sagen. Im übrigen habe ich ihr gesagt, dass wir einen Männerabend machen. Und sie trinkt nicht so gern Vodka.“

Während sie dem Maidan immer näher kamen, sagte Jo, der die Säule mit der Freiheitsstatue erkannt hatte: „Den Platz kenne ich von der Berichterstattung des deutschen Fernsehens über eure orangene Revolution.“ „Soll ich dir meine eher ukrainische Version dieser Revolution erzählen?“, fragte Valerij.

Er wartete das Einverständnis Jos erst gar nicht ab und begann sofort: „Es war einmal eine dunkelhaarige ukrainische Schönheit mit Namen Julia Timoschenko. Nach ihrem Studium verdiente sie sich mit dem Verkauf von Videokassetten, vor allem Pornos, ihre erste Million, nicht in Griwna, der ukrainischen Währung, sondern in Dollars. Die kannst du übrigens an jeder Straßenecke ganz offiziell zum Tageskurs, und der ist häufig schwankend, umtauschen.“

Woher das Anfangskapital dafür kam, blieb bis heute, wie vieles andere in dieser Geschichte, im Dunkeln. Sie war nun eine erfolgreiche Geschäftsfrau und suchte nach Wegen, dieses kleine Vermögen zu vermehren. Dafür gibt es bekanntlich überall auf der Welt zwei Wege: Beziehungen und politische Macht.

Sie wurde Energie-Ministerin und verstand es, die weitere, explosionsartige Vermehrung ihres Vermögens bis hin zu einer Milliarde durch die Gründung und den Ausbau eines Energie-Konzerns in den Medien als Wohltat für das ukrainische Volk darstellen zu lassen. Zwar begleiteten Skandale ihren weiteren Weg, aber sie kam immer unbeschadet davon.

Im Herbst 2004 fanden Präsidentschaftswahlen statt. Die gewann der jetzige Präsident Janukowitsch knapp gegen seinen Rivalen Juschtschenko, aber wegen offensichtlicher Wahlfälschungen kam es zu Protesten. Als bekannt wurde, dass das Innenministerium eine gewaltsame Auflösung der Demonstrationen plante, versammelten sich Hunderttausende aus allen Landesteilen, vornehmlich aber aus dem Westen, in Kiev. Die geplante Anwendung von Gewalt wurde übrigens vom damaligen Chef des Geheimdienstes verhindert.

Die Demonstranten wurden von der Partei Juschtschenkos mit Bändern, Schals und Überziehwesten in der orangeroten Farbe seiner Partei ausgestattet. Bei Reden

Juschtschenkos auf dem Maidan stand neben ihm eine völlig neu gestylte Julia Timoschenko: weiße Kleider, erblondet, mit einem aus Zöpfen geflochtenen Haarkranzteil, das wie die Krone einer Königin aussah – das Ebenbild einer unschuldigen Göttin. Sie verkündete von diesem Podium auch gleich die neue politische Richtung der Ukraine: Beitritt zur EU und zur NATO, darin waren sich beide einig.

Die westlichen Medien, allen voran auch das deutsche Fernsehen, waren „vom Freiheitsdrang der ukrainischen Bevölkerung, ihrem Wunsch nach einer richtigen Demokratie und dieser ukrainischen „Jeanne d'Arc“ begeistert. Und dementsprechend einseitig war auch die Berichterstattung. Hätten sie nicht nur Zeugen dafür gesucht und vor die Kameras gestellt, sondern Nachforschungen in alle Richtungen angestellt, dann hätten sie vielleicht etwas nüchterner geurteilt. Viktor Juschtschenko war von 1997 an der, vor allem im Westen beliebte, Vorsitzende der Nationalbank, Julia Timoschenko die damals bereits reichste Frau der Ukraine. Und sie hatte einen Wohnsitz in London und gute Beziehungen zu amerikanischen Geschäftskreisen. Was hätten westliche Korrespondenten alles erfahren können? Nun, zum Beispiel, dass, woher auch immer, auch „orangene Revolutionäre“ finanzielle Zuwendungen erhalten hatten, vielleicht auch, woher plötzlich die vielen orangenen Accessoires gekommen sind und wer sie bezahlt hat. Gerüchte, allerdings unbestätigte, besagen, dass in Holland eine Handelsgesellschaft auf einem riesigen Überschuss an Fan-Artikeln in „Oranje-Rot“ in allen Schattierungen „gesessen habe“, die noch nicht bedruckt waren. Sie stand 2004 kurz vor der Pleite, wies aber 2005 plötzlich hohe Gewinne aus.

Auch eignet sich eine Nationalbank gut für finanzielle Transaktionen, die später kaum oder gar nicht nachvollziehbar sind. Und dann gab es noch das Bush-Regime und den CIA in Amerika. Die Außenministerin hatte sofort das Interesse der USA an einem möglichst schnellen Beitritt einer demokratischen Ukraine in die NATO verkündet und Aufbauhilfe für das Militär versprochen, denn ihr „Chef“ hatte wohl schon mit glänzenden Augen von einem amerikanischen Militärstützpunkt im zweigeteilten, ehemaligen sowjetischen Schwarzmeerkriegshafen Sewastopol, direkt an der Grenze zu Russland geträumt.

Was im übrigen der CIA schon alles ermöglicht hat, um solche Träume zu verwirklichen, zeigte sich zuletzt an dem Märchen von den Massenvernichtungswaffen im Iraq.

Zuerst erklärte das ukrainische Parlament die Ungültigkeit der Wahl, dann auch das Oberste Gericht. Juschtschenko wurde Präsident und Julia Timoschenko seine Ministerpräsidentin. Nach sieben Monaten entließ er sie, weil sogar für ihn erkennbar war, dass sie sich vornehmlich um ihre eigenen Interessen kümmerte und für das arme Land keine Konzepte hatte. Nach Neuwahlen gab es eine Neuauflage

des Duos Juschtschenko und Timoschenko, und sie bekam 2008 sogar Besuch vom amerikanischen Präsidenten.

Ihre Vision war aber, die Präsidentschaftswahlen 2010 zu gewinnen. Sie verlor, ihr Intimfeind Janukowitsch gewann. Ein Gericht verurteilte sie wegen Amtsmissbrauchs, und seitdem hat sie im Gefängnis viel Zeit, um sich neue Strategien auszudenken. Das Wohlwollen der westlichen Presse ist ihr gewiss.“

Als Valerij wieder schwieg, fragte Jo: „Und warum habe ich die Geschichte in dieser Form bei uns nie gelesen oder im Fernsehen gesehen?“ „Warum fragst du mich das? Frag eure Journalisten, aber ich glaube kaum, dass du eine brauchbare Antwort bekommst. Vielleicht liegt es ja daran, dass die immer noch das Böse in den Ländern hinter dem ehemaligen Eisernen Vorhang vermuten, die sich nicht sofort jubelnd in die ausgebreiteten Arme des Westens gestürzt haben.“

Jo hatte gespannt zugehört und deshalb, während Valerij's Darstellung der politischen Entwicklung aus eigener Sicht, kaum wahrgenommen, dass sie den Maidan erreicht, überquert und ihren Weg im angenehmen Schatten hoher Bäume fortgesetzt hatten.

Valerij hielt vor einem Restaurant in der Allee und zeigte auf einen Tisch im Freien: „Komm, setzen wir uns!“ Er verschwand durch eine Eingangstür, kam mit einer Flasche „Hetman“ in einem Flaschenkühler, der mit Eis gefüllt war, und zwei Gläsern wieder heraus und stellte alles auf den Tisch: „Falls du dich noch daran erinnern kannst, Vodka nur eiskalt, im übrigen Geschenk des Hauses.“ Jo sah ihn fragend an: „Verwandtschaft?“ „Nein, Kundschaft, wenn du verstehst, was ich meine. Und nun lass uns auf alte Zeiten anstoßen.“

Samstag

Als Jo am nächsten Morgen, wie am Tag zuvor an der Rezeption angemeldet, um sieben Uhr telefonisch geweckt wurde, hämmerten kleine Zwerge mit Spitzhacken auf seiner Kopfhaut herum. Die zweite Flasche Vodka war eine zuviel gewesen, und er war das nicht mehr gewohnt. Er kramte benommen das in weiser Voraussicht eingepackte Tablettenröhrchen mit den Aspirin-Brausetabletten aus seinem Koffer, wankte zum Waschbecken, warf sie in das Zahnputzglas und sah zuerst dem Aufschäumen der Tablette zu und dann in den Spiegel. „Wie kann man mit fünfunddreißig nur so alt aussehen?“

Valerij wartete schon in der Lobby, und sie fuhren den Kreschatik hinunter, dann in eine Seitenstraße, weiter um ein paar Ecken herum, bis sie zu einem großen Gebäude aus der Stalin-Barock-Zeit kamen. „Das Innenministerium“, erklärte Valerij und fuhr um das Gebäude herum in eine Tiefgarage. Jo wunderte sich

zwar, dass ein einfacher Kommissar der ukrainischen Polizei einen Parkplatz und ein Büro in einem Ministeriumsgebäude hatte, sagte aber nichts.

Valerij's Büro im vierten Stock war ziemlich geräumig. Auf dem einzigen Schreibtisch stand ein großer LCD-Bildschirm, daneben lag ein Telefon mit vielen Knöpfen, alles neuester technischer Standard. „Setz dich, ich hole nur schnell noch ein paar Papiere!“, sagte Valerij und verschwand durch eine Tür ins Nebenzimmer. Jo hatte sich auf den Schreibtischstuhl neben dem Schreibtisch mit Blick zum Fenster gesetzt, sah sich um und wurde ein bisschen neidisch, als er an seinen Schreibtisch und die eher antiquarische PC-Ausstattung im Revier dachte. Er erschrak, als plötzlich hinter ihm eine weibliche Stimme in perfektem Englisch sagte: „Hallo Jo, willkommen im Reich der Großwildjäger des organisierten Verbrechens.“ Er drehte sich um. „Ich bin Evgenija.“ Vor ihm stand eine schwarzhaarige Schönheit. Bevor er auch nur einen Ton herausbrachte, ertönte es aus dem Nebenzimmer: „Na, habe ich übertrieben, als ich dir von ihr erzählt habe? Evgenija, wir sehen uns heute Mittag zum Essen.“ „Ja, edler Rächer aller Enterbten, ich habe es nicht vergessen.“ Ehe sich Jo aus seiner Erstarrung lösen konnte, drehte sich Evgenija um und verschwand, so schnell, wie sie gekommen war, durch die gläserne Tür des Büros. „Das ist meine Freundin, Jo“, und er betonte „meine“, „und nun lass uns an die Arbeit gehen.“

„Also, du willst wissen, wer deine schöne Cabrio-Leiche wirklich ist und was sie - oder eigentlich er - bei euch zu suchen hatte?“ Valerij fuhr den Computer hoch, gab sein Passwort ein, rief eine Seite auf und winkte Jo heran, sich neben ihn zu setzen. Jo sah zuerst das Gesicht eines jungen Mannes mit schwarzen, kurzgeschorenen Haaren, aber daneben sofort auch das Bild, das er Valerij gefaxt hatte, und er sah darunter nur kyrillische Buchstabendörfer.

Valerij bemerkte den fragenden Ausdruck in Jos Gesicht, grinste und klickte auf die englische Flagge rechts oben auf dem Schirm und schon erschienen an Stelle der kyrillischen Buchstaben lateinische, und die Wörter waren in Englisch. „Da staunst du, was? Wenn es um Kapitalverbrechen geht, dann gibt es in der Zwischenzeit sogar eine ziemlich gute Zusammenarbeit mit den ehemaligen Klassenfeinden - und die meisten haben wie du ein Problem, wenn sie kyrillische Buchstaben sehen. Deshalb haben wir solche Akten übersetzen lassen. Diese hier wurde übersetzt, weil sie Teil der Akte eines gewissen Andrej Kratschkow ist, eines einflussreichen Mannes mit Geschäftsbeziehungen zu vielen Teilen Westeuropas. Aber dazu kommen wir noch.“

Das linke Bild auf dem Schirm zeigte - laut Untertext - den 18jährigen Dimitrij Pawlow, einen jungen Mann mit damals schon ebenmäßigen, eher weiblichen Gesichtszügen – es war eindeutig auch das Gesicht der jungen Frau aus dem Cabrio- und darunter folgte eine ziemlich umfangreiche Legende: geboren 1988 als einziger Sohn des Ehepaars Pawlow in Moskau, dort dreisprachig aufgewachsen,

Vater Russe und Anglistik-Professor an der Moskauer Universität mit Beziehungen zum ehemaligen KGB, Mutter, Tochter von Wolga-Deutschen, Studium Deutsch und Englisch in Moskau, wo sie auch ihren Mann kennen gelernt hatte, Deutsch-Dozentin an der Universität in Moskau. Der Junge wurde mit 16 mehrfach wegen Drogenkonsums und Drogenhandels in inoffiziellen Schwulenbars festgenommen, aber sofort, ohne Anklage, wieder entlassen, ging nach der Schule, nach Angaben der Eltern, mit 18 zur Armee und war ein Jahr in Tschetschenien, keine Akten bei der Armee, kam nach seiner Rückkehr im Tarnanzug, ohne Rangabzeichen, zu den Eltern und verschwand aus Russland, wahrscheinlich mit deren Hilfe, wurde 2010 zum ersten Mal in Kiev aktenkundig, als Dunja Pawlowa, ukrainischer Ausweis und Reisepass auf diesen Namen, in Begleitung von Andrej Kratschkow, Verhaftung wegen illegalen Glücksspiels, Freilassung wegen erwiesener Unschuld.

Valerij ergänzte: „Dieser Mann ist bei allen Behörden dick im Geschäft mit IT-Hardware. Der Computer und der Schirm, auf den du gerade schaust, wurden von einer seiner Firmen geliefert, auch die Telefonanlage in diesem Haus. Einige meiner Informanten haben mir zwar unabhängig voneinander mitgeteilt, dass er in großem Umfang mit Drogen handelt, aber wir haben bis heute keine Beweise dafür.“

Nach einer kurzen Pause fuhr er fort: „Beide wurden hier in einem illegalen Spielclub verhaftet, aber auf eine telefonische Anweisung von ganz oben - von wem genau, ist nirgends vermerkt - sofort wieder freigelassen. In dem Bericht des zuständigen Reviers darüber fanden wir über ihrem Namen, mit Bleistift hingekritzelt, nur schwer zu entziffern „ist ein Mann“. Wir hielten das zunächst für einen dummen Scherz, denn keiner von uns glaubte ernsthaft daran, dass diese Dunja Pawlowa mit ihrer atemberaubenden Oberweite ein Mann sein könnte. Der Urheber der Notiz ließ sich aber nicht ermitteln, und so erfuhren wir auch nie, wie er zu dieser Information gekommen war.

Danach verlor sich übrigens ihre Spur im Nirwana der Beziehungen. Wir nahmen an, dass er-sie eine neue Identität hatte.

Hinter ihre wahre Identität kam man dann nur durch Zufall, als die Polizei in Donezk auf Grund eines glaubhaften anonymen Hinweises eine private Klinik für Schönheitsoperationen durchsuchte und sich in deren Computer auch eine Akte „Dunja Pawlowa/Dimitrij Pawlow“ fand: `Implantation von Silikonkissen, Gesichtskorrekturen, Entfernung von Tattoos an den Fingergelenken der linken Hand, am Unterarm und an den Schultern`.

Als wir diese Informationen bekamen, machte die Notiz plötzlich Sinn. Da es keine Armeekarten gab, haben wir aus den Aufzeichnungen der Klinik geschlossen, dass der junge Mann seine „Armeezeit“ wahrscheinlich unter einem anderen Namen irgendwo im Knast verbracht hatte. Das würde auch die in diesen Akten vermerkte Entfernung der Tattoos erklären. Mit den Mitteilungen aus Donezk und der Mithilfe der Polizei von Moskau aktualisierten wir unsere Akten. “

Jo hakte nach: „Ist das alles, was du mir erzählen kannst, oder kommt da noch was? Gut, er ist bei euch verschwunden und bei mir in Mundringen tot in dem Cabrio wieder aufgetaucht. Hast du auch dafür eine Erklärung? Am Telefon hast du ja sofort ausweichend gefragt, ob ich nicht ein paar Tage Urlaub nehmen und dich in Kiev besuchen könnte.“

Valerij schaute ihn mit ernstem Gesicht an: „Du bist doch Polizist, oder? Dann solltest du auch wissen, dass man aus vielerlei Gründen nicht alles am Telefon erzählen kann.“

Was ich dir jetzt erzähle, basierte nur auf etwas, was irgend jemand einem anderen geflüstert hat, der es dann weiter erzählt hat, und irgendwann hat eine Brieftaube an meine Tür geklopft und mir ein billiges, kleines Prepaid-Handy geschenkt, das in einer SMS die Aufforderung enthielt, ich möge doch an einem bestimmten Tag nachmittags zu einer bestimmten Uhrzeit am Ufer des Dnjepr links neben der Paton-Brücke fischen gehen und das Handy mitnehmen. Mein Bauchgefühl sagte mir, dass ich die Einladung annehmen sollte. Da ich noch nie in meinem Leben fischen war, ließ ich mir eine Angel besorgen, setzte mich zum festgesetzten Zeitpunkt ans Ufer, tat so, als würde ich angeln, und wartete.

Eine Stunde lang tat sich nichts, dann piepste das Ding – noch eine SMS: „fahren sie in einer stunde zum st. michaelskloster und warten sie dort, bis sie ein mönch zu einer persönlichen führung abholt.“ Na gut, dachte ich, wird am helllichten Tag mit Mönch im Kloster nicht weiter gefährlich sein, und fuhr hin. Es kam tatsächlich ein älterer, weißbärtiger Mönch. Er sagte: „Gehen wir ein wenig im Hof spazieren, mein Sohn.“

Ich lief an seiner Seite und fragte: „Was sollte der Unsinn mit dem Dnjepr, der Brücke, der Angel und dem Handy?“ „Ich habe Sie von der Brücke aus mit dem Fernglas beobachtet, weil ich sicher gehen wollte, dass wirklich Sie das Handy bekommen haben.“

Ich möchte ihnen eine kleine Geschichte erzählen, die ihnen sicher nicht jetzt, aber vielleicht irgendwann nützlich sein könnte. Sie wissen vielleicht, dass das 40. Jagdfliegerregiment der Ukraine auf dem Flugplatz in der Nähe von Vasytkiv stationiert ist. Was sie wahrscheinlich nicht wissen, ist, dass dieser Flugplatz noch aus den Zeiten des kalten Krieges über mehrere Landebahnen verfügt, von denen eine auch für größere Transportmaschinen benutzt werden kann. Die Frau eines hochrangigen Beamten des Oblasts, der Region von Kiev, hat es, wie auch immer, geschafft, für diese Landebahn die Genehmigung für eine geringe Anzahl von Starts und Landungen von Frachtmaschinen von ukrainischen, aber auch ausländischen Fluggesellschaften zu bekommen. Einen logischen Grund gibt es dafür eigentlich nicht, aber in der Begründung steht etwas von volkswirtschaftlichem Nutzen. Und ein- oder zweimal in der Woche wird diese Landebahn seither tatsächlich dafür benutzt, und es werden dort Güter aus- und eingeladen.

Warum ich gerade Ihnen das erzähle? Auch ein gewisser Andrej Kratschkow empfängt und verschickt Waren von diesem Flugplatz. Ich nehme an, Sie kennen den Namen. Und ich weiß, dass Sie wissen, dass hinter vorgehaltener Hand im Zusammenhang mit seinem Namen von Drogenhandel die Rede ist. Von einigen meiner Schäfchen weiß ich, dass das nicht nur ein Gerücht ist.

Eines dieser Schäfchen mit mehreren Jahren Knasterfahrung, aber Kindheitsresten christlicher Erziehung, das manchmal zum Be- und Entladen dorthin gebracht wird, hat mir nach ein paar Vodkas zuviel erzählt, dass für bestimmte Transporte immer auch eine sehr attraktive, schwarzhaarige Frau in einem dieser großen schwarzen Schlitten mit verdunkelten Scheiben angefahren kommt, in das Flugzeug steigt und nicht wieder herauskommt, oder auch manchmal nur herauskommt und mit einem bereits wartenden Auto wegfährt. Denken Sie, was sie wollen, ich finde, dass Drogenhandel ein sehr schmutziges Geschäft ist, und ich würde gern etwas dagegen tun, wenn ich es könnte.“

Valerij machte erneut eine kleine Pause: „Was denkst du, habe ich gemacht, Jo? Ich habe einen der Beamten meiner Dienststelle dorthin geschickt, und er hat es tatsächlich vor zwei Monaten geschafft, mit einem Nachtsichtgerät ein Foto von dieser Frau zu schießen.“ Er schloss eine Schublade auf, zog sie heraus und reichte Jo ein paar Fotos. Darauf war, zwar nachtgrün, aber in jeder Beziehung sehr scharf, Dunja Pawlowa zu erkennen.

Valerij redete schon weiter: „Ich habe mich dann an den Kommandeur des Standortes gewandt und ihn gefragt, ob er wüsste, dass ein Frachtflugzeug, das auf seinem Flugplatz landet, auch eine Passagierin befördert. Erstaunlicherweise hatte er Kenntnis davon, und auch das war ministeriell abgesegnet. Die Informationen aber, die er mir dann noch gab, verblüfften mich doch: „Diese Frau hat einen britischen Diplomatenpass, ausgestellt auf den Namen „Marshy Marigold“, und eine Autorisierung vom ukrainischen Ministerium für Entwicklung und Handel. Das Flugziel ist jedes Mal ein privater Flugplatz auf der britischen Insel in der Nähe von Stamford im Bezirk Rutland.

Ich habe spaßeshalber im Internet nach „Marigold“ gesucht. Rate mal, was dabei herausgekommen ist. Du wirst nie draufkommen: Zuerst einmal „Ringelblume“, aber im Zusammenhang mit „Marsh“, mit „I“ statt „Y“, steht da „Sumpfdotterblume“. Ziemlich schwarzer Humor, findest du nicht auch?“

Jo lachte lauthals: „Diese Sumpfdotterblume flog also mit ministerieller Unterstützung direkt vor eurer Nase herum?“

„Warts nur ab, es kommt noch besser!“ Valerij griff noch einmal in die Schublade und holte eine Klarsichthülle mit Computerausdrucken heraus: „Lies!“ Jo überflog die Liste: „Na und? Flugplatz Stamford, ehemaliges RAF-Airfield, während der Zeit des Kalten Kriegs reaktiviert und grundlegend restauriert, wurde nach 1989 vom Duke of Mudbury - übrigens übersetzt auch ein netter Name - Großgrundbesitzer

im Bezirk Rutland, Mitglied des britischen Oberhauses, übernommen und als Privatflugplatz registriert, um den Staatshaushalt zu entlasten. Was soll ich damit?“ „Lies einfach weiter!“ „Gut, wenn es der Wahrheitsfindung dient. Duke of Mudbury, bisexuell, mit Vorlieben für ausgefallene Praktiken und Kokain, verheiratet mit der Tochter eines verarmten Adligen, die als Stripteasetänzerin gearbeitet und sich dafür eine ausladende Silikonoberweite angeschafft hat, häufig in Geldschwierigkeiten, die aber durch Überweisungen einer Schweizer Großbank für angebliche Beratertätigkeiten immer wieder behoben werden. Woher hast du denn das?“

Valerij schmunzelte: „Wir haben auch einen ausgezeichneten Auslandsgeheimdienst, der alles sammelt, was man vielleicht einmal brauchen könnte. Nimm die nächste Seite und lies nur das, was ich markiert habe.“ Jo blätterte um: „Golfclub Leyburg-Park, Stamford, Mitgliedsliste, Duke of Mudbury, Andrej Kratschkow.“ Valerij schien ungeduldig zu werden: „Na, dämmerts jetzt bei dir?“ Jo versuchte das Gelesene zu verknüpfen: „Kratschkow, Dunja, Drogen, Marshy, Flug, Insel, Duke, Golf, Koks, interessant für dich, aber nein, ich sehe immer noch keinen Zusammenhang mit der Cabrio-Aufbahrung meiner Transvestitenschönheit in Mundringen“, erwiderte er, der zwar die Vielzahl der von Valerij gesammelten Puzzleteile bewunderte, aber keinen Weg fand, sie mit seinen zu verknüpfen. „Dann lies die nächste Seite, denn die habe ich extra für dich gemacht.“ Jo warf einen kurzen Blick darauf, und bekam große Augen: Verwandtschaftsbeziehungen des europäischen Hochadels, Duke of Mudbury, Vetter von Adalbert Maria Karl Ferdinand Prinz zu Hohenstern-Neulenburg. „Verdammt, sein Schloss ist ja nur 40 km von Mundringen entfernt!“ Valerij freute sich tierisch, als er seinen Freund jetzt so aufgeregt sah. Er nahm ihm die Blätter aus der Hand, legte sie zusammen mit den Fotos wieder in die Schublade und verschloss diese.

„Komm, Zeit für Entspannung, Evgenija wartet sicher schon in deinem Hotel auf uns. Dort gibt es im obersten Stockwerk ein sehr schönes Restaurant mit Blick auf den Dnjepr, den „Panorama Club.“

In der Tiefgarage des Ministeriums ging Valerij zielstrebig auf einen schwarzen BMW X3 zu. „Du hast ihn also immer noch?“, fragte Jo. „Bei uns ist das in der Zwischenzeit ein Auto für gut situierte Rentner oder Einkaufswagen für mittelalterliche Hausfrauen, deren Männer mit der großen Limousine oder dem Sportwagen zur Arbeit fahren. Mein G500 lebt übrigens auch noch“, und die Bilder der beiden Autos in Pristina blitzten in seinem Kopf auf. „Willst du mein schönes Auto beleidigen? Ich liebe es, und ich hoffe, dass es noch ein Weilchen lebt“, entgegnete Valerij gespielt entrüstet.

Das Restaurant war angenehm klimatisiert. Und Evgenija wartete schon an einem Tisch am Fenster mit einer herrlichen Aussicht über Bäume hinweg auf den

Dnjepr, die Parkovij-Brücke und das gegenüberliegende Ufer. „Rechts von uns, das kannst du leider nicht sehen, liegt das alte „Lobanovsky-Stadion“, die Heimat von Dynamo Kiev. Das ist meine Mannschaft. Du erinnerst dich an das T-Shirt, das ich gestern getragen habe?“, erklärte Valerij mit leuchtenden Augen. Seine lokalpatriotische „Fußballverrücktheit“ wurde allerdings von Evgenija sofort kommentiert: „Jo, du kannst dir das nicht vorstellen. Wenn wir uns manchmal wegen seiner Arbeit während der Woche kaum sehen, dann nimmt Valerij wegen eines ungeheuer wichtigen Spiels auch noch einen Abend „Fußball-Auszeit“! Und das, nachdem er dieses Jahr sogar ganze sechs Monate Auszeit im Kosovo hatte. Ich liebe ihn, aber manchmal wünsche ich mir, er hätte einen ganz normalen Job mit geregelten Arbeits- und Urlaubszeiten.“

Valerij schien unangenehm berührt zu sein, und Jo, der an der Stirnseite des Tisches, mit einem herrlichen Blick aus dem Fenster, Platz genommen hatte, bekam das Gefühl, auch im übertragenen Sinn zwischen zwei Stühlen zu sitzen und über kurz oder lang zum Richter in diesem anscheinend schon länger schwelenden Streit ernannt zu werden.

Als er aus den Augenwinkeln sah er, dass zwei Bedienungen mit Tellern und Schüsseln auf ihren Tisch zusteuerten, sagte er schnell in die entstandene, leicht bedrohliche Stille hinein: „Das Essen kommt.“

Valerij, der sich sichtlich unwohl fühlte, nahm die Gelegenheit wahr, wechselte sofort das Thema und fragte Evgenija: „Was meinst du, gehen wir heute Abend zusammen ins „2 Leo“?“, und fuhr, zu Jo gewandt, fort, „Das ist eine Karaoke-Bar, nicht weit von hier, hast du Lust?“

Sonntag

Am nächsten Morgen schaute Jo wieder entspannter in den Spiegel. Der Abend war, dank Evgenijas Anwesenheit, ohne ausschweifenden Alkoholkonsum verlaufen, einfach angenehm, und sein Spiegelbild schon netter zu ihm.

Vor dem Hotel wartete eine Überraschung auf ihn: Valerij in Uniform. „Ich muss zuerst noch einen offiziellen Besuch machen“, erklärte er Jo die Wahl seiner Kleidung. Du wirst dort eine Weile im Auto warten müssen. Ich habe dir allerdings ein paar CD`s mit MP3-Kollektionen von Live-Aufnahmen alter Folk-Songs besorgt, die es bei euch so sicher nicht gibt. Die kannst du ja in der Zeit meiner Abwesenheit anhören. Meine Stereo-Anlage im Auto ist ausgezeichnet, falls du dich noch daran erinnern kannst.“ Jo konnte.

Als er, vor sich hin träumend, in die Festivalklänge der Songs eintauchte, hatte er plötzlich das Bild von Johanna vor Augen. „Sie wird sich freuen, wenn ich die kopiere und ihr mitbringe.“

Johanna:

Zwei Tage nach der „musikalischen Auseinandersetzung“ mit Marylou traf Jo sie um die Mittagszeit im Burgerladen in der Fußgängerzone. Sie hatte einen Plastik-Container mit Fertigsalat in der Hand und wollte gerade gehen. Jo begrüßte sie mit einem Lächeln: „Na, Fastfood-Diät?“ Marylous Antwort kam prompt, ein Lachen und: „Na, auf der Spurensuche nach frittiertem Rinderwahn?“ Jo schätzte ihre Schlagfertigkeit und lachte ebenfalls. „Hast du, wenn du deine Cholesterinschleuder bekommen hast, ein paar Minuten oder ist dann die Sicherheit der Bürger Mudringens bedroht?“ Jo tat so, als müsste er überlegen: „Wenn du mir aus der Mundringer Finanzwelt ein paar wichtige Informationen zu kapitalen Wirtschaftsverbrechen geben würdest, dann müsste ich wohl Zeit haben.“ Sie verließen also zusammen den Laden, und Marylou ging zielstrebig in Richtung Marktplatz. Als sie den Marktplatz überquerten und Marylou auf die Schustergasse zusteuerte, fragte Jo mit gespielter Ängstlichkeit: „Du willst mich wohl in diese finstere Gasse locken, um mich auszurauben oder sonst etwas?“ Marylou, der Jo schon davon erzählt hatte, dass er eigentlich nur am Monatsanfang ein Plus vor den Zahlen auf seinem Konto hatte, antwortete: „Du hast doch, außer deinem Ausweis, nichts, was sich lohnen könnte, und auf „sonst etwas“ solltest du dir keine Hoffnungen machen.“ Jo war ein bisschen enttäuscht, ließ sich aber nichts anmerken: „Dann warten da vielleicht irgendwelche Komplizen aus der Mundringer Unterwelt, die noch eine Rechnung mit mir offen haben?“ Marylou entgegnete lachend: „Unterwelt nein, aber eine Komplizin. Meine Mutter hat jetzt Mittagspause, und ich habe ihr versprochen, den Salat vorbeizubringen. Eine gute Gelegenheit, dass du sie kennen lernen kannst. Ich habe ihr schon am Telefon erzählt, dass du Folk magst, und ich könnte mir vorstellen, dass sie deswegen sogar mit dir redet.“ Der „Mundringer Musikladen“ hatte eine breite, über Eck gehende Fensterfront, durch die man ein paar Gitarren, Keyboards und Blasinstrumente und in einer Ecke eine Verkaufstheke mit einem Monitor erkennen konnte. Die Tür war abgeschlossen, deswegen holte Marylou ihr Handy heraus: „Hallo, Mama, ich bins. Schließt du bitte auf?“ Zu Jo gewandt sagte sie: „Sie sitzt sicher in einem der Nebenräume und spielt Gitarre.“

Kurze Zeit später erschien sie in dem breiten Gang hinter dem Verkaufsraum, in dem links und rechts an der Wand einige E-Gitarren hingen. Jo war bei ihrem Anblick verblüfft: Sie war einen halben Kopf kleiner als Marylou, hatte halblange, schwarze Haare und ein ebenmäßiges Gesicht. Ihr weißes, eng anliegendes T-Shirt und die Stretch-Jeans betonten ihre Figur, die wahrscheinlich die Idealmaße der 60er Jahre, 90-60-90, hatte.

Schon beim Öffnen der Tür, die Türklinke noch in der Hand, sagte sie: „Hallo, Marylou, du hast deinen „Lieblingsbullen“ mitgebracht, interessant. Danke für den Salat.“ Zwischen Tür und Angel brachte Jo gerade noch: „Hallo, ich bin Jo Krafft“, heraus, als Johanna fortfuhr: „Herein mit euch, Kinder, wollt ihr vielleicht Kaffee?“ Nachdem sie wieder abgeschlossen hatte ging sie den beiden voraus in ein kleines Zimmerchen am Ende des „Gitarrengangs“.

In Jos Kopf sträubte sich alles dagegen, von dieser attraktiven Frau mit den Lachfältchen an den Augen und am Mund „Kind“ genannt zu werden. „Setzt euch Kinder, wollt ihr einen Kaffee?“ Marylou antwortete schnell: „Nein, Mama, wir haben beide nur eine kurze Mittagspause und müssen wieder an die Arbeit.“ „Wer nicht will, hat gehabt“, mit diesen Worten drehte sich Johanna zu den beiden um, musterte Jo von oben bis unten, schaute ihm in die Augen und sagte dann: „Sie mögen Folk? Wenn Sie einmal mehr Zeit haben, kommen Sie in der Mittagspause vorbei, dann können wir uns ein bisschen unterhalten. Wenn ihr euch schon nicht setzen wollt und noch einen Moment Zeit habt, ich habe den idealen „Parteisong“ für die Piraten gefunden, einen alten Bob Dylan Song.“ Da sie nicht gut „Nein“ sagen konnten, folgten sie Johanna in einen weiteren Raum, in dem einige E-Klaviere herumstanden. Neben einem Schlagzeugstuhl lag eine akustische Gitarre auf dem Boden. Johanna setzte sich auf den Hocker und nahm die Gitarre: „Eine Martin, hat einen schönen Klang, kann ich mir aber nicht leisten, ist zu teuer.“ Dann begann sie zu spielen und zu singen:

„Come gather round people, wherever you roam,
and admit that the waters around you have grown.
And accept it, that soon you`ll be drenched to the bone.
If your time to you is worth saving,
then you better start swimming or you sink like a stone,
for the times they are a-changing.

Übersetzt heißt das...“ Jo unterbrach sie: „Entschuldigen Sie. Ich kenne den Text. Und ich bin während meiner Zeit auf dem Gymnasium ein Jahr in Amerika gewesen.“ „Wow, ein gebildeter Bulle mit guten Englischkenntnissen, seit wann gibt’s denn so was.“ Johanna hatte eine warme, nicht zu tiefe Stimme, und Jo war von ihr begeistert. Er hätte ihr noch stundenlang zuhören können. Aber Marylou neben ihm war schon ungeduldig: „Sehr schön, Mama“, das klang irgendwie unecht, aber Johanna schien das nicht zu bemerken, „aber wir müssen jetzt wirklich gehen.“ Johanna stand auf und ging den beiden wieder voraus zur Tür, um aufzuschließen: „Gut. Jo, wenn sie irgendwann Zeit und Lust haben, ich gebe ihnen meine Telefonnummer. Sie wissen ja, wann ich Mittagspause habe.“

Am Montag darauf, Jo hatte Sonntagsnachtschicht gehabt und deshalb wie üblich den Rest des Montags frei, stand er ausnahmsweise schon vor zwölf Uhr auf und

machte sich nach seinem „Spezialfrühstück: Becher Kaffee und zwei Zigaretten“ auf den Weg zum Musikladen. Johanna schien sich zu freuen, denn sie empfing ihn lachend: „Der Folk-Bulle ohne Uniform, was für eine Ehre. Hast Du etwas dagegen, wenn wir uns duzen? Ich bin das „Gesieze“ im Laden nicht gewöhnt. Hast du Lust auf einen Kaffee und eine Zigarette. Marylou hat mir erzählt, dass du rauchst?“ Sie setzten sich auf die Stühle des Kaffeezimmers. Während sie Kaffee tranken, rauchten und sich unterhielten, fragte Johanna plötzlich: „Kannst du Gitarre spielen“ Jo verneinte. „Willst du es lernen?“

Jo hatte sich schon manchmal überlegt, ob er das tun sollte, sich aber nie wirklich dazu entschlossen. Aber der Gedanke, von Johanna unterrichtet zu werden, gefiel ihm: „Warum nicht? Aber ich habe keine Gitarre.“ „Schau dich um, was meinst du, womit ich mein Geld verdiene?“ „Wenn du dir eine Gitarre kaufst, von mir natürlich professionell beraten, bekommst du den Unterricht kostenlos und ich einen angenehmen Zeitvertreib während meiner Mittagspause. Abgemacht?“ Johanna hob die Hand und Jo schlug ein.

Im Raum mit den Akustik-Gitarren nahm Johanna eine von der Wand, setzte sich auf einen Schlagzeughocker und begann sie zu stimmen. „Hol dir auch einen Hocker, die stehen nebenan!“ Johanna spielte „Freight Train“ mit Fingerpicking, und Jo sah ihr fasziniert zu. „Bis du das kannst, dauert es noch eine ganze Weile“, sagte sie lachend, „lass dich aber davon nicht abschrecken. Der Anfang ist mühsam und der Weg steinig, aber ich fände es gut, wenn du nicht sofort aufgeben würdest.“

Dann zeigte sie Jo vier Griffe und wie er die Saiten mit einem Abwärtsschlag mit dem Plektrum, das sie ihm in die Hand drückte, zum Klingen bringen sollte. Das Ergebnis nach einer Stunde war für Jo mehr als nur ernüchternd: „Das hört sich ja grausam an. Das lerne ich nie!“ Johanna lächelte: „Ich hatte eigentlich gedacht, dass ein Trainer für eine asiatische Kampfsportart – ja, auch das weiß ich schon von Marylou – nicht so schnell aufgeben würde.“ Jo fühlte, wie diese Bemerkung an seinem Ego kratzte und beeilte sich, zu versichern, dass er nicht daran denke aufzugeben.

„Na gut, hören wir für heute auf und unterhalten wir uns noch ein bisschen über Folk-Songs.“ Jo hörte zwar die Lieder gern, hatte sich aber noch nie längere Zeit Gedanken darüber gemacht. Deshalb hörte er Johanna aufmerksam zu: „Für mich haben Folk-Songs zwei Bedeutungen: Ich singe gern, und die Gitarre ist für mich die geniale Begleitung – ich brauche sonst niemand. Und ich mag sehr viele Texte allein schon deshalb, weil sie beinahe zeitlose, auch philosophische Gedanken enthalten und mir bei der Betrachtung meines Alltags und der Gesellschaft helfen. Ich würde sogar so weit gehen, zu behaupten, dass man in vielen dieser Texte mehr Lebensweisheit und Lebenswirklichkeit findet als in dicken philosophischen oder soziologischen Büchern.“

Manchmal, wenn ich abends in der Gesellschaft von einem Glas Wein – schwäbischer Dativ als Genitiversatz, aber der echte Genitiv „eines Glases“ klingt zu geschwollen – zu Hause sitze, spiele und singe, verliert die Welt um mich herum ein wenig von ihrer Härte.“

Jos Gesicht musste Bände gesprochen haben, denn sie unterbrach ihre Schilderung und sagte: „Schau nicht so, ich habe Abitur, habe studiert, ein Examen als Sozialpädagogin und einige Zeit als Streetworkerin gearbeitet, bis sich durch Marylou mein Leben drastisch geändert hat.“

Jo fühlte sich ertappt, beeilte sich aber zu versichern, dass er, weil er ja ein Mann sei, an überhaupt nichts gedacht hätte, merkte aber, dass Johanna ihn durchschaut hatte.

„Marylou, sie hat dir sicher erzählt, dass wir miteinander Probleme haben, aber ich liebe sie, und wenn ich die von mir leicht veränderte erste Strophe von „Colours“ von Donovan singe, habe ich ihr Bild vor Augen“, und dann sang sie:

„Yellow is the colour of my true loves hair ,
in the morning, when she rise,
in the morning, when she rise,
that`s the time, that`s the time, I love her best.,

und fuhr dann fort: „Ich erinnere mich dann daran, wie sie mit zwölf, nachdem ich mich lange geweigert hatte, fröhlich lachend zum ersten Mal mit blond gefärbten Haaren vom Friseur kam.

Oder wenn mir die Decke auf den Kopf fällt, dann singe ich den Refrain von Ralph McTells Superhit:

And how can you tell me, you`re lonely
and say to me, that the sun don`t shine.
Let me take you by the hand
and lead you through the streets of London.

I`ll show you something
to make you change your mind,
und dann denke ich an all das Unglück auf dieser Welt und dass es mir eigentlich wirklich ganz gut geht.

Ich habe für mich die Songs in drei große Gruppen eingeteilt: Lieder von Krieg und Frieden, Liebeslieder und Lieder, die zeitlose Gesellschaftskritik und Weisheiten enthalten. Die meisten kann man wirklich mit nur drei oder vier Griffen begleiten.

Ein einfaches, aber von der Melodie her eingängiges Antikriegslied ist „Universal Soldier“ von Buffy Sainte Marie:

He`s fighting for Canada and he`s fighting for France
and he`s fighting for the USA
and he`s fighting for the Russians and is fighting for Japan

and he thinks he`ll put an end to war this way.
He`s the universal soldier and he really is to blame.
His orders come from far away no more.
They come from here and there and you and me
and brothers can`t you see:

This is not the way to put an end to war.”

Besser kann man das meines Erachtens nicht ausdrücken.

Und wenn ich mir die politische Situation im nahen Osten anschau, dann kommt mir Barry McGuires „Eve of Destruction in den Sinn:

The eastern world is exploding, violence flaring, bullets loading.

You`re old enough to kill, but not for voting.

You don`t believe in war, but what`s that gun you`re toting.

And even the Jordan River has bodies floating.

But you tell me, over and over and over again my friend,

ah you don`t believe we`re on the eve of destruction.”

Jo saß einfach nur da, sah zu, wie sie Gitarre spielte und sang, staunte und hörte zu und staunte, als sie weiter erzählte und dann immer wieder sang:

„Kennst du „Love is just a four letter word“ von Joan Baez? Den Text solltest du einmal lesen und darüber nachdenken.

Es gibt aber auch einfach nur poetische Liebeslieder. Ich mag zwei Songs von Mike Batt ganz besonders. Zuerst: „Lady of the Dawn“:

Lady of the dawn, you opened up my sleepy eyes.

I never knew, that I was born.

Well I like you for your body,

but I love you `cause you`re wise.

I am your prisoner, you`re my lady of the dawn.

Es wird ja das Märchen erzählt, dass Männer sich angeblich vor allem vom Charakter und der Intelligenz einer Frau angezogen fühlen. Unsinn, zuerst schauen sie nach den hervorstechenden weiblichen Merkmalen, und dann rennen sie davon, so schnell sie können, wenn eine Frau dazu auch noch Charakter hat und intelligent ist.

Das andere Lied heißt: „The winds of change“:

The winds of change are blowing hard in our direction.

We can`t go back and we can`t stand still.

The winds of change may try to blow away my affection,
but they never will.

Die Liebesgeschichte hätte ich gern einmal erlebt, aber ich weiß nicht, ob das gut für mich gewesen wäre.

Die vollständigen Texte kannst du dir übrigens heutzutage alle aus dem Internet herunterladen, mitsamt der Akkorde. Als ich anfing, gab es das noch gar nicht, es

gab noch nicht einmal Computer, gerade eben Taschenrechner. So musste ich mir alles hart erarbeiten, aus Platten heraushören oder Bekannte „löchern“, bis sie einen ihrer „Textschätze“ herausrückten.“

Jo wurde unsanft in den Alltag zurückgeholt, als Johanna plötzlich auf die Uhr schaute und sagte: „Es ist beinahe Zeit, ich muss bald den Laden aufmachen. Hat Spaß gemacht, dir hoffentlich auch?“

Als er den Laden verließ, von Johanna freundlich verabschiedet, war er endgültig Besitzer einer zwar billigen, aber dennoch gut klingenden, akustischen Gitarre. Und er hatte den Auftrag zum Üben mit auf den Weg bekommen. Allerdings taten ihm allein beim Denken daran schon die Fingerspitzen weh.

Die Fahrertür ging auf, und Jo wurde aus seinen Träumen gerissen. „Entschuldige, dass es so lange gedauert hat, aber es war wichtig, übrigens auch für dich“, sagte Valerij, als er sich hinter das Lenkrad klemmte und den Motor anließ. Jo sah erstaunt auf die Uhr. Es war schon beinahe Mittag, und die Zeit war irgendwie angenehm zeitlos verschwunden.

„Wir fahren jetzt bei mir vorbei, ich ziehe mich um, und dann werde ich dir im Büro noch etwas zeigen.“ Valerij holte mit der rechten Hand einen USB-Stick aus der Jackentasche und hielt ihn Jo vor die Nase: „Schöne Bildchen, aber nicht das, was du jetzt vielleicht denkst.“

Auf dem Bildschirm im Büro erschien nach dem Einschieben des Sticks ein Ordner mit mehreren Bilddateien. Die erste, die Valerij öffnete, zeigte ein Formular. Es war, wie Valerij erklärte, die Kopie eines Frachtbriefes. Jo erkannte ein paar Zahlen und viele kyrillische Buchstaben. „Das ist die Beschreibung des Inhalts der Kisten, die Kratschkow vor drei Wochen von Vasytkiv nach England hat transportieren lassen. Vier Kisten mit Computerteilen und -zubehör, eine Kiste mit Uniformen der Volksarmee der DDR und eine Kiste mit Ikonen. Alles legal angemeldet und vom Zoll überprüft, plombiert und freigegeben. Dass Kratschkow mit Computerzubehör handelt, weißt du ja schon. Woher er die Uniformen hat, wissen wir in der Zwischenzeit auch, aber der Besitz und Verkauf ist ja nicht verboten. Die Ikonen sind neu, aber auf alt gemacht, und unterliegen daher nicht dem Ausfuhrverbot. Empfänger sind ein Computergeschäft in Cambridge, der die Universität beliefert, ein Antiquitätenhandel in Leicester und ein Angestellter einer orthodoxen Kirche in London, alles vollkommen unverdächtige Adressen“

„Und was ist daran so spannend?“, fragte Jo. „Geduld, Geduld, mein Freund.“ Valerij klickte auf die nächste Datei. „Das ist eine chemische Fabrik mit einem dazu gehörenden großen Labor in der Nähe von Lugansk, nahe der russischen Grenze. Das nächste Bild zeigt eine kleine Fabrik in Odessa am Schwarzen Meer, in der mit neuester Technik zuerst eine mehrschichtige Grundierung auf dünne Platten aus abgelagertem, astlochfreiem Holz gespritzt wird. Diese Platten werden dann in

einer Künstlerwerkstatt in Mykolaiv von Künstlern im Akkord zu fertigen Ikonen ausgemalt. Danach werden diese in einer Schreinerei in Mykolaiv auf dickere, qualitativ schlechtere, geklebt. Die fertige Ikone geht dann zurück in die Werkstatt und bekommt dort einen Farbrand. Woher kommen die Farben, Jo?“

„Was soll die kindische Fragerei? Wenn du so fragst, kann es nur Lugansk sein. Aber ich steh mal wieder auf meiner Leitung“, antwortete Jo leicht frustriert ob dieser für ihn langatmigen Erklärungen. Valerij sah es seinem Gesicht an und sagte deshalb: „Entschuldige die vielen, für dich uninteressanten Details, aber du hast in deinem Revier wohl kaum mit dem zu tun, womit ich mich täglich beschäftige, nämlich mit dem organisierten Verbrechen. Und das heißt, Organisationsstrukturen finden und sich ein Bild machen. Du erinnerst dich an den Namen Kratschkow? Alle diese Betriebe gehören Freunden von ihm. Er vermarktet oder verschickt nur das Endprodukt. Die Uniformen gehören einem Freund, der sie aus Russland importiert hat und in dieser Großreinigung am Rand von Kiev“, er klickte auf das nächste Bild, „herrichten lässt. Nur die Computerteile gehören ihm und stammen aus einer großen Werkstatt, in der seine Importe aus China geprüft, repariert, und farblich verändert werden. In all den bisher genannten Betrieben arbeitet eine nicht übliche Zahl von ehemaligen Besuchern unserer Haftanstalten. Kratschkow hat aber, als Begründung dafür, schon öfter in verschiedenen Medien darauf hingewiesen, dass es ihm ein Bedürfnis sei, sich um die Resozialisierung Straffälliger in unserem Land zu kümmern.“

Hast du dir in euren Fachblättern schon einmal die neuesten Informationen für das Verstecken von Drogen angesehen? Dann müsste es spätestens jetzt bei dir Klick machen.“

Jo dachte an den kleinen Dealer in Mundringen, den man mit einem Tütchen Heroin erwischt hatte, und antwortete: „Nein, aber du wirst es mir sicher gleich erklären.“

„Kratschkow ist am Ende, und es werden in manchen Behörden einige erlesene Köpfe rollen. Wir haben mit Hilfe des Geheimdienstes – eine Abteilung habe ich heute besucht – und mehr als nur großzügiger Bezahlung aus einem Hangar auf dem Flugplatz von Stamford aus jeder der zuletzt verschickten Kisten mehrere Gegenstände beschaffen können und dann gründlich untersuchen lassen.“

Die Ikonen sind mit Kokainfarbe grundiert und bemalt worden, und auch die Leimschicht zwischen den Platten enthält diesen Stoff, die Uniformen sind mit einer Kokainlösung getränkt worden und in PC-Lautsprechern war Heroin und Kokain versteckt. Darüber hinaus fanden wir in Ampullen, die als Vitaminpräparate deklariert waren, Krok, eine neue Billigdroge, die als Heroinersatz aus illegalen russischen Labors kommt. Übrigens ein für die Gesundheit eurer experimentierfreudigen Kids sehr gefährlicher Stoff. Der Name

„Krok“ kommt übrigens von Krokodil, weil die Hautumgebung der Einstichstelle sich grün färbt und schuppig wird.“

Jo war platt. „Und das alles erfährt ein einfacher Polizeikommissar?“ „Tut mir leid, Jo, dass ich am Telefon vielleicht ein bisschen untertrieben und seither auch nicht darüber gesprochen habe.“

Ich bin einer der Leiter des Drogendezernats beim ukrainischen Innenministerium. Und im Kosovo war ich zwar offiziell als Leutnant des ukrainischen Kontingents, aber in Wirklichkeit im Auftrag meines Ministeriums und mit Wissen der Polizeibehörde in Pristina auf der Spur eines Drogenkartells, das große Mengen von Rohopium aus Afghanistan über Turkmenistan und das Kaspische Meer nach Russland transportiert hat und von dort in die Ukraine.

Bei uns wurde es zu Heroin verarbeitet und auf dem Landweg über Rumänien, Serbien, den Kosovo nach Montenegro und Albanien geschafft, von wo aus es mit unverdächtigen Privatyachten übers Mittelmeer nach Westeuropa gebracht wurde. Unverdächtig deshalb, weil sie geachteten Persönlichkeiten aus der Oberschicht mehrerer westeuropäischer Länder gehören.

In Pristina befand sich die Zentrale des von Albanern geleiteten Kartells. Ich habe mit meinem Wissen über Versandwege und -zeiten den Behörden dort geholfen, das Kartell aufzudecken zu lassen.

Ich hoffe im übrigen, dass ich dein deutsches Polizistengewissen nicht allzu sehr belaste, wenn ich dir mitteile, dass dein Mercedes 500G sozusagen auch aus dem Nachlass des Kartells stammt. Der Polizei in Pristina war klar, dass diese Autos irgendwo in Westeuropa abhanden gekommen und danach von absoluten Profis mit einer perfekten neuen Identität versehen worden waren. Sie hatten aber Angst vor dem Formularkrieg mit deutschen und anderen westeuropäischen Behörden und haben sie deshalb zu den dir bekannten Schleuderpreisen bei einer betriebsinternen Auktion zu Geld gemacht. Immerhin waren sie noch so korrekt, den Erlös ihrer Verwaltung zu übergeben. Du hast also mit dem Kauf des Mercedes sogar den Aufbau der Polizei dort unterstützt. Die Papiere sind übrigens wirklich hundertprozentig wasserdicht. Das habe ich überprüfen lassen, bevor ich dir den Wagen angeboten habe. Deshalb weiß ich auch nicht, welche Geschichte unsere Autos wirklich haben.

Und zu meinem Büro: Die Büros von einfachen Kommissaren in den Revieren sehen bei uns auch ein bisschen anders aus.“

In Jos Kopf waren die überraschenden Neuigkeiten noch nicht einmal sortiert, als Valerij schon wieder mit den Fakten zum Fall Kratschkow fortfuhr: „Die britischen Behörden sind übrigens schon informiert und der Duke of Mudbury wird einiges zu erklären haben, wenn er“, Valerij machte eine ein wenig theatralische Kunstpause, „ja, wenn er von seinem noch andauernden Besuch bei seinem Vetter auf Schloss

Neulenburg zurückkommt. Aber ich glaube kaum, dass man ihm irgend etwas nachweisen kann.

Er ist übrigens nicht nur in Begleitung seiner Gattin nach Deutschland geflogen, sondern auch von, na rate mal? „Dunja Pawlowa!“, Jo konnte gerade noch einen Aufschrei unterdrücken. „Uff, mein Name ist Hase und ich stand, glaub ich, in einem ukrainischen Wald, in dem ich vor lauter unbekanntem Bäumen wirklich nichts sehen konnte. Wie erkläre ich das nur einem Polizeidirektor in Kipfelau?“ „Das ist nun wirklich dein Problem, zumal du im Interesse unserer Freundschaft den größten Teil deines Wissens leider nicht offiziell mit nach Hause nehmen kannst. Ich werde dir aber eine speziell für dich und dein Problem angefertigte Akte an dein Revier faxen, sofern du mir auf eurem Dienstweg eine offizielle Anfrage zukommen lässt, die wir aber noch basteln müssen.

Im übrigen hoffe ich aber, dass du mit der Arbeit der ukrainischen Polizei, die man bei dir zu Hause wohl eher als nur korrupt und unfähig milde belächelt, zufrieden bist.“ Jo bekam einen roten Kopf und schluckte, weil ihm diese Darstellung der Ukraine und ihrer Behörden in den deutschen Medien bekannt war. Er wusste in diesem Moment nicht, was er dazu sagen sollte. Schließlich machte er doch den Mund auf. Ein erleichtertes „Danke“ war alles, was er erst einmal herausbrachte, bevor er sich wieder gefasst hatte.

Valerij grinste über beide Ohren: „Krieg dich wieder ein! Ich wünsche mir allerdings, dass du etwas gelernt hast. Und - ich habe etwas gut bei dir. Ich habe übrigens gerade die Wasserleiche einer deutschen Frau im Keller. Lach nicht so, nicht in meinem. Es könnte allerdings auch eine Italienerin sein. Es handelt sich um eine schöne, unbedeckte Frau mit eher barocken Formen, das heißt mit einem Bodymaßindex, der den heutigen Ernährungswissenschaftlern sicher nicht gefallen würde.

Aber die stammt sicher nicht aus Mundringen.

Wir schreiben jetzt noch zusammen deine Anfrage. Und dann gehen wir feiern, allerdings etwas weniger ausschweifend als beim Wiedersehen, denn Evgenija wartet heute Abend auf mich. Und du solltest ausschlafen, denn ab morgen kommt zu Hause wohl viel Arbeit auf dich zu. Dein Urlaub ist vorbei. Deine Maschine fliegt morgen um neun.“

Sie verließen das Büro und fuhren zum Maidan, setzten sich auf eine der Bänke gegenüber der Kiever Hauptpost, genossen das bunte Treiben um sich herum und die Aussicht auf den roten Abendhimmel hinter der Säule mit dem Globus. Valerij erzählte Jo, dass auf ihr Linien zum Boden führen, die dort in die Richtung von großen Städten der Welt zeigen, deren Namen mit Entfernungsangabe auf dem Boden rund um die Säule eingelassen sind. Mundringen war sicher nicht dabei. Jo atmete den Rauch einer Zigarette tief ein, die ihm Valerij, beinahe feierlich, mit den Worten: „Selbst gedreht, mit ausgewählten Inhaltsstoffen, zum Gedenken an

unsere erste Begegnung im Kosovo“, überreicht hatte, Valerij, Leiter eines Drogendezernats!

Montag

Am nächsten Morgen stand Valerij, wieder in Jeans und T-Shirt, mit dem Dienstwagen vor dem Hotel. Er brachte ihn im Flughafengebäude wieder durch die Kontrollen, sein Ausweis und ein paar Sätze genügten erneut. In der Abflughalle umarmte er Jo noch einmal herzlich, dann drehte er sich um, ging, mit seinem Ausweis in der erhobenen Hand winkend, in Richtung der Ausgangskontrollen und verschwand hinter einer Tür.

Eine kratzige Lautsprecherstimme ertönte: „Flight Number 123 to Munic is ready for boarding.“ Jo ging zum Flugsteig, in Gedanken schon in Mundringen.

Im Flugzeug fragte er sich: „Ob sich Johanna wohl über die CD`s freuen wird?“, und dann schlief er ein.

Jo wachte wieder auf, als der Bordlautsprecher verkündete: „Please fasten your seatbelts. Bitte schnallen Sie sich an. Wir beginnen jetzt mit dem Landeanflug.“ Vielleicht würden sein Terminkalender und sein Chef so nett sein und ihm irgendwann im Verlauf der Woche drei Stunden Freizeit zwischen 12 Uhr und 15 Uhr bescheren. Obwohl, ausgehend von dem, was Valerij ihm alles erzählt hatte, war die Wahrscheinlichkeit gering. Andererseits musste er ja erst einmal die „Tür zu dem Dienstweg“ suchen und öffnen, die ihm eine weiter gehende offizielle Ermittlung erlauben würde.

Dienstag

Zum Dienstbeginn fand Jo auf seinem Schreibtisch außer den Ordnern von noch nicht abgeschlossenen Fällen und ein paar dazu gehörenden Formularen nichts weiter vor. Also gab es auch zu dem, was vor ihm lag, nichts, was er sofort hätte anpacken müssen.

Deshalb nahm er das Schreiben, das er mit Valerij zusammen ausgearbeitet hatte, gab es in den Computer ein, versah es mit dem Aktenzeichen des Falls und druckte es auf offiziellem Papier aus. Dann überlegte er, was für eine Geschichte er seinem Chef erzählen sollte. Der war, wie üblich am Morgen, erst einmal mit wichtigen Anrufen beschäftigt, also hatte Jo genug Zeit, sich etwas einfallen zu lassen, das weit entfernt von dem war, was er in Kiev erfahren hatte.

Als der Chef einige Zeit später sein Büro verließ und auf seinen Schreibtisch zusteuerte, hatte Jo sich bereits mit sich selbst auf eine, für sein Vorhaben vielleicht erfolgreiche, Spezialversion seines Wochenendes geeinigt.

„Na, Jo, schönes verlängertes Wochenende gehabt? Ausgeruht und wieder fit für neue Taten?“, begann der Vorgesetzte, „Irgendwas Neues zu deinem Fall auf dem Tisch?“ Er blickte Jo erwartungsvoll an. Jo versuchte, eine Überleitung zu finden zu dem, was ihm auf den Nägeln brannte: „Na ja, Hartmut, du weißt ja, was man hier so alles machen kann: ein bisschen herumfahren, bei dem schönen Wetter ein Besuch im Biergarten, sich mit Bekannten unterhalten, ein wenig fernsehen. Ansonsten einfach ausspannen. Was den Fall des Toten im Museum anbelangt, liegen mir keine Neuigkeiten vor, aber das war ja zu erwarten gewesen. Im übrigen werde ich mir dein Bauchgefühl zu Herzen nehmen und mich noch einmal mit dem Besitzer des Museums unterhalten. Allerdings hätte ich da noch eine Bitte. Du erinnerst sich doch noch daran, dass die Kriminaltechnik als Herkunftsort des Slips, den der Tote an hatte, ein Geschäft für Luxus-Unterwäsche in Kiev, der Hauptstadt der Ukraine, angegeben hatte. Ich habe das einem alten Freund von meinem Aufenthalt im Kosovo, mit dem ich immer mal wieder telefoniere, gegenüber erwähnt. Er ist Kommissar in Kiev. Und er hat gemeint, er könne sich vielleicht einmal in dem Geschäft erkundigen, wenn er gerade in der Gegend ist. Allerdings müssten wir dafür eine offizielle Anfrage an sein Büro schicken, weil er sonst mit seinem Vorgesetzten ein Problem bekommen könnte, falls der Inhaber vielleicht diesen anruft.“ Was jetzt kam, hatte Jo innerlich schon erwartet, und er hörte es sich deshalb gelassen an. „Eigentlich eine gute Idee, Jo, aber du weißt ja, dass die Polizeiarbeit in einem solchen Land weit unterhalb unseres Standards stattfindet und dass viele Polizisten korrupt oder zumindest unfähig sind. Aber vielleicht ist ja dein Freund eine Ausnahme und könnte doch etwas herausfinden, obwohl ich, wie schon gesagt, denen wenig zutraue. Andererseits gibt es ja bei uns das Sprichwort: „Ein blindes Huhn findet manchmal auch ein Korn.“ „Knöllchen“ lachte laut, und Jo musste heftig schlucken, weil er sich Valerij's Gesicht vorstellte, wenn er das jetzt hören könnte. „Und dann muss eine solche Anfrage natürlich korrekt abgefasst und über die Polizeidirektion in Kipfelau weitergeleitet werden. Und das kann bei der Langsamkeit, mit der die Behörden dort sicher arbeiten, dauern oder die Anfrage kommt vielleicht nie an. Auf der anderen Seite hast du sicher recht. Wir sollten wirklich selbst die geringste Chance nutzen, die Identität des Toten herauszufinden. Also, versuch, so ein Schreiben anzufertigen. Ich telefoniere dann mit dem Polizeidirektor, und dann sollen die in Kipfelau das auf den Weg bringen.“ Damit drehte er sich um und verschwand wieder in seinem Büro. Jo dachte nur: „Wenn du wüsstest, was ich weiß!“, und machte sich wieder an die normale Alltagsarbeit. Die schon fertige Anfrage in seiner Schreibtischschublade konnte den nächsten Tag kaum erwarten.

Als er am Abend zu Hause in seinem Sessel saß und die Nachrichten im Fernsehen anschaute, erinnerte er sich plötzlich an die MP3-CD`s, die ihm Valerij geschenkt hatte. Sein Koffer stand noch ungeöffnet in einer Ecke des Schlafzimmers. Er legte ihn auf das Bett, öffnete ihn und wühlte sich durch das Wäsche-Chaos, bis er die CD`s gefunden hatte. Dann ging er zurück in sein Wohnzimmer, schaltete den Fernseher aus und schob eine der CD`s in sein Notebook.

Es erschien ein Fenster mit einem Foto von Joni Mitchell und fünf Schaltflächen, zwei davon mit kyrillischen Wörtern, die Funktion der anderen drei verstand er: „install Winamp 5.02“, „Exit“ und „Text“. Die kyrillisch geschriebenen Wörter hatte ihm Valerij erklärt: „Das große „M“ steht für Musik, also Zugang zu den Songs, die senkrecht durchgestrichene „0“ bedeutet „F“ und das Wort heißt „Foto“. Die CD`s enthalten nämlich auch Plattencover und Bilder, einige von ihnen sogar Texte, auch Liedtexte.“ Den Player „Winamp“ musste er nicht installieren, da schon beim Öffnen des Fensters Musik ertönte. Also drückte er zuerst „Text“ und war mehr als nur erstaunt: tatsächlich alle Texte der Lieder, die auf der CD waren. Dann verlegte er das Verbindungskabel vom Notebook zu seiner Stereoanlage, lehnte sich in seinem Sessel zurück und drückte auf die Schaltfläche mit dem „M“. Während ein Folk-Hit nach dem anderen erklang, fiel Jo plötzlich ein, dass er ja Kopien für Johanna machen wollte. Doch dann dachte er, dass es eigentlich einfacher und sinnvoller wäre, wenn er den Inhalt der CD`s auf die Festplatte des Notebooks kopieren und Johanna die Originale schenken würde.

Johanna, er musste ihr auch noch mitteilen, dass er für den Rest der Woche keine Zeit mehr haben würde, zu ihr zum Unterricht zu kommen. Es war jetzt neun Uhr, wie würde sie reagieren, wenn er sie jetzt anrufen würde?

Jo zögerte, dann nahm er sein Handy. „Johanna, was gibt's, Jo?“ „Sein Name war wohl auf ihrem Display zu sehen. „Entschuldige, störe ich dich? Ich war von Freitag bis Montag sozusagen dienstlich unterwegs und hatte auch heute am Tag keine Zeit, dich anzurufen, um dir zu sagen, dass es diese Woche mit dem Gitarrenunterricht nicht klappt.“ „Ist mir ganz recht, ich kann nämlich gerade auch nicht Gitarre spielen. Ich habe mir am Sonntag mit der Brotmaschine die Fingerkuppen der rechten Hand angesägt. Alter schützt vor Blödheit nicht.“

Jo fielen die CD`s ein: „Das tut mir leid, Johanna, aber ich hätte da vielleicht ein kleines Trostpflaster für dich. Hättest du, ich meine, könntest du, ich meine, würdest du...“ Johanna unterbrach ihn: „Redest du so mit deinen Kunden im Verhörraum? Was willst du und was für ein Trostpflaster?“ Jo nahm einen neuen Anlauf: „Ich meine, es ist momentan noch so schönes Wetter, und da kann man abends noch draußen sitzen, und vielleicht hättest du ja Zeit und Lust, und wir könnten vielleicht im Garten irgendeines Restaurants im Weram-Tal ein Glas Wein trinken und vielleicht ein bisschen reden.“ Johanna lachte: „Brauchst du für

einfache Fragen immer so lange? Einfache Antwort: Wann hast du Zeit?“ Jo war erleichtert: „Morgen Abend, ich könnte dich so um 8 Uhr abholen, wenn es dir recht ist.“ Die Antwort kam kurz und bündig: „Gut Jo, ich warte morgen um acht auf dem Marktplatz auf dich, schwarzes Riesenauto mit dem Stern, wenn ich mich richtig an Marylous Schilderungen erinnere. Dann bis morgen.“

Sie hatte aufgelegt, und Jo hielt noch einen Moment verwirrt sein Handy in der Hand und schaute auf das Display: „Was war das denn, Jo?“ Und dann fiel ihm noch auf, dass er zum ersten Mal wieder an Marylou gedacht hatte, als Johanna ihren Namen kurz erwähnt hatte.

Mittwoch

Der Tag begann mit einem Paukenschlag. Hartmut Knöllner kam, ganz im Gegensatz zu seiner sonst eher behäbigen Art der Fortbewegung, aus seinem Büro herausgestürmt und rief: „Wir haben vielleicht den Jungen! Jo, wir haben vielleicht den Jungen!“

Jo blickte erstaunt auf: „Was für einen Jungen?“ „Na den mit dem Handy in der Mundringer Bank, dem Handy mit der Nummer von der Frauenstimme!“ Da endlich begriff Jo.

Was war passiert?

„Knöllchen“ hatte einen Anruf aus Kipfelau erhalten. Die Kollegen hatten dort einen jungen Mann verhaftet. Dieser wollte gerade die Sparkasse in Kipfelau verlassen und stieß beim Hinausgehen mit einem Polizisten in Uniform zusammen. Wahrscheinlich vor Schreck, vielleicht auch nur wegen des Aufpralls, ließ er eine große Handtasche fallen, deren Inhalt sich auf den Boden ergoss. Der Polizist hielt ihn dann geistesgegenwärtig fest, als er ohne die Tasche an ihm vorbei das Weite suchen wollte. Er packte ihn am Arm, befahl ihm, die verstreuten Gegenstände wieder in die Tasche zu räumen, und zerrte ihn zurück in die Schalterhalle. Dort rief er laut: „Vermisst jemand von ihnen eine große, braune Damenhandtasche?“ Eine Frau an einem der Schalter drehte sich um und schaute erstaunt auf den Boden neben sich: „Meine Tasche ist weg! Wo ist meine Tasche?“ Der Polizist ging auf sie zu und hielt ihr die Tasche entgegen: „Beruhigen sie sich. Ist das ihre?“

Auf dem Revier musste der junge Mann seine Taschen ausräumen. Er beteuerte dann, dass er die beiden Handys und die zwei Geldbörsen gefunden habe, auch die Tasche, die habe mitten im Raum gestanden. Und er sei gerade auf dem Weg zur Polizei gewesen, um das alles abzugeben. Und der Polizist habe ihn absichtlich angerempelt, um ihm weh zu tun.

Natürlich glaubte ihm keiner. Er hatte allerdings einen Ausweis mit einer Mundringer Adresse dabei, der ihm gehörte. Als die Kollegen in Kipfelau dann

sagten, dass sie Beamte der Mundringer Polizei zu der Adresse schicken wollten, verlegte er sich aufs Bitten: „Ich bin doch unschuldig. Ich wohne noch bei meinen Eltern, und meine Mutter ist schwer herzkrank. Wenn da ein Polizist vor ihrer Tür steht, bekommt sie vielleicht einen Herzinfarkt. Das können sie doch nicht machen.“ Doch die Kipfelauer Kollegen waren hartherzig genug, in Mundringen anzurufen und um Amtshilfe zu bitten.

Als „Knöllchen“ den Anruf entgegennahm und er eine Beschreibung des jungen Mannes bekam, erinnerte er sich an die Aussage des Mannes, dem man in der Mundringer Bank das Handy gestohlen hatte, dessen immer noch unbekannte Besitzerin man dringend wegen des Leichenfundes im Automuseum suchte. „Jo, wir schicken jetzt sofort einen Beamten zu der Adresse. Wer im Revier ist gerade abkömmlich?“ Jo dachte kurz nach und sagte dann: „Am besten Gerhard, der ist im Umgang mit Eltern von „Klaukids“ sehr erfahren.“

Als Gerhard Bauer der Mutter, die die Tür geöffnet hatte, seinen Ausweis zeigte und ihr sagte, dass ihr Sohn in Kipfelau verhaftet worden sei, reagierte diese erst einmal hysterisch. Sie brach in Tränen aus und jammerte: „Sie müssen sich irren! Mein armer Sohn! Der ist kein Verbrecher! Der war immer anständig!“ Gerhard Bauer wartete geduldig, bis sie aufgehört hatte, und bat dann darum, eintreten zu dürfen. Die Frau zögerte kurz, führte ihn dann aber doch in das Wohnzimmer: „Bitte setzen Sie sich. Das kann wirklich nur ein Irrtum sein. Was kann ich tun?“ „Hat ihr Sohn ein eigenes Zimmer?“ „Natürlich, und er ist ein ordentlicher Mensch. Er sagt immer: „Mama, du musst bei mir nicht aufräumen und putzen. Das mache ich. Du arbeitest schon genug.“ Und das Zimmer ist immer sauber und aufgeräumt.“ „Könnte ich vielleicht einen Blick in das Zimmer werfen, nur ganz kurz?“ Der erfahrene Polizist wusste, dass er ohne Durchsuchungsbefehl sich nur so wenigstens einen Einblick verschaffen konnte, machte sich aber keine Hoffnungen. Um so erstaunter war er, als er auf einem Regal, ordentlich aufgereiht, eine Anzahl Handys und Digitalkameras sah. Darauf angesprochen, erklärte ihm die Mutter, dass das alles ganz alte Geräte seien, die andere Leute eigentlich wegwerfen wollten, dann aber ihrem Sohn geschenkt hätten. „Und der verkauft die dann mit dem Computer, um sich ein bisschen Taschengeld zu verdienen. Er ist so anständig. Er sagt dann immer: „Weißt du Mama, ich kann euch doch nicht auf der Tasche liegen.“ Gerhard Bauer hatte genug gesehen. Die Geräte waren nicht alt. Er zog sein Handy aus der Uniformtasche und rief das Revier an: „Ich bin in der Wohnung der Eltern und brauche sofort einen Durchsuchungsbefehl. Ich warte hier.“

Auf Grund des Anrufs benachrichtigte Jo die Kollegen in Kipfelau: „Wenn ihr mit dem jungen Mann fertig seid, dann bringt ihn zu uns aufs Revier. In seinem Zimmer in der Wohnung seiner Eltern in Mundringen befindet sich anscheinend

noch mehr Diebesgut. Und wir müssen ihn dringend wegen eines Leichenfunds bei uns befragen.“

Schon am frühen Nachmittag saß Jo dem jungen Mann im Verhörraum gegenüber: „Sie haben mit ihren Fundstücken und den Geschenken in ihrer Wohnung ein riesiges Problem und das wissen Sie. Ich kann aber beim Staatsanwalt ein gutes Wort für Sie einlegen, wenn Sie mir erzählen, wem Sie das Handy verkauft haben, das Sie einem Mann in der Mundringer Bank gestohlen haben.“ Der junge Mann schien die Ausweglosigkeit seiner Situation zu begreifen, denn er gab Jo die Adresse einer Frau: Agnieszka Kowalski, Stubenweg 17 in Mundringen.

Jo übergab das Verhör des Verdächtigen an einen anderen Beamten und fuhr zu der angegebenen Adresse.

Die schon etwas ältere Frau erschrak schon beim Anblick der Uniform und des Ausweises und wurde kreidebleich, als Jo sie direkt an der Tür fragte: „Sind sie Frau Kowalski? Haben sie am Sonntag vor einer Woche das Polizeirevier in Mundringen angerufen, um den Fund einer Leiche zu melden?“ Die Frau sah sich schnell um, ob auf dem Flur noch jemand zu sehen war, und sagte dann mit zitternder Stimme: „Bitte kommen sie herein, so ein Unglück, so ein Unglück.“ Jo folgte ihr in ein bescheiden möbliertes Zimmer. Er brauchte noch nicht einmal weiter zu fragen, denn als sie sich gesetzt hatten, sprudelte alles aus Agnieszka Kowalski nur so heraus: ihre Probleme, mit dem kärglichen Hartz IV-Einkommen zurechtzukommen, ihre Freude, als der nette ältere Herr ihr die Arbeit im Automuseum angeboten hatte und ihr Entsetzen, als sie die Leiche gefunden hatte. „Bitte, müssen sie das der Arbeitsagentur melden? Ich erzähle Ihnen ja alles, aber bitte nicht die Arbeitsagentur.“ Jo hörte einfach nur zu und empfand wirkliches Mitleid mit der Frau, aber er wusste auch, dass das nicht in seiner Hand lag, dass er der Frau nicht helfen konnte. „Sie haben also einen Schlüssel zu dem Museum, könnten Sie mir den bitte geben?“ Die Frau beeilte sich, ihn aus der Schublade einer Kommode zu holen und auf den kleinen Tisch zwischen ihnen zu legen: „Das ist er.“ „Und das Museum war wirklich abgeschlossen und die Alarmanlage eingeschaltet, als Sie kamen, und es war niemand im Museum?“ „Nein, beim Namen der Mutter Gottes, ich schwöre, es war alles so, wie ich es gesagt habe.“ Jo bestellte sie für den nächsten Tag auf das Revier, damit ihre Aussage schriftlich aufgenommen werden konnte.

Als er dahin zurückfuhr, dachte er: „Morgen, Herr Kläwerle, werden Sie mir einiges zu erklären haben.“ Aber er wusste auch, dass er damit keinen Schritt weiter kommen würde. Kläwerle war sicher „kläwer“ genug, nicht zuzugeben, dass es vielleicht auch noch einen vierten Schlüssel gab und wer sich damit Zugang zum Museum hatte verschaffen können. Er müsste zwar, peinlich genug für ihn, die gesetzeswidrige Beschäftigung von Agnieszka Kowalski zugeben, aber die zu

erwartende Geldstrafe und die Suche nach einer, dann legal beschäftigten, Reinigungskraft waren sicher kein Problem für ihn.

Und dann dachte Jo auch an die Anfrage in seiner Schreibtischschublade. Die musste er heute noch Hartmut Knöllner geben, damit der sie weiterleitete. Mit Valerij's Antwort würde er zwar offiziell den Namen des Toten kennen und auch dass und wie er nach Deutschland gekommen war, aber das Wissen von den adligen Bekannten nützte nur insofern etwas, als er Fragen stellen durfte. Die Antworten konnte er sich vorstellen: „Dieser Mann hat das Schloss nie betreten.“ Was dann?

Nachdem sein Chef das Schreiben an das Innenministerium in Kiev durchgelesen, für dessen Ausführung sogar lobende Worte gefunden und versprochen hatte, es sofort weiterzuleiten, fiel erst einmal alle Anspannung von Jo ab, und in seinem Kopf keimte die Vorfreude auf das Treffen mit Johanna.

Es war wirklich ein herrlicher Herbstabend. Ein angenehmer warmer Wind bewegte die Blätter in den Bäumen, die rund um den Garten des Restaurants standen.

Als Jo auf den Marktplatz gefahren war, hatte Johanna tatsächlich schon vor dem Rathaus gewartet. Im Auto hatte sie gefragt: „Hast du deine Sprache wieder gefunden?“ Und Jo hatte verlegen geantwortet: „Ich weiß auch nicht, aber ich habe momentan ziemlich viel Stress“, und dann hatte er ihr während der Fahrt von der mysteriösen Toten und seinem Flug nach Kiev erzählt.

Als sie den Restaurantgarten betraten, sagte Johanna: „Ich hoffe, dass wir uns jetzt nicht den ganzen Abend weiter darüber unterhalten, zumal ich dir bei deinen Ermittlungen sicher nicht helfen kann.“ Jo beeilte sich, ihr zu versichern, dass er das auch nicht wolle.

Nach dem ersten Schluck Wein zog Jo die CD's aus der Innentasche seiner Lederjacke. „Kleiner Gruß aus Kiev. Valerij, der Kommissar, von dem ich dir erzählt habe, hat sie mir geschenkt. Das sind die Originale, ich habe sie mir auf die Festplatte kopiert.“ Johanna bekam große Augen: „So etwas gibt es bei uns tatsächlich nicht zu kaufen, und du sagst, dass sie nicht nur ganze Alben, sondern auch Cover, Bilder und Texte enthalten? Ich bin schwer beeindruckt. Vielen Dank.“

Irgendwann, nach ein bisschen Smalltalk, kamen sie zurück auf den Inhalt der CD's.

„Die Live-Version von „American Pie“, acht Minuten, großartig“, fing Johanna an, „weißt du eigentlich, dass sich bis heute sogar Intellektuelle, aber auch solche, die sich dafür halten, über den Inhalt streiten. Übersetzt heißt der Titel ja nur „amerikanischer Apfelkuchen“. Wenn du in einem guten Wörterbuch oder im Internet nachschaust, findest du auch die übertragene Bedeutung „typisch

amerikanisch“. Am besten finde ich aber Don McLeans eigene Antwort: „Er bedeutet, dass ich niemals wieder arbeiten muss.“

Das ganze Album, das ich sehr mag, vor allem auch wegen seines Lieds über van Gogh, „Vincent“, ist eigentlich der Rock`n Roll Legende Buddy Holly gewidmet, der zusammen mit zwei seiner Freunde sehr jung bei einem Flugzeugabsturz ums Leben kam.

Für mich enthält der Text von „American Pie“ nichts anderes als eine Aneinanderreihung von unter Drogen entstandenen Bildern und der Darstellung der Apokalypse des Rock`n Roll am Ende. Die Melodie allerdings finde ich großartig. Für die Gegenwart gilt wohl: „Folksongs sind tot“, aber für mich: „Es lebe der Folksong“, oder „Totgesagte leben länger!“

Was übrigens, kommerziell sehr erfolgreich, lebt, ist Nashville und der „Country-Sound“, aber das ist nur eine künstlich von der amerikanischen Plattenindustrie am Leben erhaltene, dem deutschen Schlager ähnelnde, Herz-Schmerz-Kitsch-Welt.

Was ich davon mag, sind Zeilen von zwei Liedern, die Jonny Cash gesungen hat, zum einen „San Quentin, you`ve been living hell to me“, das Zuchthaus als „Hölle auf Erden“, und dann noch die ersten Zeilen von „A Boy named Sue“, „My daddy left home, when I was three, and he didn't leave much to ma and me, just this old guitar and an empty bottle of booze.“ Das Bild finde ich irrsinnig komisch.

Langweile ich dich?“

Jo, der sich von Johannas Erzählungen wieder weit weg, in eine andere Welt entführt fühlte, antwortete schnell: „Nein, nein, im Gegenteil, ich finde das alles ungeheuer spannend.“ Sie lachte: „Ich kenne dich zu wenig, aber ich will dir für den Moment glauben, zumal du wirklich keinen unglücklichen Eindruck vermittelst. Wenn ich so begeistert über Folk rede, dann nicht nur der Texte wegen, sondern auch, weil diese Art von Musik aus meiner Sicht wirklich viele musikalische Stilrichtungen verbindet: Blues, Bluegrass, Jazz, Rock und Pop und, das habe ich dir schon erzählt, weil sie, wann immer ich will, für mich und meine Gitarre da ist.

Übrigens, zum Thema Drogen, wenn ich manchmal einen Joint rauche – guck nicht so, Bulle – dann stelle ich mir vor, ich wäre im Laurel Canyon in Kalifornien, so im Sommer 1968, obwohl, ich war da ja gerade sieben Jahre alt.“ Jo unterbrach sie: „Ich habe nicht so geguckt, und ich hoffe, du kannst es für dich behalten: Ich rauche seit dem Kosovo auch so ab und zu einen. Mein Entsetzen hält sich also in Grenzen. Entschuldige, dass ich dich unterbrochen habe, also, was war mit dem Canyon in Kalifornien?“ „Ein Typ namens Michael Walker hat ein Buch darüber geschrieben, mit dem Untertitel „Die heißeste Adresse der Rockgeschichte“. Du kannst schon anhand der Namen, die darin vorkommen, erkennen, dass Folk-Geschichte auch Rockgeschichte ist und beide irgendwie untrennbar verbunden sind.

Er schreibt darin, dass dieses Tal seit Mitte der 60er Jahre Anziehungspunkt für einige der talentiertesten und unternehmungslustigsten Musiker und Musikerinnen des 20. Jahrhunderts gewesen sei. Es wurde, nach seiner Meinung, zum Ursprung einer neuen Mischung aus Folk, Country und Rock. Denn viele Bands, unter anderem auch die Beatles, die Stones, die Animals und die Yardbirds, kamen zu der einen oder anderen Party.

1968 wohnte dort in einem kleinen Haus auch Joni Mitchell und bekam Besuch von Crosby, Stills und Nash. Daneben lebte Frank Zappa – ein größerer musikalischer Gegensatz ist kaum vorstellbar. Eigentlich war wirklich ein Großteil des „Who is Who“ der Rock- und Folkgeschichte früher oder später einmal dort, auch Carole King, The Mamas and the Papas, Steppenwolf, und so weiter.

Sie schrieben Songs, die das Lebensgefühl einer ganzen Generation ausdrückten: „Flowerpower, Sex, Drugs und Rock 'n' Roll“. Allerdings bekam die Sucht nach Sex und Drogen in den 70er Jahren etwas Gieriges, auch und vielleicht vor allem deswegen, weil kaum vorstellbare Mengen an Geld im Spiel war.

Ist dir übrigens schon aufgefallen, dass einige alte Hits, egal, aus welcher dieser musikalischen Ecken sie kommen, in einfachen Worten, zeitlos, ganze Geschichten des Lebensgefühls von Musikern erzählen.

Beispiele sind: „Summer of 69“ von Bryan Adams: “Me and some guys from school had a band and we tried real hard. Jimmy quit and jody got married. I should have known, we`d never get far.”, das eigentlich voraussehbare, schnelle Ende vieler junger Bands,

„Sultans of Swing“ von den Dire Straits: “Yes an old guitar is all, he can afford, when he gets up under the lights to play his thing.”, Künstlerpech oder auch Künstlerschicksal,

„Rock`n roll you gave me all the best years of my life“ von Kevin Johnson, einem Australier: “All the crazy lazy young days, all the magic moonlit nights.

I was so busy on the road, singing love-songs to you,
and you were changing your direction and you never ever knew,
that I was always just one step behind you.”

oder Albert Hammond: “So I gave her up for music and a free electric band.”

Wenn du suchst, dann findest du in den Texten alles, was irgend jemand jemals bewegt hat, Musik zu seinem Lebensinhalt zu machen. Die wenigsten der vielen Tausend oder gar Millionen, die je davon träumten, dass sie auch davon leben können, haben aber nie das erreicht, was Don McLean mit „American Pie“ gelungen ist: „...“, dass ich nie mehr arbeiten muss!“

Was für mich vor allem wichtig ist: Alle diese Lieder kann man singen und mit einer Akustik-Gitarre begleiten, ohne dass sie etwas von ihrem Charme verlieren.“

Johanna nahm ihr Glas und lehnte sich auf Ihrem Stuhl zurück: „Jetzt habe ich wieder viel geredet, erzähl du mir etwas, Jo.“

Und Jo schilderte seine Kosovo-Erlebnisse, von seinem ersten Joint an, den ihm Valerij eines Abends angeboten hatte, über seine Rückreise in einem Mercedes, der eigentlich weder Motor noch Getriebe hatte, bis zu dem letzten Joint, gefertigt vom Leiter eines Drogendezernats und mit ihm zusammen geraucht, mitten auf dem Maidan, dem Herzen Kiews, der Hauptstadt der Ukraine.

Irgendwann merkten beide, dass es schon längst dunkel geworden war und dass sich die Feuchtigkeit des Herbstes in ihren Kleidern unangenehm bemerkbar machte. Sie zahlten und verließen den Garten.

Als Jo wieder auf dem Marktplatz in Mundringen hielt, um Johanna aussteigen zu lassen, verabschiedete sie sich mit den Worten: „Das war ein wunderbarer Abend, Jo. Ich habe mich schon lange nicht mehr so gut unterhalten können. Danke. Vielleicht hast du ja nächste Woche wieder nachmittags Zeit für ein bisschen Gitarre spielen. Das wäre schön“, und dann verschwand sie in der Dunkelheit der Gasse.

Und Jo saß noch ein paar Sekunden da, vielleicht waren es auch ein paar Sekunden mehr, vielleicht sogar eine Minute oder zwei, und schaute ihr nach, bevor er den Anlasser betätigte.

Donnerstag

Jo hatte Lothar Kläwerle für den Nachmittag zu einer Befragung auf das Revier gebeten, mit der Begründung, dass er noch einige einfache Fragen hätte, die er aus Datenschutzgründen aber leider nicht am Telefon stellen dürfe. Das war natürlich glatt gelogen, aber das Wort „Datenschutz“ hatte Kläwerle sofort beruhigt.

Agnieszka Kowalski war pünktlich am Vormittag erschienen, und Jo hatte ihre Aussage bereits in den Computer eingegeben und ausgedruckt. Und jetzt freute er sich darauf, Lothar Kläwerle seine „einfachen Fragen“ zu stellen.

Jo hatte ihn freundlich begrüßt: „Herzlichen Dank, Herr Kläwerle, dass Sie sich die Zeit genommen haben. Nehmen Sie Platz. Es dauert sicher nicht lange.“

Als dieser ihm am Schreibtisch gegenüber saß, ganz der hilfsbereite, gute Staatsbürger, musste Jo innerlich lächeln: „Wenn du wüsstest?“

Er holte Agnieszkas Schlüssel aus seiner Schublade, legte ihn vor Kläwerle auf den Schreibtisch und beobachtete aufmerksam, wie sich dessen Gesichtsausdruck schlagartig veränderte. „Herr Kläwerle, wir haben doch noch einen Schlüssel zu ihrem Museum gefunden, und ich glaube, Sie wissen wo?“

Jo machte eine kleine Pause und bemerkte, dass Kläwerle förmlich zusammenzuckte. Er sah aber auch, dass dieser sich sofort entspannte, als er fortfuhr: „Agnieszka Kowalski, Schwarzarbeit als Reinigungskraft, sie haben uns

belogen.“ Lothar Kläwerle gab das ohne Umschweife zu, er habe der armen Frau ja nur helfen wollen, sie hätte ja sonst viel weniger verdient, und er wisse auch, dass das ungesetzlich sei und er sei ja ein guter Steuerzahler, was man ja nachprüfen könne und er habe die arme Frau ja nur nicht in Schwierigkeiten bringen wollen und er verstehe ja, dass das bestraft werden müsse.

Nachdem er mit allen „Unds“ endlich fertig war, fragte ihn Jo: „Und, gibt es noch einen Schlüssel, den Sie uns auch verschwiegen haben?“ „Nein, nein, Herr Krafft, ich schwöre, es gibt keinen mehr, das müssen Sie mir glauben!“ Jo glaubte ihm kein Wort, aber er wusste, dass er wegen eines vermuteten Schlüssels sicher keinen Durchsuchungsbefehl bekommen würde und selbst wenn, wäre nichts zu finden. Dann schickte er Kläwerle zu einem anderen Beamten, der seine Aussage aufnehmen sollte. Kläwerle schien mehr als nur erleichtert zu sein und folgte der Aufforderung ohne weitere Bemerkungen.

Jo überdachte noch einmal dessen Reaktionen: „Es muss noch einen Schlüssel geben, aber wie bringe ich den dazu, das zu gestehen?“ Es hatte in diesem Fall schon mehr als genug Zufälle gegeben, und Jo war sich sicher, dass er auf einen weiteren nicht hoffen konnte.

Er sollte sich irren!

Wilhelm Busch, Vater von Max und Moritz: „Eins, zwei, drei, im Sauseschritt läuft die Zeit, wir laufen mit.“

Der Freitag verlief friedlich, keine neue Leiche, noch nicht einmal eine überfahrene Katze. Und Samstag und Sonntag verbrachte Jo zu Hause mit den angefallenen hausmännlichen Tätigkeiten wie Aufräumen, Waschmaschine füttern, Staubsaugen und Geschirrspülen. Marylou hatte wohl auch keine Lust auf seine Gesellschaft oder war mit ihrer Karriere beschäftigt, ein Anruf von Johanna war nicht zu erwarten.

Deshalb fand er Zeit, Gitarre zu üben. Es hörte sich, wie es ihm Johanna prophezeit hatte, weiterhin grausam an, und seine Fingerspitzen hatten zwar schon eine Spur von Hornhaut, taten aber trotzdem ziemlich weh. Die Abende verbrachte er in der Gesellschaft des „Kosakenfeldherrn“ und den Stimmen und Gitarrenklängen einiger „Folkgrößen“ aus den Lautsprechern seiner Stereoanlage.

Auch der Wochenanfang, Montag und Dienstag, war nur mit polizeilicher Routine angefüllt. Eine Neuigkeit am Rande war die Mitteilung eines Kollegen, dass Herr Kläwerle seinen Anwalt beauftragt hatte, sich um seine Strafsache zu kümmern.

Mittwoch

Als Jo am Morgen das Revier betrat, schien sein Chef ihn schon sehnsüchtig zu erwarten. Seine heftigen Handbewegungen, die er durch das Fenster von dessen Büro sah, waren eindeutig. Jo hängte seine Umhängetasche an seinen Schreibtischstuhl und ging in sein Büro. „Jo, du wirst staunen. Dein Freund scheint tatsächlich ein guter Polizist zu sein, und er scheint Beziehungen bis in das Innenministerium zu haben. Der Polizeidirektor hat heute Morgen angerufen und mir mitgeteilt, dass er schon seit gestern ein Fax aus Kiev auf dem Tisch hat und dass er mir das Original in Englisch und eine Übersetzung gleich zuschickt. Es kam von dem Leiter des Drogendezernats im Innenministerium, einem gewissen, wart mal, ich muss das noch einmal lesen,

V a l e r i j D a n i l o w, ich hoffe, ich habe das richtig ausgesprochen. Kennst du den auch?“ Jo machte innerlich einen Luftsprung, beeilte sich aber zu versichern, dass er den Namen noch nie gehört habe, und sein Freund, der Kommissar, hätte ihn auch nicht erwähnt.

„Und“, er tat so, als ob er sehr gespannt darauf wäre, was ihm sein Chef jetzt erzählen werde, „haben die im Wäschegeschäft etwas zu dem Toten sagen können?“

„Du wirst noch mehr staunen, Jo. Was die uns geschickt haben, ist unglaublich, viel mehr“, und damit deutete er auf die Blätter vor ihm auf seinem Schreibtisch, „als du und ich uns je hätten träumen lassen. Unsere Leiche heißt Dimitrij Pawlow, ist ukrainischer Staatsbürger und ein Hauptverdächtiger in einem Drogenskandal gewesen, gewesen, denn er ist ja tot. Übrigens hat dieser Leiter in diesem Fax ausdrücklich unsere gute Arbeit gelobt und sich für die, für ihn anscheinend sehr wichtige, Mitteilung bedankt, weil sie jetzt nicht mehr nach ihm fahnden müssen. Diese Ukrainer sind sehr höflich, muss ich schon sagen.“

Als Jo sah, dass ihn sein Chef ein wenig zappeln lassen wollte, indem er eine kleine Kunstpause einlegte, tat er so, als könnte er weitere Informationen kaum erwarten: „Und, wir wissen nun, wie er heißt und woher er kommt? Aber damit kommen wir auch keinen Schritt weiter. Wir können höchstens anfragen, ob die Wert auf die Leiche legen und sie haben wollen oder ob wir ihr ein Sozialgrab beschaffen müssen.“ Hartmut Knöllner, sichtlich erfreut über seine Wirkung, wartete noch ein paar Sekunden, bevor er, sehr gedehnt, antwortete: „Das Beste kommt noch. Dieser Pawlow scheint kein einfacher Drogendealer gewesen zu sein. Die Kollegen aus der

Ukraine schreiben nämlich, dass er Verbindungen zu höchsten Gesellschaftskreisen in Großbritannien hatte. Und dass er schon häufig von London nach Frankfurt geflogen ist.“ „So, so, Hartmut Knöllner, die sind sogar schon Kollegen. Du lernst schnell!“ , dachte Jo, während er nur halbherzig weiter zuhörte, weil er ja schon wusste, was jetzt noch alles kommen sollte. „Und jetzt kommt die Sensation, Jo, die Sensation. Dieser Pawlow also ist mit einem britischen Diplomatenpass auf den Namen Marshy Marigold in Begleitung eines englischen Herzogs und dessen Frau nach Deutschland geflogen. Und, jetzt wird es superspannend“, er lehnte sich zurück, „kannst du dir vorstellen, wohin dieser Herzog gefahren ist?“ Jo hatte nun wirklich Mühe, nicht herauszuplatzen, sondern sich dumm zu stellen: „Vielleicht nach Mundringen, in ein Hotel?“ „Nicht schlecht, Jo, nicht schlecht, aber das wäre denn doch zu einfach. Nein, jetzt wird das Ganze sehr delikater, darauf hat mich der Polizeidirektor schon hingewiesen. Er ist zu einem Besuch bei seinem Vetter, seiner Hoheit, das ist die Anrede, Jo, das muss man wissen, Albert Maria Karl Ferdinand, Prinz zu Hohenstern-Neulenburg, nach Schloss Neulenburg gefahren. Ist doch toll, was die Ukrainer so alles wussten, meinst du nicht auch?“ Jo heuchelte große Begeisterung: „Wahnsinn, Hartmut, kaum zu glauben, hätte man diesen Ukrainern sicher nicht zutrauen können.“ Der ironische Unterton entging Hartmut Knöllner, der von seiner Darstellung und dem seiner Ansicht nach gelungenen Spannungsaufbau völlig hingerissen war. „Das heißt aber wohl, dass ich heute oder morgen zum Schloss fahren kann und die hohen Herrschaften um ein paar Antworten bitten darf?“ „Nein, heißt es nicht. Der Polizeidirektor hat mich sofort darauf hingewiesen, dass wir da nicht einfach so hinfahren können. Er kennt sich aus, denn er spielt im selben Club Golf wie der Prinz, hat ihm sogar einmal die Hand schütteln können. Er sagt, er werde bei den Herrschaften um einen Termin bitten, wann es möglich wäre, dass du dich mit dem englischen Herzog über den Verbleib von diesem Dimitrij Pawlow unterhalten kannst. Und bevor er keine Antwort hat, sollen wir „die Füße still halten“. Er hat sogar betont, dass du das machen sollst, weil du derjenige mit den besten englischen Sprachkenntnissen bist im ganzen Landkreis. Und er hat hinzugefügt, dass mit Sicherheit ein Anwalt zugegen sein wird. Also, erst einmal abwarten, Jo.“

Jo hatte sich insgeheim ausgemalt, dass er, wenn Valerij's Antwort eintreffen würde, mit der „Kavallerie“, das heißt mit eingeschaltetem Martinshorn und fettem Blaulicht, vor dem Schloss „vorreiten“ könnte, um das Überraschungsmoment auszunützen, und war jetzt doch ein wenig enttäuscht, ließ sich aber nichts anmerken. Bevor er das Büro verließ, fragte er noch: „Darf ich das Fax auch haben? Ich würde es gern selbst einmal lesen.“ Hartmut überließ ihm großzügig das Original mit dem Hinweis, dass er es für ihn kopieren solle.

Jo setzte sich dann an seinen Schreibtisch und las es in aller Ruhe. Valerij hatte großartige Arbeit geleistet. Und Hartmut Knöller würde hoffentlich in Zukunft etwas sorgfältiger mit seinen Vorurteilen umgehen.

Am Nachmittag erinnerte er sich daran, dass Johanna ihn gefragt hatte, ob er in dieser Woche in ihrer Mittagspause zum Lernen vorbeikommen könne. Und dass er sich melden solle. Er nahm die Kopien, die er für seinen Chef gemacht hatte, brachte sie ihm in das Büro und fragte ihn, ob er vielleicht am Donnerstag oder Freitag von zwölf bis drei wegen eines privaten Termins entbehrlich wäre. Die Antwort war ein klares: „Nein, du weißt doch, die Dienstpläne, Jo, die Dienstpläne.“

Am Abend rief er dann Johanna an, um zu fragen, ob sie die Gitarrenstunde auf nächste Woche verschieben könnten.

Mit ihrer Antwort hatte er allerdings nicht gerechnet: „Auch wenn du das vielleicht nicht glaubst, aber ich habe Verständnis für diese Dienstgeschichten. Wenn du magst, kannst du morgen oder übermorgen Abend zu mir kommen. Ich habe noch eine Flasche billigen Rosé vom Discounter im Kühlschrank, mehr kann ich mir bei meinem Gehalt nicht leisten. Also, was ist?“ Nachdem Jo: „Ja gern“, geantwortet hatte, sagte sie noch: „ Gut, ruf mich an“, dann legte sie auf.

Donnerstag

Einen Teil seiner Arbeitszeit verbrachte Jo damit, dass er die einzelnen Teile des Falls „Dimitrij Pawlow“, so hieß er jetzt offiziell, die Berichte, die Protokolle der Vernehmungen, die Ergebnisse des Kriminallabors, die der pathologischen Untersuchung und der Laboranalysen und das Fax aus der Ukraine in der zeitlichen Abfolge zu einer Akte in einem Ordner zusammenfasste. Dieser Ordner enthielt aber nicht seine ausführlichen Notizen von seinen Gesprächen mit Valerij in Kiev, die er nach seiner Rückkehr zu Hause auf seinem Notebook geschrieben hatte. Allerdings lag ein Ausdruck davon in einem Umschlag mit der Aufschrift „PK Krafft persönlich“ in einer Schublade seines Schreibtischs.

Während er alle diese Papiere einordnete, suchte er in Gedanken nach irgendeiner Kleinigkeit, nach irgend etwas, was er vielleicht in der Vielzahl der Informationen übersehen hatte, vor allem nach einem Anhaltspunkt für eine Beziehung von Kläwerle und dem Schloss.

Das Schloss: Wer waren die Sexualpartner des Toten? Eigentlich kämen, wenn er Valerij's Wissen, das nicht in dem Fax enthalten war, mit einbezog, nur die englischen Hoheiten in Frage. Aber selbst wenn das so wäre, wer waren die anderen

beiden? Er konnte, in Gegenwart eines Anwalts noch nicht einmal die ersteren darauf ansprechen, weil er davon ja offiziell nichts wissen konnte.

Das Museum: Hatte er dort etwas gesehen, was er nicht in seinem Bericht vermerkt hatte, irgend etwas, das in dem Trubel rund um die Leiche einfach seiner Aufmerksamkeit entgangen, untergegangen war, weil es absolut keinen Anlass gab, es überhaupt zu registrieren, geschweige denn in den Bericht aufzunehmen?

Je länger er darüber nachdachte, desto mehr kam er zu der Überzeugung, dass er noch einmal in das Museum musste, es war wie ein innerer Zwang, so etwas wie „Knöllchens“ Bauchgefühl.

Am liebsten hätte er sich sofort auf den Weg gemacht. Aber er wusste, dass das Museum nur am Wochenende für die Öffentlichkeit zugänglich war. Und es wäre auch unklug, Kläwerle zu fragen, zumal der ihn, „geladen“ wie er war, sofort nach einem Durchsuchungsbefehl gefragt hätte. Also blieb ihm nur die Möglichkeit eines privaten Besuchs. Kläwerle würde wohl kaum persönlich an der Kasse stehen.

Sein Hobby waren die Autos, nicht das Museum an sich, denn das diente wahrscheinlich nur der Steuerersparnis. Vielleicht hatte er ja für die Autos sogar höhere Preise bezahlt, als die, die tatsächlich in seinen Unterlagen für die Steuer angegeben waren, vielleicht gab es Geld, von dem nur er wusste. Schwarzarbeit und Schwarzgeld, hinter beidem steckte dieselbe Energie. Obwohl, sein Antiquitätenhandel war sicher schon von Steuerfahndern überprüft worden. Man müsste einmal nachfragen, ob es vielleicht eine Akte gab.

In Jos Kopf jagten sich jetzt die Gedanken, rasten die kleinen Rädchen auf Hochtouren, bevor er sich selbst wieder auf den Boden der Wirklichkeit zurückholte: „Denken kannst du viel, Jo, und du bist es gewohnt, in alle Richtungen zu denken, auch in scheinbar undenkbar, aber bleib auf dem Teppich des Machbaren. Erst einmal Besuch des Museums am Samstag. Und jetzt denk an etwas Schönes.“

Johannas Einladung fiel ihm ein. Sollte er sich für heute Abend anmelden oder für morgen? Sie hatte ihm ja die Entscheidung überlassen. Er entschied sich für den heutigen Abend, allein schon, um aus diesem „Pawlowschen Kreislauf“ herauszukommen.

Und Johanna war einverstanden.

Am Abend machte Jo sich mit Gitarrenkoffer zu Fuß auf den Weg von seiner Wohnung in einem Neubauviertel zu Johannas Altstadtwohnung in der Schustergasse.

Als er den Marktplatz überquerte und die weiße Fassade des Rathauses sah, stellte er sich den Bürgermeister auf dem Halbrund des Balkons vor, wie er die Mundringer Fahne, blau mit weißer Raute in der Mitte und darin der rote Umriss eines Henkelkrugs, schwenkte und eine Rede an „sein Volk“ hielt.

Johannas Wohnung lag im ersten Stock des Eckhauses über dem Musikladen. Das hatte für den Betreiber der Ladenkette den Vorteil, dass Geräusche, die trotz guter Schallisierung einiger Räume vielleicht doch nach oben dringen konnten, nur ganz leise oder gar nicht in den darüber liegenden zwei Wohnungen zu hören waren. Dazuhin war in dem davor angebauten Haus eine Metzgerei, deren Kühlraum sich direkt an die hinteren, eher lauten Räumen des Musikladens anschloss. So konnten sich nur Rinder- und Schweinehälften, Filets oder Würste über musikalische Darbietungen freuen oder über eventuell doch durchdringenden atonalen Lärm beschweren.

Auch die Häuserreihen in dieser Gasse waren schon renoviert, das heißt innen entkernt und mit neuen Treppenhäusern, Böden, Wänden und Decken, Fenstern und Türen versehen worden. Da Jo sich irgendwie doch vorgestellt hatte, auf einer alten knarrenden Holzterasse nach oben zu gehen und vor einer Tür mit Glasfenster und Drehklingel zu stehen, war er ein wenig enttäuscht, als er, nachdem ihm Johanna die Haustür mit dem elektrischen Türöffner aufgemacht hatte, Treppen und ein Türen vorfand, die sich von denen in seinem Mietshaus nicht unterschieden.

Die Tür zu Johannas Wohnung war nur angelehnt, und von drinnen rief Johanna: „Jo, schließ die Tür, häng deine Jacke an einen freien Haken und komm rein.“ Der kurze Gang führte direkt in ein, durch eine bunte Mischung verschiedener kleiner Halogenstrahler hell erleuchtetes, Zimmer. Johanna kam ihm aus einer Ecke entgegen. Und auf einer kleinen Couch saß Marylou, eleganter lindgrüner Hosenanzug, beige Bluse, hohe Schuhe, neben einem gut aussehenden jungen Mann, sandfarbener Sakko, schwarze Hose, schwarze Business-Schuhe – das absolute Kontrastprogramm zu Johanna, knallrotes „Musikladen T-Shirt, schwarze Stretch-Jeans und Turnschuhe. „Hallo, Jo, willkommen in meinem Reich. Marylou kennst du ja, und das ist Martin.“ Der stand auf und streckte ihm die Hand entgegen: „I bin dr Martin“, und setzte sich gleich wieder. Marylou ergänzte seine knappe Vorstellung: „Martin ist der Leiter der IT am Finanzamt.“ „Jo“, erwiderte Jo noch kürzer und dachte: „IT-Leiter, auch was Höheres, rollendes „R“, Bayer, angenehme Stimme, trinkt wahrscheinlich Bier mit Marylou, alle Bayern trinken Bier, obwohl vielleicht trinkt er auch ein Glas Wein mit Marylou.“

Johanna hatte, lächelnd, bemerkt, dass Jo etwas überrascht war, und wies auf einen der beiden alten Sessel aus abgewetztem, braunem Leder: „Setz dich einfach hin, alt, aber bequem, aus Zeiten, als man sich seine Wohnungseinrichtung noch nachts von der Straße holen konnte.“ Als Jo sich gesetzt hatte, fuhr sie fort: „Ein Großteil meiner Einrichtung stammt noch aus dieser Zeit, und ich habe nie eingesehen, dass ich mir irgend etwas Neues anschaffen sollte, solange nichts kaputt geht. Marylou

ist da allerdings anderer Meinung. In ihrer Designer-Ausstattung würde ich mich aber nicht wohlfühlen. Die beiden waren übrigens gerade dabei zu gehen.“

Die erhoben sich tatsächlich und verabschiedeten sich. Johanna brachte sie zur Tür, und als sie zurückkam, fragte sie: „Ein Glas Wein oder zuerst die harte, schmerzhaftige Gitarrenarbeit? Jo war für das Letztere.

Nach einer Stunde „Fingerspitzenquälen“ kam Johanna zu der Einsicht, dass Jos Bewegungen der linken wie der rechten Hand immer weniger koordiniert abliefen, und deshalb sagte sie: „Das reicht für heute. Das Glas Wein hast du dir verdient.“ Sie holte die Flasche Rosé aus der Küche, stellte zwei Gläser auf den Tisch und schenkte ein. Dann schaltete sie die Halogenstrahler der Deckenbeleuchtung aus und zündete Teelichter auf dem kleinen Couchtisch an.

„Ich habe dir noch ein Lied ausgedruckt, das du mit drei Griffen spielen kannst. Hannes Wader, „Heute hier, morgen dort“. In einfachen Worten, aber in deutscher Sprache, das Leben eines „Singer-Songwriters on Tour“, wie das die Werbung heute ausdrückt, allerdings siebziger Jahre. Obwohl, da hat sich bis heute kaum etwas geändert.“

Sie stand auf, holte ihre Gitarre aus der Ecke, spielte und sang:

Heute hier, morgen dort, bin kaum da, muss ich fort,
hab mich niemals deswegen beklagt.

Hab es selbst so gewählt, nie die Jahre gezählt,
nie nach gestern und morgen gefragt.

Manchmal träume ich schwer und dann denk ich, es wär,
Zeit zu bleiben und nun was ganz andres zu tun.

So vergeht Jahr um Jahr, und es ist mir längst klar,
dass nichts bleibt, dass nichts bleibt, wie es war.

Hannes Wader kann ausgezeichnet Gitarre spielen, ein echter Profi im
Fingerpicking mit diesen Metallpicks, die ich dir schon im Laden gezeigt habe.
Und er ist immer noch manchmal auf Tour.

Was ich von ihm weniger mag, sind die Volks- und Revolutionslieder aus dem 19.
Jahrhundert, die er ausgegraben hat. Auswendig kann ich seine total übertriebene
und eigentlich wahnsinnig lustige, aber im Kern brutale Darstellung von
Drogensucht in dem Lied „Kokain“.

Den Text kannst du dir selbst herunterladen, aber du musst ihn dir in Ruhe
durchlesen. Hör mal, nur die Darstellung der Kinder in der Familie eines
Drogendealers:

Mein Sohn ist zwölf und ewig angetörnt,
ich verbiet es ihm, damit er endlich laufen lernt.

Kokain, all around my brain.

Seit gestern weiß er endlich, wer ich bin.

Wenn er mich sieht, ruft er: Papa hattu Kokain!

Kokain, all around my brain.

Und nun noch die Tochter:

Meine kleine Tochter ist jetzt grad

auf nem Trip, den sie letztes Jahr schon eingepiffen hat.

Kokain, all around my brain.

Sie sieht aus, als wär sie dreißig und sie macht

auf zwanzig, dabei ist sie acht,

Kokain, all around my brain.

Nur Georg Danzer hat mit seinem Lied „Zehn kleine Fixer“ noch etwas Ähnliches zustande gebracht.“

Jo dachte kurz an seine koksenden Adligen, aber wirklich nur kurz, denn Johanna erzählte weiter: „Was ich leider nicht spielen kann, aber trotzdem mag, sind seine „Talking-Blues- Lieder“. Das heißt, du spielst eine sich immer wiederholende Folge von Akkorden und erzählst dazu eine Geschichte. In meinem Kopf hängen geblieben ist eine Zeile aus dem „Tankerkönig“, dessen Frau ein „kleines Hündchen mit rosa Arschloch“ hatte, die absolut treffende Beschreibung für eines dieser „Handtaschenhündchen“, die Promis und VIPs und solche, die sich dafür halten, gern mit sich herumschleifen. Die Tiere tun mir leid.

Du merkst, ich bin heute in der deutschen Ecke, in der der Liedermacher.

Der, neben Hannes Wader bekannteste, Reinhard Mey, hat mit Skiffle-Musik angefangen, Musik mit Waschbrett und Fingerhüten, Gitarren und Waschpulvertrommelbass, sagt dir wahrscheinlich nichts.

Mir gefällt heute noch das Liebeslied für seine erste Frau, Christine, einen Französin: „Christine, ma belle, ma douce, ma jolie...“ Er hat es nie übersetzt, wahrscheinlich auch, weil die Ehe gescheitert ist. Er hat über hundert, vielleicht auch noch viel mehr, Lieder geschrieben. Allerdings gilt aus meiner Sicht auch, dass vieles sicher gute Unterhaltung ist, nur wenig aber wirklich gut. Sicher beeindruckend ist, dass „Über den Wolken“ weltweit bekannt ist.“

Jo unterbrach sie: „Das kenne ich auch und dann noch „Gute Nacht, Freunde“.

Aber das ist für mich hart an der Grenze zum Kitsch. Obwohl, ich habe mir eigentlich immer schon solche Freunde gewünscht oder eine Freundin, aber weder die einen, noch die eine bis heute gefunden, vielleicht hat er ja beides.

Binsenweisheit dazu: Die Hoffnung stirbt zuletzt! Meine Ergänzung: Und was habe ich davon, wenn ich lange vor ihr sterbe?“

Johanna lachte: „Komm, alter Mann, trink! Auf dein Wohl! Im übrigen, was soll ich da sagen?“ Jo sah ihr in die Augen, merkte, dass sie verlegen wurde, und sah schnell wieder auf das Glas in seiner Hand. Sein „Alter Ego“ in seinem Kopf beschimpfte ihn: „Du könntest ihr doch irgendein Kompliment machen. Sag ihr, dass sie verdammt jung aussieht, dass du ihre Geschichten magst, dass sie eine schöne Stimme hat, dass die Menschen um sie herum sie mögen!“

Jo sagte nichts und wurde anscheinend rot im Gesicht. Johanna schien das trotz der schwachen Beleuchtung bemerkt zu haben, denn sie fragte: „Hast du ein Problem mit dem „alten Mann“? „Nein, um Gottes Willen“, aber das klingt ziemlich unglaublich.“

Johanna überspielte die etwas seltsame Stimmung: „Mir gefallen nicht viele, aber doch ein paar von den alten Liedern, zum Beispiel: „Ich bin aus jenem Holze geschnitzt, in das man ein Herz und zwei Namen ritzt.“

Sie schaute Jo etwas irritiert an, als er sie wieder unterbrach: „Das ist ja ganz aus der Mode gekommen. Als ich klein war, gab es das noch. Meine Mutter hat mir im Schlosspark in Stuttgart sogar einen alten Baum gezeigt, mit einem Herzen und den Anfangsbuchstaben der Vornamen meiner Eltern. Ich fand das toll! Könnten wir doch auch machen, so zum Spaß. Im Park hinter dem Rathaus gibt es auch viele alte Bäume.“

Jo merkte zu spät, was ihm da herausgerutscht war, und wurde noch verlegener, vor allem als Johanna ihn ansah und einfach nur: „Jo, bitte!“, sagte. Das erinnerte ihn an seine Mutter: derselbe Gesichtsausdruck, derselbe Ton hieß: Das macht man doch nicht, Jo!

Johanna schien das nicht weiter zu beschäftigen, denn sie fuhr ungerührt fort: „Wirklich gut finde ich an dem Text die Darstellung, aus welchem Holz er geschnitzt sein will und aus welchem nicht – ein großartiger Einfall, anhand von Holz zu beschreiben, was gut und was böse ist auf dieser Welt. Da fällt mir auch noch die Geschichte mit den Wölfen und der Wildsau ein.“

Jo war erleichtert, als sie wieder sang:

Bevor ich mit den Wölfen heule,
werd ich lieber harzig, warzig grau,
verwandle ich mich in einen Eule
oder in eine graue Sau.

Ich laufe nicht mit im Rudel,
ich schwimme nicht mit im Strudel,
ich hab noch nie auf Befehl gebellt.

Ich lasse mich nicht verhunzen,
ich will nach Belieben grunzen,
im Alleingang, wie es mir gefällt.

Ich will in keinem Haufen raufen,
lass mich mit keinem Verein ein,
bambadabam, bambadabam.

„Wenn ich mir manchmal diese sogenannten Fans in den Fußballstadien in ihren „Fan-Artikel-Uniformen“ anschau, packt mich das kalte Grauen.“

Sie machte eine kurze Pause, um zu trinken. „Und dann mag ich noch seine gereimte Geschichte von „Kaspar Hauser“, dem Findelkind, das von irgend jemand einfach so ermordet wurde. Tödlicher Hass gegenüber allem, was fremd ist, ist also keine Erfindung der Neuzeit.

Da fällt mir ein: Generationenkonflikt. Die Diskussionen, die hierzulande immer wieder aufflammen, sind einfach nur lächerlich, weil es eigentlich nur um Geld geht. Die jungen Politiker, die sich vor die Kamera stellen und die Angst vor der finanziellen Überbelastung der Jungen in der Zukunft schüren, verdienen mehr als genug. Und, sie hatten eine gute Ausbildung und gehören zu der Generation der Erben. Allerdings schwebt ihnen wohl vor, dass sie zwar ein oder zwei Häuschen erben wollen, aber dafür weder Steuern zahlen, noch einen Beitrag zur Finanzierung der Krankheitskosten für die Alten oder deren Unterbringung in einer Pflegeeinrichtung leisten wollen.

Ich habe meinen Konflikt für mich selbst schon gelöst, bevor er einer werden kann. Wenn ich merke, dass es mit mir abwärts geht, und ich hoffe, ich merke es wirklich rechtzeitig, dann werde ich einen Weg finden.“

Jo war einmal mehr verblüfft, mit welcher Leichtigkeit Johanna die Lieder mit der Zeitgeschichte verband. Johanna aber schien seinen Gesichtsausdruck misszuverstehen, denn sie sagte: „Schau nicht so, Jo, ich hoffe, dass ich noch ein paar Jahre Zeit habe. Ich hätte da noch ein Lied von Joana, das die „Früher war alles besser- Mentalität“ herrlich und intelligent karikiert:

Im Lehnstuhl, ererbt von den Vorfahren, sitzt
die Gutsherrin, vor der einst alle gezittert.

Heut wohnt sie am Stadtrand zur Miete und schwitzt.

Heut ist sie zerknittert, verhärmt und verbittert.

Nachdenklich lutscht sie an einem Bonbon
und denkt an die Worte des Dichters Villon:

Où sont les neiges d`entant.

Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?

Où sont les neiges d`entant.

Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?

Ich habe übrigens während meiner Zeit als Streetworkerin einmal eine solche Frau, eine ehemalige Gutsbesitzerstochter in Ostpreußen, kennen gelernt. Die hat mir mit dem Brustton der Überzeugung erzählt, dass die polnischen Knechte keine Menschen gewesen seien und dass es deshalb durchaus angemessen war, dass sie im Schweinestall schlafen mussten. Und es war auch angemessen, sie mit der Peitsche zu schlagen, aus welchen Gründen auch immer. Ich konnte es nicht glauben, aber mit der Frau konnte man nicht vernünftig reden. Das passt zu den letzten Zeilen der folgenden Strophen: „Das Dienstpersonal hat gekuscht und pariert.“ Und:

„Früher, da gab es noch Sitte und Recht, ein Herr war ein Herr und ein Knecht war ein Knecht.“ Großartig finde ich die letzte Strophe:

Früher hielt sich nicht das Ei für gescheiter
als die Henne, in der es gesteckt.

Früher war alles viel größer und breiter.

Früher hat alles viel besser geschmeckt.

Und käme der Vorjahrsschnee auch wieder her,
so wär er so weiß doch wie früher nicht mehr.“

Sie schaute auf die Uhr: „Schon sehr spät, Jo, aber ich hab da noch ein bisschen einfache Philosophie von den „Puhdys“ aus Ossiland, genial einfache deutsche Texte, genial einfache Rock-Musik, leicht verständlich, auch für alte Männer:

„Wenn ein Mensch kurze Zeit lebt, sagt die Welt, dass er zu früh geht. Wenn ein Mensch lange Zeit lebt, sagt die Welt, es ist Zeit.“

Du siehst, das hört sich auch mit einer Akustik-Gitarre gut an. Das nächste Lied auch: „Alt wie ein Baum möchte ich werden, mit Wurzeln, die nie ein Sturm bezwingt, alt wie ein Baum, der all die Jahre so weit, weit, weit, weit kühlenden Schatten bringt.“

So, und jetzt gehen wir noch ein bisschen in meinen Schatten.“

Jo sah sie erstaunt an: „Dein Schatten?“ „Was ich meine, ist mein Balkon. Hinter diesen alten Häusern befindet sich ein Garten mit einer kleinen Wiese und ein paar Blumen. Das hast du sicher nicht gewusst. Und ich habe einen kleinen Balkon hinter der Küche, gerade mal Platz für zwei Klappstühle und einen Aschenbecher. Du musst hinter deinem Sessel geradeaus durch die Küchentür, ich komme gleich, ich hole uns nur noch was zu rauchen.“ „Dann muss ich noch schnell in den Gang, meine Zigaretten holen.“ „Brauchst du nicht, probier meine.“ Sie verschwand durch die andere Tür und Jo, der erleichtert war, dass sie anscheinend seinen Vorschlag mit dem „Baumherzen“ vergessen hatte, ging auf den Balkon, der tatsächlich nur Platz für zwei und für den Aschenbecher auf dem Boden bot, und wartete.

Johanna hatte, bevor sie auf den Balkon kam, alle Lichter in der Wohnung ausgeschaltet. Jetzt saß sie Jo in der Dunkelheit gegenüber und gab ihm lächelnd eine Zigarette. „Selbst gedrehte.“ „Selbst gedrehte?“ Jo musste einfach lachen, denn er erinnerte sich plötzlich an Valerij und den Maidan und an die Unterhaltung mit Johanna im Restaurantgarten. „Du weißt schon, dass ich einen Eid geschworen habe, als ich Polizist wurde?“ „Natürlich, und du darfst mich über meine Rechte belehren, meine Personalien aufnehmen und mich zur Herkunft der Inhaltsstoffe dieser Zigarette befragen. Aber zuerst musst du sie rauchen, das bist du mir schuldig. Und danach gehen wir in den Park und ritzen die Anfangsbuchstaben unserer Vornamen in einen uralten Baum. Ich besitze ein sehr gutes Schweizer Taschenmesser.“

Samstag

Jo hatte damit gerechnet, dass es keinen Ansturm auf das Museum geben würde, auch wenn der Leichenfund, über den ja in der regionalen Zeitung berichtet worden war, immer noch Neugierige anlocken würde, die sich nur „das Auto“ ansehen wollten, um den Schauer der unsichtbaren Leiche darin zu genießen. Aber da das, in der schnelllebigen Zeit, wirklich schon beinahe Schnee von gestern war, rechnete er eher mit Zufallsbesuchern, durchreisenden Liebhabern von Oldtimern oder Eltern mit Kindern.

Er sollte recht behalten. Als er den Vorraum betrat, saß ein älterer Mann, wahrscheinlich ein Rentner, hinter einem Tisch, vor sich eine einfache, stählerne Geldkassette, wie man sie heute in jedem Supermarkt kaufen kann. Nachdem Jo bezahlt hatte, riss sein Gegenüber von einer Rolle mit kleinen Eintrittskarten mit dem Aufdruck „Automuseum Mundringen“ eine ab und gab sie ihm. Durch die geöffnete Glastür sah Jo nur zwei ältere Paare, die sich langsam von Auto zu Auto bewegten.

Jo ging in die Halle und rief sich die Bilder der Nacht in sein Gedächtnis zurück. Er ging langsam den Mittelgang entlang, schaute bedächtig nach links und rechts, aber er es gab nichts, gar nichts, das seinen Augen befohlen hätte, stehen zu bleiben. Als er das Ende der Halle erreicht hatte, drehte er um und ging ebenso langsam und aufmerksam wieder zurück. Hatte sich sein Gefühl wirklich so gründlich geirrt? Als er die Glastüre wieder erreicht hatte, blieb er, enttäuscht, noch einmal kurz stehen. Er schaute auf das Tageslicht, das durch die Eingangstür fiel, schaute auf den alten Mann an dem Tisch, und dann fielen ihm die Bilder auf, die über dem alten Mann an der Wand hingen, große Farbfotografien von Oldtimern mit Nummern auf der Karosserie. Jo ging einen Schritt in den Vorraum hinein und sah jetzt, dass solche Bilder rundum an den Wänden des Raumes hingen. Er hatte sie nie beachtet, nicht in der Nacht, nicht, als er heute durch die Eingangstür hereinkam, nicht, als er weiter in die Halle gegangen war. Er hatte sie deswegen nicht beachtet, weil das ja nur Bilder von solchen Autos waren, die in der Halle standen. Und er hatte, weil er sie deswegen einfach übergangen hatte, nicht bemerkt, dass in den Autos Menschen saßen und dass neben den Autos und im Hintergrund noch mehr Menschen zu sehen waren. Jo ging auf die Bilder zu, um sie genauer zu betrachten, und erkannte auf einigen Kläwerle, der sich entweder in einem der Autos befand oder aber stolz daneben stand. Dann wandte er sich an den alten Mann: „Haben Sie etwas dagegen, wenn ich die Bilder fotografiere? Sie gefallen mir.“ Dieser schaute Jo kurz über den Rand seiner Brille an und meinte dann, das solle er ruhig tun, er wüsste nicht, dass das verboten sei. Jo zog seine

kleine Digitalkamera, die er eigentlich immer bei sich trug, aus der Tasche und fotografierte ein Bild nach dem anderen.

Als er wieder zu Hause war, druckte er sie erwartungsvoll auf DIN A4 Fotopapier aus. Leider war auf den Bildern nur eine Person zu sehen, die er kannte, Kläwerle. Auf keinem war Dimitrij Pawlow zu erkennen, auch nicht im Hintergrund, den Jo sogar mit der Lupe absuchte. Auch sonst waren auf den Fotos keine bekannten Gesichter. Irgendwie war er enttäuscht. Er legte die Bilder in die Mappe zu seinen Kiever Notizen und ging zum Kühlschrank: „Vielleicht schickt mir der Geist des „Hetman“ eine Eingebung.“ Der aber tat ihm den Gefallen nicht.

Montag

Nachdem Jo am Wochenende wieder ausgiebig seine Fingerkuppen gequält hatte, taten ihm diese jetzt sogar beim Schreiben weh.

Jo hatte schon, seinen Eingebungen vom letzten Freitag folgend, die Steuerfahndung angerufen und gefragt, ob es irgendwelche Erkenntnisse über den Antiquitätenhändler Kläwerle geben würde. Die Antwort fiel negativ aus. Es gab in deren Computer keinen Vorgang. Noch eine Enttäuschung!

„Die Autos, ich wollte doch wissen, was die Autos wohl wert sind!“, Jo holte die Bilder, die er von zu Hause mitgebracht hatte, aus dem Umschlag in seinem Schreibtisch und legte sie auf den Tisch.

Gerhard Bauer, der gerade vorbeikam, sah sie und fragte ironisch: „Na, Jo, willst du bei deinem Lieblingsfeind Kläwerle ins Oldtimergeschäft einsteigen, damit er dich wieder mag?“ Jo schaute hoch und ging auf den Scherz ein: „Wenn es was brächte und ich das Geld dafür hätte, vielleicht?“ Gerhard ging lachend weiter und Jo suchte im Internet nach den Autos.

Er fing mit dem Porsche Speedster an und landete sofort einen Treffer. Ein Händler von Oldtimern hatte einen im Angebot, sogar mit Preisangabe. Das gute Stück sollte 189 900 Euro kosten. Jo ließ sich die Zahl auf der Zunge zergehen und schluckte: Einhundertneunundachtzigtausendneuhundert für ein Auto - und in dem Museum standen zwanzig, die ihrem Aussehen nach wohl kaum weniger gekostet hatten.

Nächster Versuch, der Ferrari von 1957, seltsame rot-weiße Farbgebung. Jo versuchte sich an das Schild mit der Beschreibung vor dem Auto zu erinnern. Es war irgendwas mit Radfahren, natürlich, „Tour de France“. Auch davon gab es einige Angebote, von zwei Millionen Euro an aufwärts.

„Unglaublich! Woher hatte dieser sicher wohlhabende, aber wohl kaum schwerreiche Antiquitätenhändler in einer Kleinstadt auf dem Land das Geld? Erbschaft, vielleicht. Lotto, wohl kaum. Casino, vielleicht spielte er ja?“, Jo wusste, dass er auf normalem Weg von niemanden eine Auskunft erhalten würde. Und er fand auch erst einmal keinen denkbaren „Schleichweg“.

Er schloss das Browserfenster und kehrte von seinem Ausflug in die „Welt der reichen Sammler“ in den Polizeialltag zurück.

Dienstag

Am Ende des Vormittags kam Hartmut Knöller zu ihm. Der Polizeidirektor hatte ihn angerufen. Der Anwalt der Hoheiten von Schloss Neulenburg hatte ihm telefonisch einen Termin für die Befragung der englischen Gäste für Mittwoch, zehn Uhr, mitgeteilt. Diese Befragung würde nur in Gegenwart des Anwalts stattfinden und natürlich, wegen der Möglichkeit einer fehlerhaften, nachträglichen Übersetzung, aufgezeichnet werden. Der Anwalt hatte es auch ausdrücklich begrüßt, dass ein Beamter die Befragung durchführen würde, der über ausgezeichnete englische Sprachkenntnisse verfügt. Jo hatte ein Problem mit diesen Vorschusslorbeeren, weil er wusste, dass es zwischen seinem mehr amerikanischen und dem englischen Englisch, vor allem dem Oxford-Englisch gebildeter Schichten, durchaus Unterschiede gab, manchmal sogar gravierende. Aber irgendwie war ihm das egal. Er war vor allem gespannt auf die Reaktionen der beiden, wenn er ihnen erzählen würde, was er wusste, und auch darauf, was für Geschichten sie ihm über den Aufenthalt von Dimitrij Pawlow erzählen würden. Jedenfalls würde der niemals auf Schloss Neulenburg gewesen sein.

Am Abend fragte er, in ganz bescheidenem Ausmaß, den „Kosakenführer“ um Rat und versuchte, ohne dessen, sicher kryptische, Antwort abzuwarten, sich ein Bild von der Umgebung zu machen, in der er den Herrschaften gegenüber treten würde: ein hohes Zimmer mit hohen Fenstern und viel Licht, ein Salon mit Bildern, nur spärlich mit echten Antiquitäten möbliert

Jo hatte Schloss Neulenburg schon oft aus der Ferne gesehen, wenn er nach Kipfelau gefahren war. Es lag dann linker Hand am Ende eines langgezogenen Bergrückens. Er hatte aber nie das Bedürfnis gehabt, diesen mächtigen, alten, grauen „Kasten“ aus der Nähe zu betrachten oder gar eine Schlossbesichtigung zu machen. Jo wusste aber, dass sonntags vor allem Familien mit Kindern gern den Teil des Schlosses besuchten, der als Museum für die Öffentlichkeit zugänglich war. Er wusste auch, dass ein ganzes Seitenteil des mächtigen, fünf Stockwerke hohen Vierecks mit den bulligen Ecktürmen noch von der adligen Familie bewohnt wurde.

Vor dem Schlossgraben waren Parkplätze für die Ausflügler eingerichtet worden. Die Zufahrt zum Schloss war durch Zäune und eine Schranke versperrt, die aber anscheinend während der Woche für Lieferfahrzeuge und heute auch für ihn geöffnet war.

Jo folgte den Anweisungen, die der Anwalt telefonisch durchgegeben hatte, und fuhr weiter, über die Brücke über dem Schlossgraben, durch eine kleine Allee und dann durch einen hohen Torbogen in den Innenhof. Auf der linken Seite, das war wohl der von der Familie bewohnte Teil, standen schon ein großer Range Rover und drei beinahe identisch aussehende, schwarze Mercedes-Limousinen der S-Klasse. Er parkte seinen Wagen neben der letzten und stieg aus. Autobegeistert, wie er war, schaute er in den Innenraum des Mercedes: großes Navi, Armaturenbrett aus Wurzelholz, feine, helle Lederausstattung, und – unfassbar – ein Dackel mit Wackelkopf auf dem Armaturenbrett. Auf dem Rücksitz lag ein großer Alu-Handkoffer. Als er um die Autos herumging, registrierten seine „Polizistenaugen“ unwillkürlich: alles Kipfelauer Kennzeichen. Eines davon schien ihm bekannt zu sein, aber er konnte sich nicht daran erinnern, woher. Vielleicht von einer Streifenfahrt? Dann ging er die Treppen hinauf zu der großen, mit Schnitzereien versehenen Holztür in der Mitte des Gebäudes. Jo war pünktlich, beinahe auf die Minute genau. Sein Chef hatte ihn am Vortag extra noch einmal darauf hingewiesen, dass man solche Leute nicht warten lassen dürfe.

Die Tür hatte zwar in der Mitte einen Türklopfer aus poliertem Messing, Jo sah neben der Tür aber auch die modernere Form, einen Klingelknopf, und drückte darauf.

Er musste nicht lange warten, und die Tür wurde von einem Mann geöffnet, dessen äußeres Erscheinungsbild Jo nur aus Filmen kannte: schwarzer Anzug, weißes Hemd, silbergraue Unterweste, silberne Krawatte, sogar weiße Handschuhe und sehr aufrecht – ein Butler. „Guten Tag, sind Sie Polizeikommissar Krafft? Die Hoheiten erwarten Sie schon. Bitte folgen Sie mir.“

Sie durchquerten zuerst eine Eingangshalle, an deren Wände links und rechts große, alte Gemälde hingen. Jo fiel eine große, weißgraue, rechteckige, leere Fläche auf, die sich deutlich von der sonst dunkelgrauen Wand abhob. Neugierig fragte er den Butler: „Da fehlt doch ein Gemälde?“ Der blieb stehen: „Da hing die „Venus von Urbino“ von Franz von Lembach, einem deutschen Maler des 19. Jahrhunderts. Der hat nach einem Bild von Tizian zwei beinahe identische Gemälde hergestellt. Eines davon hängt in der Bayrischen Staatsgemäldesammlung. Das zweite hat ein Urahn des Prinzen erstanden. Es wird wohl gerade aufwendig restauriert, denn es hängt schon seit längerer Zeit nicht mehr hier. Edouard Manet hat das Motiv übrigens auch für seine „Olympia“ benutzt.“ „Sie scheinen sich wohl gut auszukennen?“, fragte Jo. „Alte Gemälde sind mein Hobby, obwohl ich mir wohl nie eines leisten kann. Kommen Sie, die Hoheiten sind es nicht gewohnt zu warten.“

Jo folgte ihm eine breite, steinerne Freitreppe hinauf. Sie verzweigte sich auf halber Höhe zwischen dem Erdgeschoss und dem ersten Stock vor einer Galerie mit hohen Fenstern. Diese stellte die Verbindung zwischen den Räumen her, deren Türen

links und rechts entlang der Gänge zu sehen waren. Auf dem Weg nach oben erklärte ihm der Butler noch: „Bevor ich sie dem Herzog und seiner Frau vorstelle, soll ich Ihnen noch mitteilen, dass die beiden, um die Förmlichkeiten nicht zu übertreiben, eingewilligt haben, dass Sie sie mit Sir Mudbury und Lady Mudbury anreden dürfen, also bitte Sir Mudbury und Lady Mudbury. Der Anwalt der Familie ist übrigens bereits zugegen.“ Oben angelangt, gingen sie ein kurzes Stück einen Gang entlang, bevor der Butler vor einer Tür stehen blieb. „Bitte warten Sie, ich werde Sie anmelden.“ Er öffnete die Tür, ging hinein und schloss sie wieder. Dann öffnete er die Tür von innen, blieb neben ihr stehen und forderte Jo auf hereinzukommen. Als Jo das Zimmer betrat, sagte er mit Blickrichtung auf die bereits im Raum befindliche drei Personen: „Darf ich vorstellen, Hauptkommissar Krafft von der Polizei Mundringen. Ich darf mich dann, mit Ihrer Erlaubnis, zurückziehen“ Dann ging er hinaus und schloss die Tür.

Jo hatte ein Gefühl, als ob man ihn in einen Raubtierkäfig gesteckt hätte, riss sich aber zusammen, ging auf die Anwesenden zu und begrüßte sie: „Lady Mudbury, Sir Mudbury, Herr Anwalt, ich danke ihnen sehr, dass sie sich bereit erklärt haben, mir ein paar Fragen zu beantworten.“ Keiner der Personen hatte sich erhoben, auch der Anwalt nicht.

Das Zimmer schien eines der kleineren des Schlosses zu sein, eine Art Salon, vielleicht für Teestunden. Aber es war trotzdem mindestens viermal so groß wie das Wohnzimmer von Jos Mietwohnung. Gegenüber der Tür, in der Nähe der wirklich hohen Fenster, war eine barocke Sitzgruppe, die Sessel so angeordnet, dass die Adligen nur leicht schräg versetzt nebeneinander mit dem Rücken zum Fenster saßen. „Jo dachte: „Sehr schlau, wenn sie das mit Absicht gemacht haben“, denn der leere Sessel ihnen gegenüber war wohl für ihn gedacht. Ein relativ breiter Tisch dazwischen sollte wohl Distanz schaffen. Der Anwalt, schwarzer Anzug, weißes Hemd und natürlich Krawatte, hatte an einer Schmalseite Platz genommen. Vor ihm auf dem Tisch lag bereits betriebsbereit ein digitales Aufnahmegerät. Eine Teestunde sollte es wohl nicht werden, denn es stand nur eine Karaffe mit Mineralwasser auf dem Tisch, dazu vier Gläser, zwei Packungen Papiertaschentücher und einer dieser kleinen Tischabfalleimer aus Edelstahl, der wohl für die Aufnahme der gebrauchten Taschentücher gedacht war.

„Die hohen Herrschaften sind wohl etwas verschnupft“, Jo gefiel dieser gedachte Satz, den er mit seinem Wissen über die Drogengewohnheiten der beiden und ihr Unbehagen über seinen Besuch verband.

Jo setzte sich und versuchte, sich dabei das Bild der Menschen einzuprägen: Der Duke, wahrscheinlich schon über sechzig, hatte schon graue Haare, ein bleiches, hohlwangiges Gesicht und tief liegende, allerdings glänzende dunkle Augen. Er war groß, nach Jos Schätzung über ein Meter achtzig, und nicht sehr kräftig. Seine Kleidung - graugrünes Jackett, graue Hose mit scharfen Bügelfalten, weißes Hemd

und schräg gestreifte Krawatte - erinnerte Jo wieder an die „Hofberichterstattungs-sendungen“ im Fernsehen. Er saß steif zurückgelehnt da, die Hände vor dem Bauch ineinander gelegt, die Beine überkreuzt, unnahbar. Ganz anders seine Frau: sicher zwanzig Zentimeter kleiner und viel jünger als er, platinblonde Haare, modern gestylt, die ihr in das leblos wirkende, da, wie Jo wusste, gestraffte Gesicht fielen. Sie saß, auch seltsam steif, aber leicht nach vorne gebeugt da, die gepflegten Hände mit auffallend weiß lackierten Fingernägeln vor den Knien verschränkt. „Weißer Nagellack? Der Pathologe hatte doch Reste von weißem Nagellack in den Kratzspuren auf dem Rücken des Toten gefunden?“, dachte Jo.

Er glaubte eine Absicht hinter ihrer Sitzhaltung zu erkennen, denn das neongrüne, eng anliegende Kleid – welch ein Kontrast zu der streng konservativen Bekleidung ihres Mannes – erlaubte durch seinen weiten Ausschnitt einen tiefen Einblick in die – auch daran erinnerte sich Jo – ausgeprägte „Silikonhügellandschaft“, in die sich unwissende Männeraugen sicher gern verirrt hätten, und es endete weit über den Knien. Die sonnengebräunten Beine waren aber geschlossen, damenhaft leicht schräg auf die hochhackigen, ebenfalls neongrünen, offenen Schuhe gestellt. Jo erinnerte sich an die kümmerlichen Reste seines Schulfranzösisch: „Honi soit qui mal y pense“.

Der Anwalt sprach ihn von der Seite an und stellte die Bedingungen klar: „Sie wissen, Herr Kommissar, dass die beiden Hoheiten sich bereit erklärt haben, Ihnen zu helfen, schon aus tief empfundenem Mitgefühl der Toten gegenüber. Aber sie haben nur wenig Zeit, weil heute Vormittag noch unaufschiebbare gesellschaftliche Verpflichtungen auf sie warten. Also versuchen Sie, sich bei Ihren Fragen auf das Wesentliche zu konzentrieren.“

Jo hatte schon gestern zu Hause alle denkbaren Fragen und die möglichen Antworten durchgespielt. Da er wirklich nichts in der Hand hatte, erwartete er einfache, von ihm nicht zu widerlegende Lügen. Er setzte daher ganz auf seine Menschenkenntnis und hoffte, irgendeine Reaktion feststellen zu können, die zeigte, dass es Lügen waren. Es würde keinen Sinn machen, umständlich zu fragen. „Wir wissen, dass Sie mit der Frau, die wir in einem Automuseum tot aufgefunden haben, in der Business-Class von London nach Frankfurt geflogen sind. Können sie mir bitte sagen, ob sie mit ihnen hierher gefahren ist?“ Die unterschiedliche Reaktion der beiden schien anzudeuten, dass die Reihenfolge der Aussagen klar festgelegt war. Die Frau bewegte sich gar nicht, die Antwort kam von ihm: „Natürlich nicht! Wir hatten von Prinz Albert und seiner Gemahlin eine Einladung zur Jagd. Lady Marigold haben wir nur zufällig im Flugzeug kennen gelernt. Sie erzählte uns aber, dass sie geschäftlich nach Frankfurt müsse. Es ging, glaube ich, um irgendwelche Computerteile. Sie hat uns sogar etwas aus ihrem Handkoffer gezeigt, aber ich habe keine Ahnung von solchen modernen Geräten. Darum kümmern sich meine Angestellten. Wir haben uns schon nach der Passkontrolle

getrennt. Dann haben wir unsere Koffer vom Band geholt und sind mit dem Chauffeur, der uns schon erwartet hatte, sofort aus dem Terminal zum Wagen des Prinzen gegangen und hierher gefahren.“

Jo dachte: „Gut erfunden, alter Gauner“, aber er merkte sich den Handkoffer mit den Computerteilen, vielleicht das Körnchen Wahrheit in der Lügengeschichte, das er irgendwann noch brauchen konnte. „Vielen Dank, Sir Mudbury, ich habe auch nur der Ordnung halber gefragt, auch deshalb, weil es ja möglich gewesen wäre, dass Sie Lady Marigold aus reiner Gefälligkeit noch irgendwohin mitgenommen hätten.“ Jo machte eine kurze Pause, um wenigstens ein bisschen Spannung aufzubauen, und fuhr dann fort: „Ich habe dann eigentlich nur noch eine Frage an Sie Lady Mudbury. Lady Marigold, das war doch ihr Name, war doch eine sehr attraktive Frau. Ist Ihnen irgend etwas an ihr aufgefallen, vielleicht an ihrem Aussehen, an ihrer Kleidung, an ihrem Verhalten? Frauen haben doch ein viel ausgeprägteres Gespür, auch für Kleinigkeiten.“ Die Lady sah kurz auf, veränderte aber ihre Haltung nicht: „Nein, nichts, wirklich gar nichts“, und sie schien erleichtert.

„Dann werden Sie beide sicher sehr erstaunt sein“, fuhr Jo langsam fort, „wenn ich Ihnen mitteile, dass diese attraktive Frau, wie unser Pathologe eindeutig festgestellt hat, ein Mann war.“ Die Lady versuchte Überraschung zu heucheln: „Nein, wirklich, das ist ja unglaublich!“, und ihr Mann richtet sich auch auf und ergänzte: „Das konnte man ihr wirklich nicht ansehen, so eine schöne Frau.“

Jo hatte genug gesehen, und er wusste, dass es keinen Sinn machte, das Gespräch noch zu verlängern. Er wandte sich an den Anwalt, gewollt unhöflich in Deutsch: „Ich habe sonst keine weiteren Fragen. Erklären Sie bitte Ihren Mandanten, dass diese Information noch nicht an die Öffentlichkeit gelangen darf.“ Dann drehte er sich noch einmal zu den beiden Adligen um: „Ich bin Ihnen überaus dankbar dafür, dass Sie etwas von Ihrer kostbaren Zeit für die Unterstützung der Arbeit der deutschen Polizei geopfert haben. Und ich wünsche Ihnen noch einen angenehmen Aufenthalt. Ich darf mich dann verabschieden.“

Als er aufstand, erhoben sich auch die beiden Hoheiten und verschwanden grußlos durch eine Tür in einem Nebenraum. Der Anwalt hatte das Diktiergerät in die Tasche seines Anzugs gesteckt und war ihnen mit den Worten: „Warten Sie hier einen Moment, ich komme gleich wieder und bringe Sie dann hinaus“, gefolgt. Jo war begeistert, nicht von diesem überheblichen Abgang, sondern davon, dass der kleine Tischabfalleimer für diese Zeit ohne Bewachung war. Er ging schnell um den Tisch herum, öffnete den Schwingdeckel, griff hinein und steckte den Inhalt des Behälters in seine Jackentasche. Dann blieb er, mit Blickrichtung auf die Tür, stehen, bis der Anwalt zurückkam.

Jo und der Anwalt wollten gerade die Treppe hinuntergehen, da sah Jo ein Paar, das von der anderen Seite kam. Die Gesichter kamen ihm bekannt vor, aber er

konnte sie nirgends einordnen. „Kennen Sie das Paar?“, fragte er den Anwalt halblaut. „Natürlich, das sind meine Arbeitgeber, der Prinz und die Prinzessin zu Hohenstern-Neulenburg.“

Als Jo schon im Auto saß und losfuhr, dachte er: „Wenn es irgendwo da oben jemand gibt, der für Gerechtigkeit zuständig ist, dann möge er dafür sorgen, dass ich diese adligen britischen Galgenvögel in einem Verhörraum wiedersehen darf.“

Kaum hatte er sich im Revier wieder an seinen Schreibtisch gesetzt, um den Bericht zu schreiben, da kam auch schon Hartmut Knöllner aus seinem Büro: „Ich habe gerade einen Anruf vom Polizeidirektor bekommen. Der Anwalt unseres Hochadels hat sich ihm gegenüber lobend über deine ausgezeichneten Englischkenntnisse, deine guten Manieren und die angenehme Atmosphäre deines Besuchs auf dem Schloss geäußert. Gut gemacht, Jo, aber ich war mir dessen ja schon vorher sicher.“ Als er wieder alleine war, nahm Jo einen Plastikbeutel aus seiner Schublade, holte die zerknüllten Papiertaschentücher aus seiner Jackentasche und steckte sie hinein. Er war sich sicher, dass er etwas getan hatte, was nicht gerichtsverwertbar war, was noch nicht einmal sein Chef wissen durfte.

Dann rief er im Sekretariat der Pathologie an. Er hatte Glück, denn Dr. Abato befand sich in seinem Büro, und die Sekretärin stellte ihn zu ihm durch. Jo erklärte dem Pathologen, welchen DNA-Schatz er vielleicht hätte, was er sich an Erkenntnissen davon erhoffte, dass er aber nie eine Genehmigung für eine Analyse bekommen würde. Der Arzt lachte laut, als ihm Jo die Geschichte des „Fundes“ erzählte. Dann meinte er: „Ich könnte ja das Material mit dem Vermerk an das Labor schicken, dass diese Taschentücher am Abend des Leichenfundes zwar von Ihnen eingetütet, aber dann in Ihrem Auto zwischen die Sitze gerutscht und erst jetzt von Ihnen wieder gefunden worden wären. Allerdings müssten Sie mir, wenn Sie vorbeikommen, auch noch eine Probe von sich geben, denn es kann möglich sein, dass sich auch ihre Spuren auf den Taschentüchern finden. Den Vergleich mit den bereits vorhandenen Spuren werde ich auch noch anfordern. Und, ehrlich, ich bin auf das Ergebnis genauso gespannt wie Sie. Kommen Sie heute Nachmittag um drei. Das Ergebnis kann ich Ihnen dann am Freitag mitteilen.“

Am Abend sprach Jo ein ernstes Wort mit dem Kopf des Hetman der Kosaken auf der Flasche: „Schick mir ein Zeichen!“ Draußen donnerte es, und dann fing es an zu regnen. „Ich wollte kein schlechteres Wetter, Häuptling, sondern nur einen winzigen Hinweis.“ Der Kopf auf der Flasche schwieg beharrlich. Vielleicht verstand der Hetman ja auch nur Ukrainisch?

Vielleicht hatte er ihn aber doch verstanden, und die Herstellung der Verbindung ins Jenseits hatte einfach, möglicherweise wegen der draußen herrschenden atmosphärischen Störungen, etwas länger gedauert. So oder so, Jo dachte plötzlich

an das Paar im Schloss und dann fielen ihm die Bilder ein, die er fotografiert hatte: „Die Bilder, Jo, die Menschen in den Autos!“ Er öffnete das Notebook und vergrößerte die Bilder. Das Bild mit dem Porsche Cabrio. Der Mann am Steuer: der Prinz, die Frau daneben: die Prinzessin. Der Mann neben dem Auto: Kläwerle. Jo lehnte sich in seinem Sessel zurück und starrte auf das Bild. Dann beugte er sich wieder vor, nahm das Glas vom Tisch, erhob es, schaute den Kopf auf der Flasche an und sagte laut: „Danke, Hetman!“ Jo kam es so vor, als hätte der Hetman mit einem Auge gezwinkert, als er das Glas austrank.

Freitag

Der Anruf des Pathologen kam kurz vor zwölf: „Wenn es Ihnen möglich ist, kommen Sie jetzt. Der Bericht ist gerade gekommen, ich habe keine wichtige Leiche mehr auf dem Tisch und gehe nach oben in mein Büro, eine Tasse Kaffee trinken. Vielleicht trinken Sie ja eine mit.“ Jos Leiche lag in dem Aktenordner auf seinem Schreibtisch und wartete auf Neuigkeiten. Also setzte er sich in sein Auto und fuhr los.

Als er am Finanzamt vorbeifuhr und wegen eines ausparkenden Wagens kurz bremsen musste, sah er aus den Augenwinkeln ein Pärchen, Hand in Hand: Marylou und Martin. „So, so, I bin dr Martin“, dachte er lachend, bevor er wieder beschleunigte.

Den Weg in die Unterwelt des Krankenhauses kannte er schon. Die Sekretärin im Vorzimmer von Dr. Abato schaute nur kurz auf und winkte ihm zu, er solle hineingehen. Der Arzt schien sehr gut aufgelegt zu sein: „Es macht richtig Spaß, mit Ihnen zusammenzuarbeiten“, sagte er zur Begrüßung und schüttelte Jo über den Schreibtisch hinweg die Hand, „Setzen Sie sich. Ich komme mir in der Zwischenzeit vor wie in einem CSI-Film.“ Jo nahm Platz und konnte die Neuigkeiten, es mussten gute sein, kaum erwarten.

„Also“, er dehnte das Wort, „also, Sie haben mit ihren unkonventionellen Ermittlungsmethoden wieder einen Teil des Rätsels um die letzten Stunden ihrer mysteriösen Leiche gelöst. Jo dachte: „Mach schon, mach schon!“, versuchte aber äußerlich ruhig zu bleiben. „Ich habe hier vor mir die Analysen der Taschentücher und den Vergleich mit den bereits vorhandenen DNA-Profilen. Ein Profil deckt sich mit dem des Spermas, das wir im Mund des Toten gefunden haben, das zweite, weibliche, mit dem am Penis und an seinen Schamhaaren. Ihre unnahbaren und überheblichen Hoheiten aus Großbritannien haben dem Toten also nicht nur ihr Herz ausgeschüttet oder geöffnet, sondern auch noch anderes. Schade, dass Sie die Erkenntnisse nicht weiter verwerten können. Ich wäre gern dabei gewesen, wenn Sie sie mit den Erkenntnissen moderner Untersuchungsmethoden

konfrontiert hätten. Aber noch ist ja nicht aller Tage Abend. Vielleicht bringen Sie mir ja noch ein paar Gegenstände aus den königlichen Gemächern. Sie können sich allerdings bis dahin höchst aufregende Gedanken machen. Vielleicht lesen Sie aber vorher gründlich das „Kamasutra“. Ohne die Aussagen der Betroffenen ergeben sich vielfältige Möglichkeiten: Einzel, im kurzen Zeitabstand, wäre möglich, ist aber kaum wahrscheinlich, obwohl das Schloss ja viele Zimmer hat. Geordnet paarweise, wäre eine weitere Variante. Aber so, wie Sie mir die Interessen der britischen Mitstreiter geschildert haben, würde ich eher vermuten, dass die Paare „Bäumchen wechsle dich“ gespielt haben, würde bedeuten, zuerst einmal drei und dann die anderen. Blicke noch die umfangreichste, für mich spannendste Variante: alle fünf, und ein weibliches Mitglied musste jeweils für eine Runde aussetzen. Sie sehen, Sie können ihrer Phantasie freien Lauf lassen. Bringen Sie mir das Material der beiden anderen! Ich finde diesen Film so interessant, dass ich die Analysen sogar aus eigener Tasche bezahlen würde, so viel Spaß habe ich dabei. Was ich noch vergessen habe zu erwähnen: In den analysierten Sekreten, also in dem Rotz dieses britischen Saubermannes und seiner Sauberfrau, fand das Labor auch Spuren von Kokain.“ Jo hatte da gesessen, innerlich mehr als laut gejubelt und die Ausführungen des Arztes genossen. Der „Raub“ der Papiertaschentücher hatte ihm einen weiteren Triumph beschert. Aber wie könnte es noch weiter gehen? Er dankte dem Pathologen überschwänglich.

Zum Abschied sagte der: „Ich weiß noch nicht wann, aber in meinem Inneren bin ich fest davon überzeugt, dass ich Sie noch einmal wiedersehen werde.“

Dann kehrte Jo zu seinem Alltag im Revier zurück.

Der Fall war insofern gelöst, als Jo sich nun alles zusammenreimen konnte: In dem Toten war, wahrscheinlich durch allzu heftige, leidenschaftliche „Handgreiflichkeiten“, möglicherweise noch nicht einmal an seinem Todestag, das Silikon-Implantat geplatzt. Die in dem Industrie-Silikon enthaltenen Stoffe waren in den Blutkreislauf gelangt und hatten dort, in Zusammenarbeit mit Kokain und schädlichen Stoffen der Zigaretten, zuerst eine Thrombose und dann die Lungenembolie verursacht, an der er dann gestorben war.

Zwei seiner Partner, die bei der Herstellung aller an ihm vorgefundenen sichtbaren wie unsichtbaren Spuren mitgewirkt hatten, waren – das war jetzt sicher, aber vielleicht nicht verwertbar – der Duke und seine Frau. Die anderen beiden mussten wohl – weil gesellschaftlich auf gleichem Rang - die Schlossbesitzer sein.

Obwohl, es war natürlich auch nicht auszuschließen, dass entweder Angestellte des Hauses oder vielleicht sogar bezahlte Akteure von außerhalb dafür in Frage kommen würden. Für die, mindestens vorhandene, Mitwisserschaft des Prinzenpaares sprach die Tatsache, dass diese das Cabrio schon gefahren hatten, wahrscheinlich nicht nur einmal, was ja das Bild auf Jos Notebook bewies. Der Porsche musste bereits im Schloss gewesen sein, das heißt, Kläwerle musste ihn

ausgeliehen haben, denn nur so konnten sie auf den Gedanken kommen, ihn als Sarg zu benutzen und das Automuseum als Leichenhalle. Die Leiche wurde aber wahrscheinlich, weil einfacher, in einem anderen Auto zum Museum gefahren. So lange man Kläwerle aber nicht nachweisen konnte, dass er das Auto und noch einen Schlüssel ausgeliehen hatte, konnte auch keine Verbindung zum Schloss hergestellt werden: Eine perfekte Entsorgung eines wertlosen Körpers, allerdings nur, solange Kläwerle dicht hielt. Und der hatte ein Interesse daran. Vielleicht gab es aber noch mehr Gründe – nur welche?

Da es sich nicht um Mord handelte, gab es derzeit kein dringendes polizeiliches Interesse, die Geschichte vollständig aufzuklären. Die Identität des Toten war ermittelt, und es ging eigentlich nur noch um solch harmlose Straftaten wie Falschaussagen und Störung der Totenruhe, allgemein Leichenschändung genannt, und, aber selbst das war nur eine Vermutung, noch Raub oder Diebstahl, denn es war ja anzunehmen, dass der Tote etwas besessen hatte. Interessant wäre dann auch, zu wissen, was. Jo hatte auch da so seine Vorstellungen.

Also, irgendwie war der Fall als Ganzes gelöst, auch wenn er erst einmal mit niemandem darüber reden konnte, vor allem nicht mit seinem Chef. Was aber weiterhin fehlte, waren die Beweise für eine lückenlose Darstellung, für einen abschließenden Bericht.

An seinem Schreibtisch zermarterte er sich erneut sein Gehirn und versuchte es sogar mit dem Undenkbaren: „Toilettenartikel, Einbruch im Schloss? Die haben sicher außer dem altmodischen Klingelknopf auch eine hoch moderne Alarmanlage! Golfclub, Handschuhe aus dem sicher vorhandenen, persönlichen Schrank klauen oder Golfschläger. Golfbälle vom „Green“ aus einem „Bunker“, aber wie? Alles denkbar, aber unsicher und gefährlich. Butler bestechen: vermutlich unmöglich. Weitere Angestellte: unbekannt, und wenn, mit welcher für sie ungefährlichen, aber trotzdem unverfänglichen Geschichte konnte man etwas erfahren?“

Irgendwann fiel ihm nichts mehr ein. Deshalb machte er sich an das Überprüfen der Berichte der Streifenkollegen.

Während er sich diese lustlos durchlas, blieb er in seiner parallelen Gedankenwelt an dem Bericht der Kriminaltechniker hängen: Hatte er wirklich nichts übersehen? Jo klappte die Berichte zu und nahm den Aktenordner. Er hatte alles schon x-mal gelesen, doch er zwang sich, das noch einmal Wort für Wort zu tun.

Und tatsächlich, da war doch noch etwas, worüber er sich noch keine Gedanken gemacht hatte: „Der Wagen ist außen und innen gründlich gereinigt worden. Es fanden sich kleine Schottersteine, Gras- und Erdspuren in den Rillen der Lauffläche.“

„Wo nur, wo, war er gereinigt worden? Und wer hatte das gemacht? Der Butler, schon vor oder nach dem Tod? Vielleicht sogar einer der Adligen, nach dem Tod,

Innenreinigung im Schloss, außen in einer Waschstraße, am Sonntag? Gibt's so etwas? Und was kann man mit den Steinchen, dem Gras und der Erde anfangen. In Kriminalfilmen ist das immer so einfach.“

Irgendeine Antwort darauf könnte helfen, aber Jo fiel keine ein, deshalb machte er sich wieder an die Durchsicht der Berichte seiner Kollegen.

Am Abend dachte er, dass es schön wäre, mit jemandem wie Johanna darüber zu reden, aber sie hatte ihm, nachdem sie tatsächlich ein Herz mit zwei großen „J“ in einen alten Baum im Park geschnitzt hatten, beim Abschied vor ihrer Haustür deutliche Grenzen gezogen: „Bild dir bloß nichts darauf ein, Jo!“

Da er wieder einmal freiwillig den Wochenenddienst für einen Kollegen übernommen hatte, dessen Frau kurz vor der Entbindung stand, würde er am Montag frei haben. Wenn er Johanna am späten Vormittag anrufen würde, könnte er sie ja vielleicht in ihrer Mittagspause besuchen.

Montag

Als er Johanna vormittags anrief, teilte diese ihm mit, dass sie sich in ihrer Mittagspause einmal wieder mit dem Auspacken und Einsortieren von Waren beschäftigen müsse und deshalb keine Zeit habe. Jo war so enttäuscht, dass Johanna das sogar am Telefon zu merken schien. Denn sie hatte, nach kurzem Zögern hinzugefügt, dass sie beide doch vielleicht, falls am Wochenende schönes Wetter wäre, an einem Nachmittag irgendwohin fahren - sie sagte wörtlich „in die Prarie“ - und die Gitarren mitnehmen könnten. Der Gedanke gefiel Jo, allerdings wusste er nicht, wo die „Prarie“ sein könnte. Er sollte sie aber spätestens am Freitag anrufen. Da er nichts Besseres zu tun hatte, dachte er: „Vielleicht hilft es, wenn ich einfach auf die Autobahn fahre und den 500 Pferdchen unter der Haube meines Luxusgefährts mal so richtig die Sporen gebe.“ Der Wagen war vollgetankt, und Jo wusste, dass es nur zwei Autobahnabschnitte im Land gab, die so gut wie keine Geschwindigkeitsbeschränkungen aufwiesen. Die eine davon war aber durch häufige Dauerbaustellen und die vielen Lastwagen für seine Zwecke nicht zu gebrauchen. Es blieb nur die A81 zwischen Herrenberg und dem Bodensee. Das waren zwar nur 50 km, aber 50 km mit Vollgas waren auch nicht zu verachten. Natürlich musste er erst einmal eine Stunde bis dahin fahren, aber da es im Internet keine Staumeldungen gab, fuhr er einfach los.

Er hatte wirklich Glück, keine Staus, kein Unfall, kein „Stop and Go“, und konnte ab Herrenberg das Gaspedal durchtreten. Es gab wenig Verkehr, und nur ab und zu musste er wegen eines langsameren Fahrzeugs, das mit Tempo 120 umweltfreundlich unterwegs war, die Geschwindigkeit heruntersetzen.

Irgendwann, so ungefähr 20 km vom Autobahnkreuz Hegau entfernt, wo die „Rennstrecke“ zuende war, war es wieder einmal so weit.

Rechts fuhr mindestens zehn Lastwagen und auf der linken Fahrspur hatte sich eine kleine Schlange hinter einem alten Kleintransporter gebildet, der kaum schneller war als die Lastwagen und gerade erst an dem hintersten vorbeifuhr. Jo bremste und fuhr auf den letzten Wagen auf, dessen Fahrer ziemlich ungeduldig zu sein schien, denn Jo sah die Lichter seiner Lichthupe auf dem Fahrzeug vor ihm. „Typisch dicker Mercedes“, dachte er, bevor ihm auffiel, dass die schwarze S-Limousine ein Mundringer Kennzeichen hatte. Neugierig geworden, wechselte er auf die rechte Fahrspur und fuhr an den Mercedes heran.

Am Steuer erkannte er Kläwerle. „Was macht der Antiquitätenhändler am frühen Montag am Bodensee? Vielleicht Madonnen kaufen?“ Um nicht aufzufallen, ließ er sich wieder zurückfallen und reihte sich dann wieder in die Schlange auf der linken Fahrspur ein. Als die Schlange sich auflöste und der Mercedes auf der linken Fahrspur davonzog, dachte Jo: „Was du kannst, kann ich schon lange.“, gab ebenfalls wieder Gas und heftete sich mit über 230 „Sachen“ an seine Fersen, allerdings mit einem mehr als ausreichenden Sicherheitsabstand.

Jo fühlte sich plötzlich in seine Kinderzeit zurückversetzt. Was er da tat, war „Räuber und Gendarm“ spielen, denn Kläwerle war ja ein böser Räuber, auf jeden Fall ein Böser, auch wenn er ihm bis heute noch nichts Gravierendes hatte nachweisen können.

Als der Mercedes in die Abfahrt zur Autobahnraststätte Hegau einbog und dort auf einen Parkplatz fuhr, tat Jo dasselbe, parkte aber den AMG ein paar Reihen entfernt. Er wollte sich das Auto von Kläwerle aus der Nähe ansehen, einfach so, denn einen vernünftigen Grund dafür gab es eigentlich nicht. Als Kläwerle den Laden der Raststätte betrat, stieg Jo aus und ging schnell zu dessen Mercedes. Auf der Frontscheibe sah er eine Schweizer Autobahnvignette. Dann warf er einen kurzen Blick in den Innenraum: helles Leder, Armaturenbrett Wurzelholz, großer Navi und ein Dackel mit Wackelkopf auf dem Armaturenbrett. Die Limousine auf dem Innenhof des Schlosses hatte dieselbe Ausstattung und denselben Dackel gehabt. „Kläwerle war auch da, zur selben Zeit wie ich!“, schoss es ihm durch den Kopf. „Das Kennzeichen, Jo, das Kennzeichen!“ Er ging schnell zum Kofferraum. Es war dasselbe Kennzeichen.

Jo ging zu seinem Wagen zurück, setzte sich wieder hinein und dachte nach: „Kläwerle fährt vielleicht gar nicht Madonnen auf der deutschen Seite des Bodensees kaufen, sondern in die Schweiz. Dort gibt es zwar sicher auch Madonnen, aber auch Banken, auch solche, die keine Auskunft über Konten deutscher Kunden geben. Vielleicht fährt er ja in die Schweiz.“

Jo traf eine Entscheidung: „Wenn Kläwerle am Autobahnkreuz in Richtung Lindau fährt, dann drehe ich um. Fährt er weiter in Richtung Schaffhausen, dann

folge ich ihm. Zeit habe ich genug, Benzin auch. Verdammt, ich brauche eine Vignette!“

Er stieg aus, ging schnell zum Laden und schaute durch die Scheibe. Kläwerle stand noch in einer kleinen Schlange vor der Kasse. Jo ging in den Laden und hinter ein Regal in der Mitte des Raumes. Dort tat er so, als ob er etwas suche. Dabei schaute er immer wieder auf die kleiner werdende Ansammlung vor der Kasse. Dann endlich: Kläwerle bezahlte. Danach drehte er sich um und ging langsam, in eine Zeitschrift vertieft, zum Ausgang. Jo ging zur Kasse, drängte sich vor und zeigte der Frau an der Kasse seinen Ausweis: „Polizei, ich brauche eine Schweizer Autobahnvignette, schnell!“ Die Frau war so verduzt, dass sie, ohne nachzudenken, in eine Schublade griff, eine Vignette herausholte und auf den Tresen legte: „33 Euro bitte“. Jo bezahlte und ging zum Ausgang, verfolgt von den verwunderten Blicken der Anwesenden.

Er sah schon von weitem, dass Kläwerles Mercedes noch an seinem Platz stand. Trotzdem beeilte er sich, um hinter ihm vorbei zu seinem Auto zu kommen. Er musste ja noch die Vignette an seine Windschutzscheibe kleben. Kaum hatte er das geschafft, sah er, wie Kläwerle losfuhr.

Kläwerle fuhr nicht nach Lindau, sondern weiter nach Schaffhausen und dann über Winterthur nach Zürich. Jo schaffte es, an ihm dranzubleiben, sogar noch im Züricher Stadtverkehr. Irgendwo in der Nähe des Bahnhofs fuhr Kläwerle in die Tiefgarage einer großen Bank. Jo fuhr vorbei, suchte und fand einen Parkplatz in der Nähe. Er stieg aus, ging zurück zur Bank und wartete auf der andern Straßenseite, immer die Tiefgarage im Blick. Er ging hin und her, rauchte eine Zigarette nach der anderen und überlegte: „Wenn das stimmt, was ich vermute, dann gibt es nur eine Möglichkeit: Ich muss den Zoll am Autobahn-Grenzübergang anrufen, damit die den Wagen anhalten und überprüfen. Finden die allerdings nichts, dann habe ich ein Problem, denn das landet ganz sicher auf dem Schreibtisch meines Chefs und dann beim Polizeidirektor, und das gibt Stress pur!“ Er entschied sich dafür, das Risiko einzugehen: „Kein Risiko, kein Spaß!“

Nach der zehnten Zigarette kam Kläwerles Mercedes endlich wieder aus der Tiefgarage, und Jo drückte den Auslöser seiner Digitalkamera, die er wie immer in seiner Hosentasche mit sich herumtragen hatte. Kläwerle fuhr den Weg zurück, den er gekommen war. Jo nahm sein Handy und rief das Revier an. Gerhard Bauer meldete sich: „Na, Jo, Sehnsucht?“ Jo erwiderte, dass er keine Zeit für Scherze habe, sondern dringend die Nummer des Zolls am Autobahn-Grenzübergang zwischen der Schweiz und Deutschland bräuchte. „Frag nicht lang, Gerhard, such bitte und ruf mich dann sofort zurück. Es ist dringend!“ Gerhard Bauers Rückruf kam wirklich schnell. Jo rief die Nummer an und erklärte den Beamten vom Zoll, was er von ihnen wollte und dass der Mercedes wahrscheinlich in der nächsten Stunde die

Grenze überqueren würde. Er fügte hinzu, dass er jetzt losfahren werde, um so schnell wie möglich bei ihnen zu sein. Dann rannte er zu seinem Wagen.

Als er das Zollamt Bietingen, die „Filiale“ des Hauptzollamts Singen an der Autobahn, betrat, fühlte er sich doch etwas unwohl. Was würde ihn erwarten? Vorwürfe der Kollegen vom Zoll oder doch ein Lichtblick in Sachen Kläwerle. Er erklärte dem Beamten am Eingang den Zweck seines Besuchs. Der schien schon informiert, denn er sagte: „Zollinspektor Müller erwartet Sie schon, Fahrstuhl, zweiter Stock, Zimmer 212. Als Jo vor dem Zimmer stand, schlug sein Herz noch etwas schneller. Er klopfte und trat ein. Der Mann am Schreibtisch stand auf und begrüßte ihn mit einem Lächeln: „Sie wollen wohl bei uns Karriere machen, Herr Krafft?“ Jo wusste nicht, wie er darauf reagieren sollte, aber ihm war klar, dass er zumindest keine Unannehmlichkeiten zu erwarten hatte: „Guten Tag, Herr Müller, ich hoffe nur, dass ich mit meiner Vermutung wenigstens nicht allzu falsch lag.“ „Ich weiß nicht, wie Sie dazu gekommen sind, aber sie hat sich bewahrheitet. Die Kollegen sind noch bei der Arbeit, aber ich kann Ihnen zumindest jetzt schon sagen, dass Sie den richtigen Riecher gehabt haben. Wenn Sie Zeit haben, können Sie die vollständigen Ergebnisse in spätestens einer halben Stunde direkt hier erfahren. Und jetzt erzählen Sie mir bitte die ganze Vorgeschichte.“ Bevor er das tat, reichte ihm Jo noch seine Kamera: „Das letzte Bild zeigt Kläwerle, wie er aus der Tiefgarage der Bank fährt. Kopieren Sie es. Das könnte für ihren Bericht auch nützlich sein.“

Der Inspektor musste nicht nur einmal schmunzeln, als Jo ihm den Verlauf des Tages schilderte. Dann holte er zwei Tassen Kaffee, und die beiden unterhielten sich eine Weile über ihren doch unterschiedlichen Alltag.

Als das Telefon schnarrte, schaute Jo auf seine Uhr: Die halbe Stunde war noch nicht vorbei. Der Zollinspektor nahm den Hörer: „Zollinspektor Müller. Ja, ich höre.“, und dann schienen die Sekunden für Jo sich wieder zu Ewigkeiten zu dehnen, bis sein Gegenüber den Hörer wieder auflegte. Der grinste und wartete noch ein paar Sekunden, bis er Jo das Ergebnis der Kontrolle mitteilte: „Gratuliere, Herr Kommissar, das war ein voller Erfolg. Ihr Herr Kläwerle war sehr ungehalten, als ihn die Beamten von der Autobahn winkten, aber dann doch erst einmal sehr zuvorkommend und verständig. Auf die Frage, ob er Geld anzumelden hätte, holte er aus seiner Brieftasche 8500 Euro und erklärte, dass er in der Schweiz Antiquitäten hätte einkaufen wollen, dass ihm aber jemand zugekommen sei und er deshalb das Geld wieder mit zurücknehmen müsste und das sei ja erlaubt. Nachdem die Beamten ihm das Geld wieder zurückgegeben hatten, wollte er schon wieder in den Wagen steigen. Doch die Beamten hielten ihn auf und erklärten ihm, dass sie gern noch einen Blick in den Wagen werfen würden.

Etwas nervös wurde er, als er den Kofferraum öffnen sollte. Der war leer. „Sie sehen doch, da ist nichts. Könnte ich jetzt bitte weiterfahren, ich habe heute Abend noch einen dringenden Termin.“ Die Kollegen ließen sich nicht stören und räumten nun alles aus, was unter der Kofferraummatte zu finden war. Dabei fing er an, lautstark zu protestieren. Er beschwerte sich über das Schikanieren braver Steuerzahler und erklärte, dass der Zoll sich lieber um Drogendealer und Waffenschieber kümmern sollte.

Dann verstummte er aber schlagartig, als ein Beamter den „Erste Hilfe Kasten“ öffnete und ausräumte. Unter den verschweißten Plastikbeuteln mit Mullbinden und Pflaster kamen vier Geldbündel, mit Banderolen einer Schweizer Bank versehen, zum Vorschein. Der Mann hatte 100 000 Euro in 500er-Scheinen dabei. Noch einmal, herzlichen Dank. Und sollte ihnen einmal ihre Arbeit zu langweilig werden, würden wir Sie gern bei uns aufnehmen.“

Jo bedankte sich auch für die kollegiale Unterstützung und bat dann den Zollinspektor, den Bericht so schnell wie möglich an die zuständige Staatsanwaltschaft weiterzuleiten. „Es wäre nett, wenn sie auch eine inoffizielle Mitteilung über diesen „Schwarzgeld-Fall“ an mein Revier in Mundringen schicken könnten. Das würde mir für einen Fall, an dem ich gerade arbeite, sehr helfen.“

Als Jo die Autobahn verlassen hatte und durch Mundringen zu seiner Wohnung fuhr, dachte er: „Kläwerle, Kläwerle, du wirst heute Nacht nicht so gut schlafen wie ich und das freut mich ungemein.“ Er war sich aber dessen bewusst, dass das nur vorübergehend sein würde, und dass das, was Kläwerle nach diesem unangenehmen Tag erwartete, diesen nicht wirklich in Bedrängnis bringen würde.

Von der Schweizer Bank waren keine Auskünfte zu erwarten, weil Kläwerle nach Schweizer Recht ja kein Verbrechen begangen hatte.

Sein Anwalt würde vor Gericht behaupten, dass das eine einmalige Verfehlung eines sonst nachweisbar braven deutschen Steuerzahlers gewesen sei, der durch Spenden an die Stadt und an viele Vereine Mundringens und der Umgebung schon sooo viel Gutes getan habe. Auch Frau Kowalski habe er ja nur beschäftigt, weil er Mitleid mit der armen Frau gehabt habe. Im übrigen hätte die Steuerfahndung ja vor dem Verfahren seine Steuererklärung überprüft und keine Unregelmäßigkeiten festgestellt.

Und er würde auch behaupten, dass sein Mandant das zutiefst bereue.

Kläwerle würde anwesend sein und zutiefst beschämt mit dem Kopf nicken.

Also würde es eine Verurteilung mit Bewährung wegen Steuerhinterziehung, eine Steuernachzahlung und eine Geldstrafe geben, mit der Kläwerle sofort einverstanden sein würde.

Keine Unregelmäßigkeiten hieß aber noch lange nicht, dass es da nicht irgend etwas geben könnte, etwas, das Steuerfahnder und Finanzamt nicht interessierte, weil es

vollkommen legal war, worüber man aber nachdenken konnte, wenn man das wusste, was Jo wusste.

Also musste Jo noch mehr einfallen, wollte er wirklich, dass Kläwerle über das reden würde, was ihn interessierte: über den Toten im Cabrio.

Doch er konnte auch mit dem, was bald aktenkundig sein würde, noch nicht einmal eine Observation beantragen.

Die Frage war trotzdem: Wer konnte ihm sonst noch helfen? Eigentlich wirklich nur die Steuerfahndung und das Finanzamt, denn die hatten alle Unterlagen zu allen legalen Geschäften des Antiquitätenhändlers. Doch da musste etwas sein, das nach außen hin vollkommen legal war, das aber hohe Gewinne abwerfen musste, die nicht in den Büchern auftauchten.

Womit konnte ein Antiquitätenhändler wirklich hohe Gewinne erzielen? Natürlich auf dem Schwarzmarkt. Aber dafür musste Kläwerle „ganz dick im Geschäft sein“ und das traute ihm Jo, trotz aller Bauernschläue, eigentlich nicht zu.

Worum ging es in seinem Fall? Um Drogen!

Kläwerle und Drogen, eigentlich undenkbar. Und doch! Marigold-Pawlow, der Alu-Koffer in Kläwerles Wackel-Dackel-Mercedes im Schlosshof, die Erwähnung eines solchen Koffers bei der Befragung der Briten?

Er dachte: „Ich habe nie in den vornehmen Hotels der Gegend nachgefragt, ob eine „Frau“ wie Marigold dort irgendwann abgestiegen ist. Sollte ich vielleicht nachholen!“

Zurück zu den anderen Möglichkeiten: Die Beamten der Steuerbehörden durften ihm wegen des Datenschutzes auch nicht alles verraten, was er vielleicht wissen wollte, eigentlich gar nichts, weil er keinen triftigen Grund angeben konnte!

Sackgasse!

Der Hetman hatte ihm schon einmal geholfen, aber er hatte seit damals, obwohl er es manchmal versucht hatte, keine telepathische Verbindung mehr zu ihm bekommen. Vielleicht gab es ja irgendwelche westeuropäischen Heiligen, die man anrufen konnte.

Wie ihm das einfallen konnte, war Jo schleierhaft.

Er hatte sich zwar confirmieren lassen, nicht aus christlicher Überzeugung, sondern weil das alle in seiner Klasse getan hatten und auch, weil man einen Tag schulfrei bekam und vor allem wegen der vielen Geschenke, war aber, zum Leidwesen seiner Eltern, mit achtzehn aus der Kirche ausgetreten, auch nicht aus einer Überzeugung heraus, sondern weil er es vermeiden wollte, irgendwann Kirchensteuer zahlen zu müssen.

Die Heiligen hatten das sicher alle mitbekommen und waren deshalb wohl auch nicht gut auf ihn zu sprechen. Aber das Denken konnten sie ihm ja nicht verbieten. Nur, so auf die Schnelle fiel ihm nur einer ein: Das war der mit der Gans, dem Pferd und dem Mantel. Wie hieß der noch einmal? Martin, ja der Heilige Martin!

„`dr Martin`! Warum bin ich nicht früher darauf gekommen? Martin ist doch Marylous IT-Leiter vom Finanzamt. Aber ob die beiden mir helfen würden, so korrekt und karrieregestylt wie die sind? Wie nur kann ich so jemanden dazu verleiten, über die riesigen Schatten der Gesetzestreue zu springen?“
Jo war sich eigentlich sicher, dass er das nie schaffen würde. Nie! Doch auf der anderen Seite gab es ja die Redensart: „Man sollte niemals „Nie“ sagen!“, und: „Die Gedanken sind frei, also darf ich zumindest daran denken!“

Dienstag

Jo hatte sich vorgenommen, die noch offenen Fragen zu klären. Zuerst einmal rief er die Stadtverwaltung in Mundringen an und fragte, ob in Mundringen oder in der näheren Umgebung sonntags eine Autowaschanlage geöffnet sei. Die Angestellte, die am Apparat war, äußerte sich sehr verwundert über eine solche Anfrage: „Muss die Polizei jetzt schon sonntags ihre Autos waschen?“

Jo erfuhr aber, dass das eigentlich nicht möglich sei, dass aber einige Autohöfe an der Autobahn über Ausnahmegenehmigungen verfügten. Von Mundringen aus sei der nächste, der eine solche habe, bei Mergenhofen, so ziemlich in der Mitte zwischen den Autobahn-Anschlussstellen Mundringen und Kipfelau. „Vielleicht doch ein Lichtschimmer am Horizont“, dachte Jo und nahm sich vor, so bald wie möglich dorthin zu fahren.

Aber erst wollte er sich noch um die Hotels kümmern, in denen Marshy Marigold, nicht diesmal, aber möglicherweise innerhalb des letzten halben Jahres, abgestiegen war. Die Liste der in Frage kommenden guten Häuser, die er sich gemacht hatte, war nicht sonderlich lang. Sie umfasste gerade einmal fünf Namen. Seine Versuche, telefonisch eine Auskunft zu bekommen, verliefen alle enttäuschend. Zwar konnte er alle erreichen, aber er bekam jedes Mal dieselbe Antwort: „Wir geben telefonisch keine Auskünfte über unsere Gäste.“ Auch mit dem Angebot, dass sie ihn ja im Revier zurückrufen könnten, war nichts zu erreichen. Es würde ihm also nichts anderes übrigbleiben, als alle Hotels nacheinander aufzusuchen.

Vielleicht sollte er aber zunächst doch sein Glück auf dem Autohof versuchen. Je länger er jedoch auch darüber nachdachte, desto mehr schwand seine Zuversicht, dort das zu finden, was er dringend brauchte: handfeste Beweise.

Hetman und der Heilige hatten ihm bei der Überwindung seiner Denkblockaden geholfen, aber nun?

Er erinnerte sich zwar an Geschichten aus seiner Kinderzeit, in denen Menschen ihre Seele an den Teufel verkauften, damit der ihnen eigentlich unerreichbare,

materielle Dinge verschaffte, aber zum einen wusste er nicht, wo der sich momentan aufhielt, und zum anderen schien es da, ebenfalls aus seiner Kinderzeit, eine eingebaute Ampel mit Dauerrot zu geben, die eine Weiterfahrt auf dieser Gedankenstraße verhinderte.

Es war wirklich nur ein „Katzensprung“ bis zum Autohof und seine AMG-Pferdchen hatten sich über die Sporen gefreut, die er ihnen geben konnte, weil die Autobahn frei war. Die Parkplätze waren nur zur Hälfte belegt, und Jo parkte den Wagen hinter dem Gebäudekomplex in der Mitte des Hofes, weil er dort die Waschhalle entdeckt hatte. Er stieg enttäuscht aus, denn wer sollte hier schon etwas gesehen haben, außer vielleicht einem LKW-Fahrer, der aber schon längst wieder irgendwo in Europa unterwegs und damit unauffindbar war. Dann ging er langsam um das Gebäude herum.

Als er den Laden des Autohofs betrat und auf den Mann an der Kasse zuging, hatte er eigentlich seine Hoffnungen schon begraben. Immerhin machte der ein freundliches Gesicht, als Jo fragte, ob er ihm ein paar Auskünfte geben könne. Er schien nichts gegen Polizisten zu haben, denn er antwortete: „Wenn Sie mir sagen, worum es geht, gern.“ Jo erklärte ihm, wonach er suchte: Sonntag vor vier Wochen, nachmittags so gegen vier Uhr, ein altes, weißes Porsche-Cabrio, vielleicht zwei Leute. Der Mann schien kurz nachzudenken, dann sagte er: „Könnte sein, dass Sie Glück haben. Ich hatte nämlich an diesem Tag Dienst, zusammen mit meiner Frau. Aber so genau kann ich mich nicht mehr erinnern. Doch, ich habe so ein altes weißes Cabrio mit schwarzem Dach kurz auf dem Monitor gesehen, als die Waschanlage eingeschaltet wurde und als der Wagen die Halle verließ. Ich muss ja nur kontrollieren, ob jemand aus Dummheit die Halle betritt und ob sonst was passiert. Die Halle ist vollautomatisch und bezahlt wird an einem Automaten daneben.“

Jo konnte sein Glück kaum fassen: „Wie viele Kameras gibt es an der Halle und werden die Bilder aufgezeichnet, vielleicht mit einem Rekorder oder so?“ „Es sind zwei, an der Einfahrt und an der Ausfahrt. Das Bild auf dem Monitor zeigt aber beide Bilder gleichzeitig. Und im Nebenraum steht ein Computer, der hat zwei externe Festplatten und die Aufnahmen müssen noch auf einer sein, weil die immer erst nach vier Wochen voll sind und abwechselnd verwendet werden. Ich kenn mich da aber nicht so aus. Aber die, wo das Licht an ist, die ist seit dieser Woche an. Und auf der anderen könnten noch die Bilder von dem Sonntag sein.“

Es war unglaublich. „Eine Glückssträhne, du hast eine Glückssträhne“, dachte Jo, „mach weiter!“, und dann schaute er dem Mann in die Augen und fragte drängend: „Und sonst, können sie sich an sonst noch etwas erinnern, an irgend etwas danach. Es ist wichtig, bitte!“ Der Mann wich seinem Blick aus, antwortete aber nach kurzem Zögern: „Na ja, meine Frau hat am Abend die Mülleimer vor und hinter

der Halle geleert. Und die waren beinahe leer, weil da ja wenig Autos da waren, und da hat sie zwei Paar Handschuhe gefunden, so Handschuhe aus Leder mit Löchern und so einem Klettverschluss, und dann hat sie gemeint, die wären zu schade zum Wegwerfen, und dann haben wir sie hinten bei uns in die Schublade getan.“ Jo konnte vor Begeisterung kaum an sich halten: „Könnten Sie bitte nachschauen, ob sie die noch haben und sie holen? Und die Festplatte bitte auch. Sie müssen einfach das Kabel herausziehen und das Netzkabel aus der Steckdose ziehen. Ich kann ihnen gern dabei helfen.“ „Da muss ich aber meinen Chef anrufen, sonst krieg ich Schwierigkeiten. Warten Sie.“ Der Chef war zwar nicht begeistert, kam aber, als Jo den Hörer übernommen und ihm erklärt hatte, dass die Platte wichtige Informationen für die Aufklärung eines Verbrechens enthalten würde, zu der Einsicht, dass er sich dagegen nicht wehren konnte.

Bevor er sich verabschiedete, gab Jo dem Mann noch zwanzig Euro aus seiner eigenen Tasche: „Sie haben mir sehr geholfen, vielen Dank“, und schwenkte dabei fröhlich die Plastiktüte, die der ihm für seine „Schätze“ gegeben hatte. Aus seiner Sicht war das, was er ihm gegeben hatte, eigentlich viel zu wenig, vor allem, wenn der Inhalt das hielt, was Jo sich von ihm versprach.

Zurück im Revier konnte es Jo kaum erwarten, bis er die ersten Bilder von der Festplatte auf seinem Bildschirm sehen konnte. Die Aufnahmen waren, wie die Bilder auf dem Monitor, zwar nur in Schwarz-Weiß, aber ziemlich scharf. Sie zeigten die Einfahrt und die Ausfahrt der Waschhalle von schräg oben. Die Automatik des Programms hatte um 10 Uhr am Sonntag eingeschaltet, und so dauerte es eine Weile, für Jo eine Ewigkeit, bis Jo das „Objekt seiner Begierde“ erblickte: „15.37 Uhr, auf der rechten Bildhälfte das Cabrio, es scheint von der Reinigungsinsel mit den Staubsaugern zu kommen, zwei Menschen steigen aus - allerdings konnte Jo ihre Gesichter nicht erkennen, weil sie zwei dieser modernen Schildkappen trugen - Bekleidung: dunkle Blousons und Jeans, sie ziehen die Handschuhe aus, die kleinere Person nimmt sie, verschwindet, kommt wieder zurück, sie ziehen Plastikhandschuhe an, 15.42 Uhr, die größere Person steigt ein und fährt den Wagen auf die Laufschiene, steigt wieder aus und drückt auf einen Knopf, das Cabrio wird in die Waschhalle gezogen, die Personen verschwinden und erscheinen auf der linken Bildhälfte am Ausgang, laufen immer wieder ein paar Schritte hin und her, schauen auf die Ausfahrt, 15.48 Uhr, das Cabrio erscheint, bleibt stehen, die Personen steigen ein und fahren los.“

Jo klickte auf den Rücklauf und, als vor der Halle nichts mehr zu sehen war, die Pause-Taste des Players.

Dann lehnte er sich zurück: Wieder ein Teil seines Puzzles, leider kein Volltreffer, weil die Gesichter nie zu erkennen waren, aber er hatte ja noch die Handschuhe. Und jetzt brauchte er nur noch die Erlaubnis für eine offizielle DNA-Analyse.

Er stand auf, ging zu „Knöllchens“ Tür, öffnete sie und steckte den Kopf durch den Türspalt: „Hartmut, könntest du bitte kommen, ich hab tolles Kino für dich.“

Der sah ihn erstaunt an, stand aber ohne Kommentar auf und folgte Jo zu seinem Schreibtisch. Als er das geteilte Schwarz-Weiß-Bild der Waschhalle sah, brummte er doch: „Tolles Kino? Und wo ist die Äkschen?“ „Warts ab, Hartmut, Film ab!“ erwiderte Jo und klickte auf die Play-Taste: Das Cabrio erschien! Hartmut Knöller sah sofort die Schwachstelle: „Keine Gesichter!“, als ihm Jo aber von den Handschuhen erzählte, erkannte auch er die Möglichkeiten: „Schau, dass du so schnell wie möglich an eine DNA-Analyse kommst. Mit ihr zusammen hätten wir die Möglichkeit, wen auch immer festzunageln.“

Nachdem sein Chef wieder in seinem Büro verschwunden war, nahm Jo das Telefon und wählte die Nummer der Pathologie. Am späten Nachmittag rief ihn Dr. Abato zurück. Dieser meinte nur, Jo solle die Handschuhe sofort vorbeibringen, dann könne er spätestens Freitag mit einem Ergebnis rechnen, und er sei selbst schon jetzt sehr gespannt darauf.

Die Hotels würden auf Jos Besuch warten, morgen war auch noch ein Tag.

Mittwoch

Am Morgen hing grauer, dichter Herbstnebel über Mundringen, und Jo hatte so seine Befürchtungen, dass das ein schlechtes Vorzeichen für seine heutigen Unternehmungen sein könnte, denn der Wetterbericht besagte, dass sich dieser Nebel auch im Verlauf des Tages nicht auflösen würde. Vielleicht würde das ja auch für seinen Fall gelten, wo ja immer noch so vieles im Nebel verborgen lag, auch wenn der gestrige Tag einmal wieder einen Lichtblick gebracht hatte.

Allerdings gab es Hoffnung für das Wochenende, für das der Einzug eines Hochs und Sonne vorausgesagt wurde. Ein Sonnenhoch über der „Prärie“ mit Johanna könnte ihn wenigstens für ein paar Stunden den trüben Morast des Gesellschaftssumpfs vergessen lassen, in dem er jetzt schon über vier Wochen herumwatete

Als Jo vom Revier aus zu seiner „Tour de Hotel“ aufbrach, hoffte er natürlich, dass er das zügig erledigen könnte: rein ins Hotel, an der Rezeption fragen, Ausweis zeigen, Computer durchsuchen lassen, raus aus dem Hotel – ganz einfach. Die Wirklichkeit belehrte ihn eines Besseren.

Die junge Frau an der Rezeption des ersten Hotels zeigte sich zwar hilfsbereit, nachdem sie Jos Ausweis genau angeschaut hatte, erklärte ihm aber sofort, dass sie ohne Erlaubnis des Hoteldirektors keine Auskünfte erteilen dürfe. Der war erst einmal nicht auffindbar, weil im Hotel unterwegs. Deshalb ging sie ihn suchen. Und das dauerte. Als sie ihn gefunden hatte und mit ihm zurückkam, dachte Jo, dass es nun schnell gehen würde. Weit gefehlt. Auch der Direktor sagte, dass er aus

Datenschutzgründen und wegen der Diskretion: „Wir haben nur Gäste aus höheren Gesellschaftsschichten“, natürlich keine Kundendaten herausgeben dürfe. Als Jo ihn dahingehend belehrte, dass er diese Daten herausgeben müsse, vornehme Kunden hin oder her, wurde er störrisch und meinte: „Schicken Sie mir eine offizielle schriftliche Anfrage, dann bekommen Sie die gewünschte Auskunft!“ Jo sah ein, dass er so nicht weiterkommen würde, rief seinen Chef an und übergab dann das Handy. Anscheinend fand dieser die richtigen Worte, denn schon nach wenigen Augenblicken erwiderte der Direktor: „Ja, selbstverständlich werde ich das tun.“

Jo teilte Hartmut Knöllner dann noch mit, dass er, wenn es nicht so gut laufen würde, wahrscheinlich noch vier derartige Anrufe beantworten müsse, aber der lachte nur: „Kein Problem, ich liebe es, diesen kleinen Göttern die deutschen Gesetze zu erklären!“ Der Direktor erteilte nun der Empfangsdame die Anweisung, die Gästedaten zu durchsuchen, und verabschiedete sich gewollt reserviert und kühl. In der Datenbank des Hotels war der Name „Marshy Marigold“ nicht zu finden, auch keine „Dunja Pawlowa“.

Jo sollte übrigens recht behalten, denn auch die drei weiteren Besuche verliefen nach demselben Muster: Rezeption, Direktor, Ablehnung, Anruf, Computersuche, Fehlanzeige.

Der letzte Ort, Scheiblingen, lag unterhalb des Höhenzugs, auf dem sich Schloss Neulenburg befand. Jo war das bei seiner Planung nicht weiter aufgefallen, weil er nur versucht hatte, die einzelnen Hotels auf einer Art Kreisbahn anzuordnen. Auf der Fahrt zu diesem letzten Ziel sah er natürlich das Schloss und redete mit sich selbst: „Jo, warum hast du daran nicht gedacht. Das wäre doch das Naheliegendste gewesen. Und du hättest dir die ganze Mühe sparen können“, korrigierte sich dann aber sofort, „oder auch nicht, denn es hatten sich nirgendwo Anhaltspunkte ergeben, dass der Tote sich schon vorher in der Gegend oder gar im Schloss aufgehalten hatte.“

Am Ortsrand von Scheiblingen war vor zwei Jahren das modernste Wellness-Hotel der ganzen Region gebaut worden, eine Fünf-Sterne-Luxusherberge, gedacht vor allem für shopping-gestresste Damen ohne Geldsorgen, mit einer Kosmetikabteilung, die von einem fest angestellten Arzt geleitet wurde, der die Sorgenfalten der Kundinnen wegen der andauernden Wirtschaftskrise mit Botox behandelte. Diese Informationen hatte Jo von der Webseite des Hotels im Internet. Auch hier erwartete Jo derselbe Hindernislauf. Allerdings war noch eine weitere Station auf dem Weg zum Leiter des Hotels dazwischengeschaltet, das Sekretariat. Jo durfte aber in einem bequemen Sessel in der Lobby warten, umgeben von der Natur exotischer Kübelpflanzen. Es wurde ihm sogar Kaffee angeboten, den er dankend annahm.

Nach einer halben Stunde wurde er von einer gut aussehenden, jungen Dame in schwarzem Hosenanzug in das Allerheiligste, das Büro des Hotelmanagers geführt. Nachdem Jo vor dessen riesigem Schreibtisch Platz genommen hatte und „sein Sprüchlein aufgesagt“ hatte, erwartete ihn noch eine Überraschung. Der Manager weigerte sich nicht nur, sondern wollte sofort den hauseigenen Anwalt konsultieren. Dieser war aber nicht erreichbar, und nur deshalb konnte ihn Jo davon überzeugen, dass vielleicht auch ein Anruf beim Polizeidirektor in Kipfelau zur Klärung beitragen könnte. Der Manager ließ sich darauf ein, war aber über das Ergebnis nicht sehr erfreut. Denn sein: „Na gut, dann werde ich das tun!“, am Ende des Gesprächs war nicht unbedingt von Einsicht geprägt.

Immerhin begann er, ohne Jo noch eines Blickes zu würdigen, am Computer zu arbeiten. Seine Stimme klang auch noch unwirsch, als er sich, die Augen noch auf den Bildschirm gerichtet, an Jo wandte: „Ich habe hier den Besuch einer Marshy Marigold am 2. August, am 30. Juni und am 6. April, jeweils für drei Tage. Ich drucke Ihnen die Daten aus.“ Kurz bevor er das Büro verließ, wandte Jo sich noch einmal um und sagte: „Bitte benachrichtigen sie die Rezeption, dass ich noch ein paar Fragen habe, und geben sie den Damen dort ihre Erlaubnis, dass sie mit mir reden dürfen. Danke!“ Jo wartete seine Antwort nicht ab, sah aber beim Hinausgehen, dass der Manager den Telefonhörer in die Hand nahm.

An der Rezeption zeigte er den drei dort vorhandenen Empfangsdamen zuerst wieder seinen Polizeiausweis, dann ein geschöntes, weil mit einem Bildbearbeitungsprogramm verbessertes Bild von Marshy Marigold und fragte, ob sie sich vielleicht an sie erinnern könnten. Eine nahm das Bild und sah es sich etwas länger an: „Ich glaube, das ist die Dame, die Anfang August mit einem silbernen BMW Z4 mit Frankfurter Kennzeichen bei uns vorgefahren ist. Ich weiß das noch, weil das mein Traumauto ist. Die sprach Englisch und Deutsch, war eigentlich ganz nett. Sie war wohl auf einer Geschäftsreise, denn sie wurde an einem Tag von einem älteren Herrn hier an der Rezeption abgeholt, und da hatte sie ein Alu-Bordcase dabei. Der Mann fuhr eine große schwarze Mercedes-Limousine. Was für eine genau, weiß ich aber nicht. Hilft Ihnen das?“ Jo hätte sie am liebsten umarmt, riss sich aber zusammen: „Das hilft mir sehr, aber können Sie sich auch noch an das Aussehen des Mannes erinnern, oder würden Sie ihn sogar wiedererkennen?“ „Ja, ich glaube schon. Wir sind ja darauf trainiert, das zu tun.“, und sie bewies, dass sie nicht übertrieben hatte: Die Beschreibung war eine Beschreibung Kläwerles, und Jo fühlte sich wie im siebten Polizistenhimmel.

Auch Hartmut Knöllner reagierte entgegen seiner sonstigen Art beinahe euphorisch und sprachlich unkontrolliert, als Jo von seiner Tour zurückkam und ihm die Ergebnisse des Besuchs im Wellness-Hotel mitteilte: : „Jetzt haben wir den Sauhund. Der wird sich noch wundern. Ich benachrichtige den Polizeidirektor,

und dann veranstalten wir ein wunderschönes Verhör. Vielleicht können wir dann mehrere dieser Schmeißfliegen mit einer Klappe erledigen.“ Aber er wurde schnell wieder nüchtern und sachlich: „Ganz so schnell und einfach geht es vielleicht doch nicht. Wir werden erst einmal das Ergebnis der Analysen abwarten, und erst danach werde ich mit dem Polizeidirektor reden. Und der wird wohl dich und den Staatsanwalt zu einem Gespräch einladen. Aber ich bin bei der Beweislage guter Dinge, dass wir den Herrschaften gewaltig auf die Zehen treten können, und vielleicht kommt beim Verhör ja noch mehr schmutzige Wäsche ans Tageslicht.“

Für Jo war sein Fall jetzt nicht mehr, wie es lange ausgesehen hatte, die Aufführung von Samuel Becketts Theaterstück „Warten auf Godot“, sondern die seines „Endspiels“- einem „Spiel für einen Hammer und drei Nägel“, wie es in einer Rezension geheißen hatte. Für die Rollenverteilung der Uraufführung war kein Casting nötig.

Freitag

Jo hatte schon den ganzen Donnerstag und auch heute von Dienstbeginn an wie auf Kohlen gesessen und bei jedem Anruf gehofft, dass Dr. Abato am Apparat sein würde.

Es geschah um 11.11Uhr. Die Uhrzeit konnte sich Jo allein schon deswegen gut merken, weil er, allerdings erst mit Verzögerung, begriff, dass er jedes Jahr daran erinnert werden würde: Es war die Uhrzeit, zu der die Narren die Macht übernahmen!

„Nomen est omen!“

Wie schon gewohnt, meldete sich die Sekretärin: „Herr Krafft, Dr. Abato möchte Sie gern sprechen. Einen Moment bitte, ich stelle Sie durch.“ Jo merkte, wie er innerlich zitterte, als der Arzt sich meldete: „Dr. Abato. Herr Krafft, ich kann Sie vorab beglückwünschen. Bitte kommen Sie vorbei, um sich die Ergebnisse abzuholen. Wenn es bei Ihnen ginge? Ich hätte jetzt gerade Zeit.“ Jo brachte nur ein: „Habe ich, habe ich, Herr Doktor“, heraus und, „ich bin schon auf dem Weg. Und vielen Dank.“ Dann lief er zu „Knöllchens“ Büro, riss die Tür auf und rief: „Hartmut wir haben sie! Ich geh zum Pathologen!“ Und dann rannte er zu seinem Auto, er rannte, obwohl das ja nicht mehr nötig war, aber er wollte den Beweis so schnell wie möglich schriftlich in seinen Händen halten, mit seinen eigenen Augen sehen.

Er setzte das Blaulicht aufs Dach und schaltete es ein, natürlich ebenfalls vollkommen unnötig und dazu noch verboten, und fuhr mit quietschenden Reifen vom Parkplatz, auch irgendwie sinnlos, aber das musste jetzt sein.

Dr. Abato saß ganz ruhig hinter seinem Schreibtisch, als Jo das Büro betrat: „Man soll ja niemandem etwas Böses wünschen, aber so tief in meinem Inneren würde ich mir wünschen, dass eine solche Unterbrechung meiner alltäglichen Routine häufiger vorkommen sollte. Nehmen Sie Platz und beruhigen Sie sich.“ „Spannen Sie mich nicht auf die Folter, Doktor, was genau haben Sie?“, fragte Jo ungeduldig. „Nun, alles, was Sie an Argumenten für eine Unterhaltung mit Ihren bösen Mädchen und Buben brauchen, liegt bereits fertig auf dem Schreibtisch meiner Sekretärin. In einem Paar Handschuhe fand sich die zweite weibliche DNA, die an Ihrer Leiche festgestellt wurde, in dem anderen die noch fehlende männliche. Und jetzt müssen Sie mir nur noch von den anderen beiden Personen einen offiziell genehmigten Abstrich der Mundhöhle besorgen, dann ist alles wasserdicht. Ich habe getan, was ich konnte. Jetzt ist es an Ihnen. So weit mir aber bekannt ist, ist allerdings Folter in der Bundesrepublik streng verboten. Sie müssen sich also für das wohl anstehende Verhör etwas einfallen lassen. Viel Glück dabei, Herr Kommissar und noch einen schönen Tag.“

Als Jo mit den Unterlagen in der Hand über den Parkplatz des Krankenhauses lief, dachte er: „Mein Chef wird wohl, wenn er die Unterlagen auf dem Tisch hat, den Polizeidirektor vor dem Wochenende nicht stören, also wird er ihn erst am Montag anrufen. Der wird sich mit dem Staatsanwalt in Verbindung setzen und, wenn es schnell geht, wird er mich frühestens für Dienstag einladen. Was kann ich bis dahin noch tun?“ Er öffnete, immer noch in Gedanken, die Tür seines Wagens, legte die Unterlagen auf den Beifahrersitz und setzte sich hinters Steuer.

Über den Bäumen am Rand des Parkplatzes war zwischen den immer noch tief hängenden schwarzen Wolken ein großes Stück blauer Himmel zu sehen.

„Johanna, das Wochenende, die „Prärie“, ich sollte sie doch anrufen!“

Johanna war zwar skeptisch, weil ein Stück blauer Himmel ja kein Beweis dafür wäre, dass das Wetter wirklich umschlagen würde, sagte aber dann doch zu: „Gut Jo, wenn die Sonne wirklich scheint, und ich meine nicht nur ein bisschen, dann hol mich am Sonntag um zwei am Marktplatz ab, bis dann.“

Wieder im Revier sagte sein Chef, als er die Unterlagen auf dem Schreibtisch sah und Jo ihm alles erklärt hatte, das, was er erwartet hatte: „Ich werde den Polizeidirektor am Montag anrufen, und dann müssen wir abwarten.“

Jo ging zu seinem Arbeitsplatz zurück. In seinem Kopf kreiste immer noch die Frage: „Was kann ich bis dahin noch tun, das heißt heute Abend, morgen, denn am Sonntag ist ja schönes Wetter?“

Klar war, dass er einige hausmännliche Tätigkeiten zu erledigen hatte und nebenher Musik hören würde. Klar war auch, dass er die Gitarre und damit seine Finger quälen musste. Ebenso klar war, dass er irgendwann abends den Hetman auf den Tisch stellen und sich im Sessel zurücklehnen würde. Und dann würde er vielleicht wieder einmal ein Buch lesen. Oder doch nur fernsehen. Und dann würde der

Hetman ihn anschauen und er den Hetman, und... der Heilige Martin! Den hatte er ja ganz vergessen.

Er konnte sich zwar nicht vorstellen, dass Marylou und Martin sich in ihrer Feierabendzweisamkeit durch ihn stören lassen wollten, aber vielleicht hatten sie heute oder morgen keinen Disco-Besuch geplant, sondern einen gemütlichen Abend mit einem Glas Wein: „Trau dich einfach, Jo, mehr als nein sagen können sie nicht!“ Er nahm sein Handy und überlegte, während er die Nummer suchte, wählte und das Freizeichen ertönte, mit welcher Geschichte er die beiden zu einem Glas Wein einladen könnte.

„Hallo, Jo, was verschafft mir das Vergnügen deines Anrufs, oder hast du dich nur verwählt und wolltest eigentlich mit meiner Mutter sprechen?“ „Nein, Nein, Marylou“, versicherte Jo schnell und merkte, dass er durch den Nachsatz verunsichert war, „ich habe ein großes Problem.“ „Mit meiner Mutter?“, der Unterton schien etwas schnippisch zu sein, aber Jo reagierte nicht darauf, sondern fuhr fort: „Nein, es geht um etwas, bei dem nur du und vielleicht auch der Martin, euer IT-Leiter, mir vielleicht helfen könnten. Es geht um finanztechnische Fragen, um Steuerrecht und –modelle, und ich habe absolut keine Ahnung davon und um eine Transvestiten-Leiche.“ Marylou unterbrach ihn wieder: „Eine Transvestiten-Leiche? Und Steuerfragen? Willst du mich auf den Arm nehmen?“ „Nein, Marylou, sicher nicht, aber ich kann dir das am Telefon nicht so einfach erklären. Es geht auch noch um Drogen und um Schwarzgeld und, und, und, und es handelt sich wirklich um eine ernste Sache, bitte glaub mir einfach. Und da ich sonst niemanden kenne, habe ich gedacht, ich könnte euch zwei heute oder morgen Abend auf ein Glas Wein einladen, euch die Geschichte erzählen, und vielleicht könntet ihr mir etwas erklären.“ „Na gut, ich will dir glauben, aber ich muss zuerst Martin fragen. Ich ruf dich dann gleich zurück.“

Und tatsächlich, Marylous Rückruf kam nur kurze Zeit später: „Jo, ich habe mit Martin gesprochen. Er ist einverstanden und hat Zeit. Treffen wir uns so gegen acht im „Goldenen Ochsen“, aber du bezahlst!“ Der „Goldene Ochse“ war der Treffpunkt der „Oberen Zehntausend“ von Mundringen, dieser Ausdruck war allerdings wirklich nur im übertragenen Sinne zu verwenden, weil die Stadt selbst, ohne ihre Randgemeinden, nur zwölftausend Einwohner hatte. Aber es war der teuerste Gasthof der Stadt, auch der mit den höchsten Preisen auf der Weinkarte. Jo dachte nur kurz an die Schmerzen, die er seinem immer noch überzogenen Konto vielleicht zufügen würde, und willigte ein.

Marylou und Martin waren pünktlich. Es fand sich sogar ein Tisch in einer Nische, an dem nur vier Personen Platz hatten. Für Jo war das beruhigend, denn die Mentalität der gut situierten Bürger Mundringens war schon die, dass sie, wenn sie

allein kamen, sich nach einem freien Tisch umsahen und, wenn es keinen gab, das Lokal wieder verließen.

Er konnte sich also in Ruhe mit den beiden unterhalten.

Marylou hatte kein Mitleid mit Jos Finanzen und bewog auch Martin dazu, nicht auf den Preis, sondern auf die Qualität und einen guten Jahrgang zu achten.

Als der Wein auf dem Tisch stand und sie sich zuprosteten und Marylou sagte:

„Schieß los, Jo!“, legte sich dessen Nervosität. Er hatte sich überlegt, dass, wenn er überhaupt Hilfe von den beiden bekommen konnte, das nur zu dem Preis der Wahrheit möglich sein würde.

Nachdem er sie gebeten hatte, auf jeden Fall Stillschweigen zu bewahren, versuchte er, eine leicht verdauliche Kurzfassung aller Geschehnisse herzustellen und so spannend wie möglich zu erzählen. Es musste ihm gelungen sein, denn die beiden hatten ihm zugehört, ohne ihn auch nur einmal zu unterbrechen.

Als er mit seiner Geschichte fertig war, kam die Frage, auf die er gewartet hatte:

„Und was sollen wir dir nun erklären?“ Jo versuchte erst gar nicht, um den heißen Brei herumzureden: „Ihr seid wie ich zur Verschwiegenheit verpflichtet. Und ich weiß auch, dass ihr nichts tun dürft, was über eure Aufgabenbereiche hinausgeht. Ich habe diesen Fall, und ich könnte ihn mit meinen Fähigkeiten und ein bisschen Glück nächste Woche abschließen. Aber ich bräuchte noch einige Informationen, auf die ich, wenn ich sie auf dem Dienstweg in Erfahrung bringen möchte, Wochen, wenn nicht gar Monate warten müsste. Ich bräuchte Einblick in alle den Finanzämtern vorliegenden Unterlagen von Kläwerle, seinen geschäftlichen Beziehungen und seinem Museum. Und ich muss wissen, ob Kläwerle vielleicht eine größere Erbschaft gemacht hat.“ Marylou starrte ihn ungläubig an: „Ich fasse es nicht! Du erwartest im Ernst von mir, dass ich dir die Unterlagen von den Computern hole. Du weißt, dass mich das den Kopf kosten könnte, aber gottseidank kann ich dir mitteilen, dass es mir, selbst wenn ich es wollte, gar nicht möglich ist, weil ich keinen Zugang dazu habe.“

Martin, der die ganze Zeit, leicht zurückgelehnt, die Szene verfolgt hatte, sagte in die plötzlich entstandene Stille hinein: „Aber mir ist es möglich, Marylou, und ich würde Jo gern helfen. Und es geht, auch ohne dass du irgend etwas damit zu tun hast.“ Er wandte sich in astreinem Schriftdeutsch, allerdings immer noch mit dem rollendem „R“, an Jo: „Ich kann dir das, was du willst, besorgen und sogar ausdrucken. Frag mich aber bitte nicht, wie! Reicht es dir, wenn ich es morgen Nachmittag vorbeibringe?“ Jo dachte: „dr Martin!“, und antwortete gleichzeitig: „Natürlich, ich bin den ganzen Tag zu Hause. Du kannst jederzeit kommen.“

Marylou schaute Martin von der Seite an, sagte aber seltsamerweise zuerst nichts und dann doch, ohne den Kopf zu drehen: „Jo, könntest du bitte noch eine Flasche bestellen?“ Und dann erzählte sie, dass sie und der Martin bald Urlaub hätten und in die Karibik fliegen würden, weil es da im Herbst nicht so heiß sei, und ...

Samstag

Martin brachte Jo am frühen Nachmittag einen dicken Stoß Papier. Jo bedankte sich herzlich für sein Verständnis und seine Hilfe und fragte dann doch noch: „Du bist dir sicher, dass dir nichts passieren kann?“ Martin lachte: „I ben guad, eigentlich sehr guad, ond i woäß, dass mr nix bassiere ka, so lang wie du und d`Marylou nix verzähled.“

Jo beschloss, von diesem Moment an, sein Bild vom Freistaat Bayern und dessen Bewohner zu korrigieren, das vor allem von der Überheblichkeit der Manager von Bayern München, der alkoholdurchtränkten Wiesenseeligkeit grölender Bierzeltbesucher, seinem Wissen über das antiquierte, mittelalterliche Denken bayrischer Bischöfe und Kardinäle und der „Amigo-Kultur“ bayrischer Politiker geprägt war: „d`r Martin“ war einfach nett, und wahrscheinlich gab es da noch mehr nette Menschen. Man musste sie einfach nur kennen lernen.

Und dann machte er sich an das Studium der Papiere.

Martin musste bei der Zusammenstellung der Unterlagen alles mit einbezogen haben, was Jo erzählt hatte, denn die Ausdrucke enthielten wirklich nur das, was Jo interessieren könnte. Allerdings musste ihm jemand bei seinem Weg durch den Datenbankdschungel geholfen haben, denn für das „Gewusst wo!“ waren wohl ausgezeichnete Kenntnisse des Innenlebens der Finanzverwaltung und ihrer Ablagesysteme nötig: Marylou, was für eine Überraschung!

Zu Beginn erlebte er gleich eine Enttäuschung: Kläwerle hatte tatsächlich mehrere Millionen geerbt und von der Erbschaft auch einen großen Teil für den Kauf von Oldtimern, das Grundstück, auf dem die Halle und das Bürogebäude stand, für den Bau der Halle und des Gebäudes selbst und für sein Haus ausgegeben. Übrig geblieben war immer noch knapp über eine Million, die angelegt war und für deren Ertrag er regelmäßig Steuern bezahlte. Jos Vermutung, dass Kläwerle Oldtimer teilweise mit Geldern aus der Schweiz bezahlt hätte, schien also nicht zutreffend. Oder vielleicht doch? Denn aus den Unterlagen ging nur der Kauf von zehn Autos hervor, und der Ferrari beispielsweise war nicht dabei.

Für die Aufklärung darüber sorgten aber die nächsten Seiten, und zugleich brachten sie die erste Überraschung: Das Museum und die Oldtimer waren vor vier Jahren in eine Stiftung eingebracht worden, die „Stiftung Automuseum Mundringen“, beteiligt - bis heute - zu gleichen Teilen, Kläwerle und das Ehepaar zu Hohenstern-Neulenburg, und die hatten ihre Oldtimer-Sammlung in die Stiftung eingebracht. Die Liste dieser Sammlung enthielt neun Wagen, darunter auch den Ferrari. Aber das Porsche Cabrio war nicht dabei.

„Da das Auto aber Teil der Ausstellung ist, kann es nur als Leihgabe dort stehen“, überlegte Jo, „aber auch manchmal irgendwo anders sein, zum Beispiel im Schloss.“

Also, Kläwerle und das Prinzenpaar kennen sich schon lange, das Museum und sein Inhalt gehören, vereinfacht, beiden Parteien, und deshalb ist es nur logisch, dass auch alle einen Schlüssel haben. Warum hat Kläwerle das verschwiegen? Nur, weil er den beiden Fragen ersparen wollte, oder vielleicht doch, weil er mehr weiß?“ Klar war, auf Grund der Unterlagen, dass die Autos mit legalem Geld zu handelsüblichen Preisen gekauft worden waren. Wozu brauchte Kläwerle aber dann ein Konto in der Schweiz, woher stammte das Geld darauf - denn es war anzunehmen, dass es davon noch mehr gab - und wofür waren die 100 00 Euro, die er dort geholt hatte?

Schon wieder Fragen über Fragen!

Weiterlesen, Jo, weiterlesen!

Das Antiquitätengeschäft von Kläwerle lief erst seit ein paar Jahren gut. Genauer gesagt, eigentlich erst seit fünf Jahren. In den Jahren davor schien er vor allem von den Zinsen des Restvermögens und teilweise sogar von dem Vermögen selbst gelebt zu haben.

Seit fünf Jahren allerdings verkaufte er regelmäßig Antiquitäten, die er sehr billig von Privatleuten, auf Flohmärkten, aber auch von anderen Antiquitätenhändlern erstanden hatte, für das Hundert- bis Tausendfache des Einkaufswertes.

Quittungen für den Ankauf, sogar solche von Flohmärkten, sowie für den Verkauf an ungefähr sechzig allererste Adressen der Münchener Schickeria - Schauspieler, Industrielle, Manager und so weiter, des Hamburger Elbadels – vor allem Reeder und Kaufleute, und von Frankfurter Geschäftsleuten, sogar auf deren Geschäfts- oder privatem Briefpapier, waren alle vorhanden.

Diese Papiere, die Jo vorlagen, mussten alle einmal für die Steuer kopiert und vor noch nicht allzu langer Zeit eingescannt worden sein. Marylou musste über ein Wissen verfügen, über das er nur staunen konnte.

Der Gewinn war seitdem so hoch, dass er nicht nur die Ausgaben des Geschäfts deckte, sondern auch zur Aufrechterhaltung seines durchaus aufwendigen Lebensstils reichte. Und alles war ebenfalls ordnungsgemäß versteuert.

In den Unterlagen des Antiquitätenhandels war unter den Angestellten nicht nur der gut bezahlte Geschäftsführer zu finden, der zum Zeitpunkt des Auffindens der Leiche gerade mit seiner Familie in Mallorca war, sondern auch ein älterer Mann, Ende fünfzig, ein Doktor rer.nat., anscheinend ein Arbeitsloser, den Kläwerle als „Mädchen für alles“ eingestellt hatte und dementsprechend nicht gut so bezahlte. Er bekam aber netto doch einiges mehr, als wenn er sich von der Arbeitsagentur nur noch die „von Arbeit befreite Zeit“ hätte bezahlen lassen. Alle Beiträge zu den Sozial- und Krankenversicherungen waren immer pünktlich abgeführt worden.

Warum geht so jemand her und beschäftigt eine schwarz arbeitende Reinigungskraft?

Menschenfreundlichkeit schloss Jo als Motiv aus. Es konnte eigentlich nur die Freude daran sein, dem Staat ein Schnippchen zu schlagen, im Großen und auch im Kleinen.

Jo war es absolut schleierhaft, wie es der Mann von heute auf morgen fertiggebracht hatte, andauernd antiquarische Raritäten zu finden und sich auch noch in kürzester Zeit einen Kundenstamm an solventen „Kunstliebhabern“ aufzubauen, die ihm bis heute auf seinen Verkaufsreisen alles abnahmen, was er mit sich führte.

Er schaute noch einmal alle diese Adressen durch: Adel von niedrig bis hoch, unbekannte und bekannte Schauspieler und Schauspielerinnen, meist weibliche Models, Manager, häufig mit Dokortitel, bekannte Firmen, eigentlich alle aus dem „Who is Who“ der großen Städte, nur eine seltsame Ausnahme: Der einzige Name, der aus der Reihe fiel, war Isuf Kradniqui, Import-Export, Adresse Frankfurt, Taunusstraße. „Isuf, das war doch ein im Kosovo häufig vorkommender Männername, sogar der Wirt der Kneipe, in der er mit Valerij häufig den Abend verbrachte, hieß so. Ein Kosovare oder Albaner, der Antiquitäten sammelt? Warum nicht?“, dachte Jo und las weiter.

Die letzten Seiten beschäftigten sich mit Kläwerles Frau: Auch sie stammte aus einem wohlhabenden Elternhaus, war Hausfrau mit ansehnlichem Aktienbesitz, hatte ein eigenes Konto, das so ab und zu von ihrem Mann aufgefüllt wurde, und versteuerte ebenso brav die Gewinne aus den Kapitalanlagen.

Mehr war nicht zu finden. Immerhin würde Jos Wissen um die Beziehungen zu den Hoheiten Kläwerle während eines Verhörs in Erklärungsnot bringen.

Jo fühlte sich ziemlich müde, als er die letzten Seiten wieder auf den Stapel auf seinem Tisch zurücklegte. Er schaute auf die Uhr: „Schon elf? Zeit, ins Bett zu gehen!“, dachte er und schaute noch aus dem Fenster: „Sternenklarer Himmel, das wird morgen ein schöner Tag.“

Sonntag

Der Wettermensch im Fernsehen hatte Recht gehabt: ein Bilderbuchtag, strahlend blauer Himmel und Sonne. Wer auch immer die Wolken weggeschoben hatte, Jo war ihm dankbar dafür.

Johanna war genauso überpünktlich wie Jo, denn als er kurz vor zwei auf den Marktplatz fuhr, stand sie schon da, die Hände aufgestützt auf den senkrecht gestellten Gitarrenkoffer.

„Und, was soll ich dem Navi erzählen, einfach „Prärie“ eingeben oder vielleicht „Wilder Westen“?“, fragte Jo lachend, als sie neben ihm saß. „Keine Elektronik, einfach live, Jo, fahr Richtung Kipfelau! Ich sag dir dann schon, wann du in die Prärie abbiegen musst.“

Nach ein paar Kilometern erklärte ihm Johanna, dass er jetzt links abbiegen solle. Und dann fuhren sie noch eine Zeitlang auf einer holprigen, schmalen Landstraße und durch Dörfer, die Jo zwar dem Namen nach kannte, die er aber noch nie gesehen hatte, weil dort die Welt noch in Ordnung war und deren Bewohner noch nicht einmal die geringste, polizeilich registrierte Ordnungswidrigkeit begangen hatten, zumindest nicht in einem Zeitraum, an den sich Jo erinnern konnte, seitdem er in Mundringen war.

Nach einem solchen Dorf musste Jo auf einen landwirtschaftlichen Fahrweg abbiegen, der in ein Waldstück führte. Kurz davor endete die Asphaltierung, und es begann ein mit tiefen Spurrillen versehener Waldweg, der ziemlich steil nach oben führte. „Du willst wohl mein Auto testen? Du wirst sehen, kein Problem. Aber wer wäscht es anschließend?“, fragte Jo, während sie langsam aufwärts fuhren und dabei gründlich durchgeschüttelt wurden. „Selbst ist der Mann! Küche und Wäsche aller Art sind schon lange nicht mehr nur Frauensache. Und bügeln muss man den ja auch nicht“, erwiderte Johanna lachend.

Als es oben flacher wurde, kam eine kleine Kurve, und dann musste Jo vor einer Schranke halten. Daneben stand ein rundes Schild, weiß mit rotem Rand, und darunter die Erklärung: „Privatbesitz. Keine Durchfahrt.“ Jo sah Johanna fragend an: „Und nun? Vollgas und durch wie im Kino oder aussteigen und laufen?“ Johanna lächelte nur, stieg aus, ging zur Schranke und öffnete sie. Dann, als sie sich wieder neben ihn setzte, sagte sie: „Weiterfahren!“ „Jawohl, und wer bezahlt den Strafzettel?“ „Es wird keinen geben. Das ist Staatswald, und ich kenne den Förster, weil er Saxophon spielt. Falls das aber für dich zu wenig Action ist, kann ich gern wieder aussteigen, die Schranke wieder zumachen, und du kannst dann den Vollgas-Stunt ausprobieren. Allerdings würde dich das wirklich einiges kosten! Fahr schon!“

Nach ein paar Hundert Metern öffnete sich der Weg zu einer weiten, mit Gras bewachsenen Lichtung, an deren Rand ein richtiges Blockhaus stand und Johanna wies ihn an: „Du kannst bis dahin fahren und deinen Wagen direkt hinter die Hütte stellen.“

Sie stiegen aus, nahmen die Gitarrenkoffer und Johanna ging voraus, um die Hütte herum. Vor der Hütte, im hellen Sonnenlicht, standen eine breite Bank und ein großer Tisch, beide roh gezimmert. „Nimm Platz, Jo, wie du siehst, hast du die Prärie vor dir und musst dir nur noch die Büffel dazudenken.“

Sehr viel Zeit dafür ließ ihm Johanna aber nicht, denn sie forderte ihn auch auf, die Gitarre aus dem Koffer zu nehmen: „Dann wollen wir mal hören, ob du Fortschritte gemacht hast. Dieser Platz hat den Vorteil, dass du, Wildschweine, Hasen und scheue Rehe ausgenommen, niemanden erschrecken kannst. Obwohl, sollte sich ein Wildschwein gestört fühlen und auf dich zurennen, würde ich dir raten, sofort in den Wagen zu flüchten. Ich hoffe, er ist offen.“

Johanna schien mit seinen Fortschritten zufrieden zu sein, denn sie lobte ihn: „Wenn du so weiter machst, wirst du bald selbst merken, dass alle Saiten einer Gitarre zusammen klingen können und nicht nur die, die gerade nicht von deinen Fingern belästigt werden.“

Als Jo seine Gitarre wieder verstaut hatte, saßen sie eine Weile nur stumm nebeneinander auf der Bank, und Jo genoss die Ruhe und schaute sich um. An beiden Enden der Hütte hingen unter dem Dach große Spinnweben, durchsetzt mit glitzernden Tautropfen. Über der Wiese flogen ein paar Libellen, und die schon leicht gefärbten Blätter des Mischwalds glänzten in der Sonne. „Wirklich ein idyllischer Platz“, dachte Jo.

Da Johanna immer noch keine Anstalten machte, ihren Gitarrenkoffer zu öffnen, fasste sich Jo ein Herz: „Du weißt doch, worauf ich warte. Also spann mich nicht auf die Folter. Worum geht es heute in deiner Folk-Geschichtsstunde?“

Johanna schien noch einen Augenblick zu überlegen: „Gar nicht so einfach, Jo. Mir gehen gerade so viele Gedanken durch den Kopf. Zuerst einmal, wie so oft, Marylou. Ein Kind muss seinen eigenen Weg finden und ihn dann gehen. Aber ich wünsche mir einfach, dass sie irgendwann versteht, dass ich meinen Weg gefunden habe und dass der anders aussieht, als der, den sie eingeschlagen hat. Meiner lässt sich einfach beschreiben. Kris Kristoffersen hat ein Lied über das Ende einer Liebesbeziehung geschrieben, dessen Refrain für mich das Fazit meiner Jagd nach dem Leben beinhaltet.“

Johanna nahm ihre Gitarre und sang:

„Freedom`s just another word for nothing`s left to loose.

Nothing ain`t worth nothing, but it`s free.

Feeling good was easy Lord, when Bobby sang the blues,

feeling good was good enough for me,

good enough for me and my Bobby McGee.

Ich liebe Musik, und ich brauche außer meiner Gitarre eigentlich nichts, vor allem brauche ich nicht andauernd etwas Neues, keine neue Einrichtung, keine neuen Klamotten, nicht den neuesten Fernseher. Ich bin damit zufrieden, dass ich genügend Geld habe, um einigermaßen angenehm leben zu können. Marylou ist einfach anders.“

„Ist sie nicht, Johanna“, unterbrach sie Jo, „ist sie nicht. Sie ist einfach so wie viele in ihrem Alter, versucht sich anzupassen, etwas zu sein, was ihr Anerkennung in ihrer Altersgruppe einbringt, auch die Anerkennung in ihrer Berufswelt. Du weißt doch auch, dass heute mehr Wert auf Äußerlichkeiten, auf die Fassade, gelegt wird, als jemals zuvor. Innen drin ist sie ganz anders, sicher mehr so, wie du dir das wünschst, und doch anders, weil sie nicht du ist. Ich habe mich vorgestern mit ihr und Martin getroffen, über den ich mir auch keine vorurteilsfreie Meinung gebildet hatte, und ich musste einsehen, dass ich beide völlig falsch eingeschätzt hatte.“

Und dann erzählte Jo der staunenden Johanna von der teuren Einladung, der großartigen Leistung der beiden und dem Risiko, das sie dabei eingegangen waren, um ihm zu helfen. Ihrem Gesicht konnte er ansehen, dass sie zuerst nur erstaunt war, sich aber dann richtig freute.

„Jo, ich habe eigentlich gedacht, dass ich mir im Lauf der Jahre eine gute Menschenkenntnis erworben habe, aber anscheinend hilft sie mir bei der Betrachtung meiner Tochter und ihres Umfeldes nicht ganz so gut. Es scheint so, als hätte ich da noch etwas nachzuholen. Ich habe ganz sicher keine extremen Muttergefühle, hatte sie nie. Aber ich mag meine Tochter. Und das wird auch immer so bleiben.

Es gibt übrigens noch ein Lied, das ich gern singe, wenn ich an sie denke, „Wild World“ von Cat Stevens, eigentlich auch ein Lied über eine verloren gegangene Liebe, aber es passt trotzdem:

Now that I've lost everything to you,
You say you wanna start something new
And it's breaking my heart you're leaving, baby I'm grieving.
But, if you wanna leave take good care,
Hope you have a lot of nice things to wear,
But then a lot of nice things turn bad out there.
Oh, baby, baby it's a wild world.
It's hard to get by just upon a smile, girl.
Oh, baby, baby it's a wild world.
I'll always remember you like a child, girl.”

Sie machte eine kurze Pause, stellte die Gitarre vor sich auf den Boden, stützte sich auf den Gitarrenhals, beugte sich leicht nach vorne und hob den Kopf. Für Jo sah es so aus, als ob sie über die Wipfel der Bäume in die Ferne schauen würde.

Dann drehte sie sich zu ihm um: „Ich weiß übrigens wirklich nicht, wer ihr Vater ist. Ich weiß aber sicher, dass sie am 25. oder 26. Mai 1985 entstanden ist. An diesen Tagen war ich beim ersten „Rock am Ring“ Festival mit U2, Saga, Joe Cocker, Gianna Nannini, Chris de Burgh, Marius Müller-Westernhagen, The Alarm, Rick Springfield, REO Speedwagon. An alle Namen kann ich mich nicht mehr erinnern, aber das kannst du ja im Internet nachlesen, wenn es dich interessiert.

Ich kannte einige der Roadies, die mit dem Bühnenaufbau zu tun hatten, und ein paar Ton- und Lichttechniker. Darunter waren wirklich gut aussehende und nette Jungs. Von denen bekam ich einen Backstage-Pass. Es war der absolute Wahnsinn. Ich konnte damit überall hin und war ganz nah an all diesen Musikgrößen dran. Nicht so nah, wie du jetzt vielleicht meinst, sondern einfach auf und hinter der Bühne.

Dort gab es auch kistenweise Whisky und jede Menge zu rauchen, auch härteren Stoff, aber der hat mich nie interessiert, weil ich in meinem Alltag genug mit der abstoßenden Wirklichkeit des Lebens der Junkies zu tun hatte.

Wirklich hautnah dran war ich an zwei dieser gut aussehenden Jungs vom Techniker-Team.

Nüchtern, in jeder Beziehung, wurde ich erst wieder, als ich am übernächsten Tag in meiner Wohnung aufwachte und beim Zähneputzen feststellte, dass ich drei Tage lang vergessen hatte, die Pille zu nehmen. Und ganz nüchtern, als ich noch später feststellte, dass ich schwanger war.

Ich habe diese Jungs später noch ein paarmal bei ihrer Arbeit besucht und festgestellt, dass sie zwar nett waren, dass ich aber mit keinem von ihnen ein Kind aufziehen wollte. Deshalb habe ich auch nie versucht herauszubekommen, wer nun wirklich der Vater von Marylou ist.

So, jetzt weißt du mehr als die meisten, die mich kennen, und auch mehr als Marylou. Und ich reiße dir den Kopf ab, wenn ich merken sollte, dass ich mich in dir geirrt habe.“

Jo wusste nicht, was er sagen sollte, eigentlich hatte er sogar Angst davor, überhaupt etwas zu sagen. Er saß einfach nur da - und dann fiel ihm doch etwas ein: „Bedeutet das, dass du mir vertraust, einfach so?“ Johanna sah ihn lange an, bevor sie antwortete: „Könnte man so sagen, Jo, aber bilde dir nicht zu viel darauf ein!“ Ihm fiel ein, dass sie den letzten Teil des Satzes schon einmal gesagt hatte, als sie das Herz und ihre Anfangsbuchstaben in den alten Baum geritzt hatten. Das zu betonen schien ihr also wichtig zu sein. „Warum nur? Was wollte sie damit ausdrücken?“

Johanna wechselte nahtlos das Thema: „Wenn wir schon beim Thema Lebenserfahrung sind: Mein absolutes Lieblingslied ist „Both sides now“ von Joni Mitchell. Ich staune heute noch darüber, wie jemand es im Alter von 23 Jahren fertig bringen konnte, die wichtigsten Gefühle eines Lebens mit all den Höhen und Tiefen in drei Strophen und drei Refrains zusammenzureimen.

Auch den Text solltest du einmal in aller Ruhe lesen:

Bows and flows of angel hair
and ice cream castles in the air
and feather canyons everywhere,
I've looked at clouds that way.
But now they only block the sun,
they rain and snow on everyone.
So many things I would have done,
but clouds got in my way.
I've looked at clouds from both sides now,
from up and down, and still somehow

it's cloud illusions I recall.

I really don't know clouds at all.

Allein schon die Wolkenbilder, Engelshaar, Eiskremschlösser und Täler, gefüllt mit weißen Flaumfedern, sind einfach schön. Ich habe, wenn ich mir die Wolken angeschaut habe, immer nur nach Tierfiguren gesucht, nach Fischen, Vögeln oder Drachen.

Moons and Junes and ferris wheels,

the dizzy dancing way you feel

as every fairy tale comes real;

I've looked at love that way.

But now it's just another show.

You leave 'em laughing when you go

and if you care, don't let them know,

don't give yourself away.

I've looked at love from both sides now,

from give and take, and still somehow

it's love's illusions I recall.

I really don't know love at all.

„Love makes the world go round“ ist ein Song von Bob Merrill aus dem Musical „Carnival“, und das ist tatsächlich das, was sie tut, die Liebe. Allerdings ist sie auch, was Joan Baez beschrieben hat, „Just a four letter word“. Im richtigen Leben ist sie ein Schwebestand zwischen Himmel und Hölle, bei dem jeder Mensch Schwierigkeiten hat, mit beiden Füßen auf dem Boden zu bleiben. Und doch ist sie in Wirklichkeit nur eine schöne Illusion, der wir uns gern hingeben, auch oder vor allem deshalb, weil in diesem Zustand Wissen und Erfahrung gegenstandslos werden können. Das Problem dabei beschreibt Bob Dylan in dem Lied „Don't think twice“: „I gave her my heart, but she wanted my soul!“. Für die Liebe gilt also, was für alle großen Gefühle gilt: „Don't give yourself away!“ Es gab einmal einen Film mit dem Titel „Angst essen Seele auf“, das kann man auch übertragen: „Liebe essen Seele auf“, und genau das darf eigentlich niemandem passieren.

Tears and fears and feeling proud

to say: "I love you" right out loud,

dreams and schemes and circus crowds,

I've looked at life that way.

But now old friends are acting strange,

they shake their heads, they say I've changed.

Something's lost, but something's gained

in living every day.

I've looked at life from both sides now,

from win and lose, and still somehow

it's life's illusions I recall.

I really don't know life at all.

Im krassen Gegensatz zu den Bildern stehen die immer wiederkehrenden Zeilen im Refrain, die beinhalten, dass sie über viele Erfahrungen verfügt, Ying und Yang, die dunklen wie die hellen, aber auch erkennt, dass sie zwar alles weiß und doch nichts! Das steht schon bei Platon für die Entwicklung der eigenen Erkenntnis, von der Entlarvung des Scheinwissens über das bewusste Nichtwissen hin zur Weisheit als Wissen um das Gute. Du siehst, auch von 23jährigen kann man lernen.

Anderes Thema. Du weißt, dass ich es hasse, wenn jemand Musik mit Scheuklappen betrachtet. Mich interessiert nur, ob mir etwas gefällt oder nicht. Das gilt übrigens für alle Bereiche dessen, was man heute unter „Kulturbetrieb“ zusammenfasst - komisches Wort, müsste wahrscheinlich eher „Kulturindustrie“ heißen, aber das traut sich wohl keiner.

Wenn mir etwas gefällt, frage ich auch nicht danach, in welche Schublade die Werbebranche, ein Radiosprecher oder ein Musikkritiker das eingeordnet hat. Wenn Pop gut ist, wenn die Melodie und der Text gut sind, mag und singe ich auch Pop. Ein Beispiel dafür sind die „4 Non Blondes“ und der Song „What`s up“. Heute fragen die Jugendlichen ja: „Was geht?“, und meinen damit: „Was ist los? Was machen wir? Wohin gehen wir? und so weiter.“ Zwei Wörter für alle diese Fragen, eigentlich genial.

Die Melodie von „What`s up“ ist wieder einer dieser unvergänglichen Ohrwürmer, und die Zahl am Anfang des Textes kannst du beliebig austauschen, von 15 bis 100 macht alles Sinn, der Inhalt ändert sich nicht. Ich singe es einfach mit deinem Alter und du wirst sehen, dass ich recht habe:

Thirtyfive years of my life and still

I`m trying to get up that big big hill
of hope for a destination.

I realized quickly ,when I knew I should,
that the world was made up of this brotherhood
of men, for whatever that means.

And so I cry sometimes,when I`m lyin` in bed,
to get it all out,what`s in my head
then I start feeling a little peculiar.

And so I wake in the morning and I step outside,
I take a deep breath and I get real high,
and I scream from the top of my lungs:

”What`s going on!”

And I say: Hey, hey, hey, hey, hey hey, hey,
and I said: Hey, what`s goin` on

And I say: Hey, hey, hey, hey, hey hey, hey,

I said: Hey what`s goin` on.

Habe ich recht? Oder bist du schon auf dem Gipfel deines Lebens angekommen und hast den großen Weitblick? Möchtest du nicht auch manchmal schreien: „Was ist hier eigentlich los?“ Denk nur an deinen Fall!“ Johanna schien keine Antwort zu erwarten, und Jo hatte auch keine.

„Eigentlich glaube ich, dass du so bist, wie es Jim Croce, meiner Meinung nach einer der besten Folk-Dichter und Gitarristen, mit 30 viel zu früh gestorben und vielleicht auch deswegen eine Legende, in „I`ve got a name“ beschrieben hat:

Like the fool I am and will always be,

I got a dream, I got a dream.

They can change their minds, but they can't change me,

I got a dream, I got a dream.

I know I could share it, if you want it to,

if you're goin my way, I'll go with you.

Movin' me down the highway,

rollin' me down the highway,

movin' ahead so life won't pass me by.

Er hat auch ein wunderschönes Liebeslied für seine Frau geschrieben, in dem er von den Problemen erzählt, die er hat, wenn er ihr mitteilen will, wie sehr er sie mag, und glaubt, dass es immer die falschen Wörter sind:

„Ev`ry time I tried to tell you,

the words just came out wrong,

so I have to say: „I love you.“, in a song.

Im Internet kannst du ein Video finden, das ihn mit seiner Frau und seiner kleinen Tochter beim Spielen in seinem Garten zeigt, unterlegt mit dem Lied „Time in a bottle“:

If I could save time in a bottle,
the first thing, that I'd like to do,

is to save every day 'til eternity passes away
just to spend them with you.

If I could make days last forever,
if words could make wishes come true,

I'd save every day like a treasure and then
again I would spend them with you.

If I had a box just for wishes
and dreams, that had never come true.

The box would be empty except for the memory of
how they were answered by you.

Im Nachhinein könnte man sagen, dass er geahnt hatte, dass er nicht so viel Zeit im
Diesseits haben würde:

But there never seems to be enough time
to do the things you want to do, once you find them.
I've looked around enough to know,
that you're the one I want to go through time with.

Weg von den großen Gefühlen zurück zur Gesellschaft. Was „Paul Simon“, der
musikalische Kopf von „Simon and Garfunkel“, über die ihre Entwicklung in
„Sounds of Silence“ geschrieben hat, war zu der Zeit nur in Ansätzen zu sehen. Was
heute gilt, musst du schon selbst entscheiden:

And the people bowed and prayed
to the neon gods they made.
And the sign flashed out its warning,
in the words that it was forming,
it said: "The words of the prophets
are written on the subway walls
and tenement halls.
And whispered in the sounds of silence.

Für die heutige Arbeitswelt gilt wohl, was „Donovan“, neben Dylan einer der Folk-
Stars der Zeit, in seinem „Gold-Watch-Blues“ singt: „... and if you're going to die,
please do it during tea ...“ Stirb nicht während der Arbeitszeit, sondern in deiner
Pause! Besser noch im Urlaub!

Das Problem kennen viele Jugendliche in Europa gar nicht. In Spanien haben 50
Prozent aller jungen Menschen unter 25 Jahren keine Arbeit, und in vielen Ländern
Europas sieht es ähnlich aus, von der Dritten Welt will ich gar nicht reden.

Ich finde, dass „Amy MacDonald“ die Verlorenheit eines Teils der jungen
Generation in „This is the life“ sehr gut beschreibt:

Oh the wind whistles down
the cold dark street tonight,
and the people they were dancing
to the music vibe.
And the boys chase the girls with the curls in their hair,
while the shy tormented youth sit way over there
and the songs they get louder each one better than before.
So you're heading down the road in your taxi for four,
and you're waiting outside Jimmys front door,

but nobody's in and nobody's home till four.
So you're sitting there with nothing to do,
talking about Robert Riger and his Motley Crew,
and where you gonna go, where you gonna sleep tonight?
And you're singing the song, thinking this is the life,
and you wake up in the morning, and your head feels twice the size.
Where you gonna go, where you gonna go, where you gonna sleep tonight?
Where you gonna sleep tonight?

Jo, ich finde, dass in diesem Staat, aber auch in den anderen reichen Ländern um uns herum, etwas faul ist, vielleicht sogar oberfaul. Welche Aussichten hat die Mehrheit der jungen Leute? Ich rede nicht von denen, die mit dem goldenen Löffel im Hintern geboren wurden, von denen schon Brecht sagte: „Deine Berater werden sich um dich kümmern und dir wird es an nichts fehlen“, oder so ähnlich. Ich meine alle, die trotz guter Bildung und Ausbildung, aber ohne Aussicht auf ein Erbe, das ihnen eine Versorgung bis an ihr Lebensende garantiert, keine Sicherheit haben, noch nicht einmal für ein paar Jahre. Sie wissen nicht, was in zehn Jahren sein wird, wo sie sein werden und ob sie überhaupt noch ihren Lebensunterhalt bestreiten können. Und man speist sie mit der gebetsmühlenartig immer wiederholten Formel ab, die da heißt: Sei flexibel in allem, Ort, Zeit, in deiner Vorstellung vom Leben, und lerne, wenn es sein muss, immer etwas anderes dazu, dann wirst du eine Zukunft haben. Was Politiker und Wirtschaftsbosse nicht gern erwähnen, ist, dass sie keinen Plan dafür haben!

Zu viel Pessimismus? Halbes Glas ist nicht halbvoll, sondern immer nur halbleer?
Nein, notwendiger Realismus!

Wie wäre es zum Ausgleich mit ein bisschen weich spülender, globaler, christlicher Weisheit aus den Sechzigern?

To everything, turn, turn, turn,
there is a season, turn, turn, turn,
and a time to every purpose under heaven.

A time to be born, a time to die,
a time to plant, a time to reap,
a time to kill, a time to heal,
a time to laugh, a time to weep.

Die „Puhdys“ aus Ossiland haben eine Strophe von „Wenn ein Mensch lebt“ von den „Birds“ geklaut. Der Originaltext von „Turn, turn, turn“ ist aber viel schöner, obwohl, der ist eigentlich von Pete Seeger. Und der hat ihn aus dem Alten Testament, aus der Bibel.

Und dann hätte ich da noch etwas, auch mit einer schönen Melodie und einem Text, der eher kitschig klingt, es aber eigentlich nicht wirklich ist: Bilder aus der

Kinderzeit, das Märchen vom Schatz unter dem Regenbogen, das Märchen von der wahren Freundschaft, naiv, aber schön.

Es war der Welthit eines Trompeters und Sängers mit einer kratzigen Stimme, den heute kaum jemand mehr kennt: Louis Armstrong, wurde aber geschrieben von George David Weiss:

The colours of the rainbow, so pretty in the sky,
are also on the faces of people goin' by.
I see friends shakin' hands, sayin', "How do you do?"
They`re really saying: "I love you."
I hear babies cry, and I watch 'em grow.
They'll learn much more, than I'll ever know.
And I think to myself, what a wonderful world.

Und nun noch das ultimative Lied für diesen schönen Tag, auch wenn der Sommer vorbei ist, mein Lieblingslied überhaupt, Oldie but Goodie von George Gershwin, weg von der Politik, dem Alltag und vom Stress:

Summertime, and the livin` is easy.
Fish are jumpin` and the cotton is high.
Your daddy`s rich and your mamma`s good-looking.
So hush little baby, don`t you cry.
One of these mornin`s, you`re gonna rise up singin`.
Then you`ll spread your wings and you`ll take to the sky.
But `till that mornin`, there ain`t nothin` to harm you.
So hush little baby, don`t you cry.”

Nachdem sie aufgehört hatte zu singen, schaute sie zum Himmel:

„Ich würde sagen, wir bleiben jetzt einfach noch ein bisschen hier sitzen und schauen der Sonne zu, wie sie die letzten Strahlen durch die Bäume schickt. Das klingt so richtig schön kitschig, Jo, man kann es aber nicht besser ausdrücken. Und dann machen wir uns auf den Heimweg.“

Jo sagte nichts, wusste auch nicht, was er sagen sollte, und dachte nur: „Eigentlich müsste ich jetzt die richtigen Worte finden, aber vielleicht geht es mir wie Jim Croce: „Ev`ry time I tried to tell you, the words just came out wrong!“, die Zeilen hatte er behalten, und dann sagte er nur: „Gut, es wird auch schon langsam kühl und feucht.“

Wieder zu Hause, nach dem Genuss von schneller Küche aus der Mikrowelle, unterhielt sich Jo zuerst ausgiebig mit dem Hetman, so von Mann zu Mann, über seine Probleme, Johanna gegenüber die richtigen Wörter zu finden. Später am Abend stellte er ihm dann noch den Heiligen Martin vor. Während der

Unterhaltung zu dritt vergaß er auch nicht, sich bei diesem für seine Fürsprache bei seinem irdischen Namensvetter zu bedanken.

Montag

Der Tag begann, wie erwartet, ruhig. Hartmut Knöllner rief den Polizeidirektor an und berichtete Jo danach, dass am Dienstag Vormittag eine Besprechung mit ihm und dem Staatsanwalt in der Direktion in Kipfelau stattfinden solle.

Jo überlegte sich, während er Routinearbeit am Schreibtisch erledigte, was er alles mitnehmen müsste und wie er den Fall am besten darstellen könnte.

Die Indizienkette für das Verhör der Hoheiten zum Beispiel war schlüssig, aber es wäre vielleicht noch eindrucksvoller, könnte er direkt beweisen, dass diese an dem fraglichen Wochenende mit dem Porsche unterwegs gewesen waren. Kläwerle hatte sicher Benzinkanister, mit denen man den Tank eines Oldtimers befüllen konnte, um ihn zu bewegen. Aber was wäre, wenn der Porsche zu Vergnügungsfahrten „entführt“ worden wäre? Dann hätte man vielleicht tanken müssen. Auf Schloss Neulenburg gab es keine Tankstelle. Also wurden die Wagen der Hoheiten, die ja eher zu den Spritschluckern gezählt werden durften, irgendwo in der Umgebung betankt, wahrscheinlich vom Butler oder irgendeinem Hausangestellten.

Man könnte annehmen, dass das vielleicht bei irgendeiner Tankstelle in der Nähe des Schlosses auf Rechnung geschehen könnte. „Warum habe ich daran bis jetzt auch noch nicht gedacht?“, fragte sich Jo und griff nach den „Gelben Seiten“ auf seinem Schreibtisch.

Die dem Schloss am nächsten liegende Tankstelle befand sich in Trautingen, knapp zwei Kilometer entfernt. Jo rief an und verlangte den Pächter. Der bestätigte Jos Vermutung. Ja, der Butler würde immer zum Tanken kommen. Der Prinz oder die Prinzessin kämen nur, wenn sie einen Oldtimer betanken müssten. Jo hakte nach: „Können Sie sich noch daran erinnern, wann das das letzte Mal der Fall war?“ Die Antwort kam schnell: „So vor ungefähr vier oder fünf Wochen. Da war die Prinzessin mit einem weißen Porsche Cabrio da.“ „Können Sie mir den genauen Tag sagen?“ „Da müsste ich erst im Computer nachschauen. Wenn Sie vorbeikommen könnten, kann ich das für Sie auch ausdrucken. Obwohl, ich weiß nicht, ob das den Hoheiten recht ist oder ob ich das überhaupt darf, wegen dem Datenschutz oder so.“

Jo konnte das Wort „Datenschutz“ nicht mehr hören, riss sich aber zusammen und sagte dem Mann freundlich, dass er in spätestens einer Stunde bei ihm sein würde und dass er das dürfe, weil die Polizei das dürfe.

Nachdem er sich den Ausdruck geholt hatte, markierte er den Tag. Es war der Samstag Vormittag vor der Leichen-Show im Museum. Das und die Tatsache, dass zuletzt am Montag davor getankt worden war und er die, zwar ungenaue, aber doch

brauchbare Aussage des Tankwarts hatte, ergab noch ein Puzzleteilchen, das er in der Besprechung am Dienstag brauchen konnte.

Am Abend, er hatte Unterlagen mit sich nach Hause genommen, legte er sich einen Plan für die Unterredung mit dem Direktor und den Staatsanwalt zurecht.

Und dann beschäftigte er sich noch einmal mit seinem illegal erworbenen Wissen, auch mit der Frage, ob er den Staatsanwalt im Beisein des Polizeidirektors fragen sollte, ob denn die „Papiertaschentücher-Erkenntnisse“ vielleicht doch, mindestens beim Verhör, verwendet werden könnten oder ob er versuchen sollte, ihn irgendwo allein zu erwischen.

Blieb noch das, was er sich in den Ausdrucken, die ihm Martin vorbeigebracht hatte, angestrichen hatte: die Stiftung und die Autos, das konnte er nicht erwähnen, weil er das nicht wissen durfte; die Kundenliste von Kläwerle, auch die war nicht verwertbar.

Seine Gedanken blieben bei der Kundenliste hängen: „Dieser Albaner oder was auch immer, Frankfurt, Taunusstraße. Irgendwoher kenne ich den Namen dieser Straße, obwohl ich nie in Frankfurt war. Keine Ahnung! Wozu gibt's das Internet?“

Jo machte große Augen, als er unter den meist unverfänglichen Ergebnissen plötzlich die Straße fand: „Taunusstraße, Bordelloguide.com“ – da gab es ein Bordell. Die Straße lag im Frankfurter Rotlichtviertel. Nicht unbedingt eine angesagte Gegend für den Verkauf von Antiquitäten zu überhöhten Preisen. Ein Zeitungsartikel: „Appartements vor allem in den Händen von Männern aus den ex-jugoslawischen Ländern.“

Prostitution und Drogen. „Vielleicht hatte Kläwerle vor fünf Jahren nach Abwechslung gesucht. Und dann dort jemanden gefunden, der Antiquitäten kauft?“

In Jos Kopf drehte sich alles: „Was hatte Valerij erzählt? „Undercover Hilfe für die Polizei des Kosovo, Heroin aus Afghanistan, Enttarnung und Verhaftung der Mitglieder eines Drogenkartells, Albaner, Yachten, auf dem Seeweg nach Westeuropa.“

„Denk nach, Jo, illegale Drogen? Was weißt du? Marigold, Kokain, Duke, Kokain, die kaufen nicht bei Kleindealern um die Ecke. Kläwerle, vermutlich überteuerte Antiquitäten an wohlhabende Kunden, ihre Bereitwilligkeit zu zahlen.

„Koks“ – das könnte den plötzlich vorhandenen Kundenstamm und die regelmäßigen Besuche für Verkaufszwecke erklären. Aber woher kam dann das Geld, denn sein Restvermögen war noch vorhanden, alles legal, und er hatte es auch nicht mehr angetastet. Sein Geschäft war sauber! Wie konnte er an so viel Geld kommen, um einzukaufen, und wie war er an die Adressen gekommen? Ist vielleicht dieser Isuf der Schlüssel? Aber solche Leute verschenken nichts. Was hatte

Kläwerle anzubieten, außer Antiquitäten, die nie so viel wert sein konnten? Denk nach Jo!“

Jo saß in seinem Sessel, beinahe verzweifelt, weil er glaubte, das Ende eines Fadens in der Hand zu halten, aber er sah es nicht.

Da er nicht weiterkam, fuhr er den Computer hoch. Er wollte sich, warum wusste er eigentlich nicht, noch einmal die Bilder mit den Hoheiten in den Oldtimern ansehen. Kläwerle und die Angehörigen des deutschen Hochadels, das konnte er beweisen. Vielleicht hatte er den Duke und seine Silikonschönheit übersehen, irgendwo im Hintergrund, vielleicht ganz klein? Er nahm die Lupe des Bildbearbeitungsprogramms zu Hilfe und suchte den Hintergrund der Bilder ab. „Auf dem ersten Bild: kein Duke, kein britisches Busenwunder, aber ein Banner quer über der Straße, schwer zu entziffern, „Oldtimer-Rallye St. Tropez“ und, ziemlich weit weg, ein Mercedes Sprinter Lieferwagen mit der Aufschrift „Oldtimer Service Kläwerle“. Nächstes Bild: auch da ein Banner „Toscana Oldtimer-Rallye“ und Kläwerles Sprinter. Nächstes Bild: noch ein Banner „Oldtimer-Rallye Nizza-San Remo“, Kläwerles Sprinter, ganz klein, aber erkennbar. Die Fotos schienen alle entweder bei der Zielankunft oder bei der Abfahrt gemacht worden zu sein. Nächstes Bild: Sardegna Oldtimer-Rallye, Kläwerles Sprinter. „Der diente wohl bei allen Rallyes als Materialwagen für Ersatzteile und als Werkstattwagen?“, überlegte er.

Auf den weiteren Bildern war nicht Neues zu entdecken. „Kein Duke, kein überdimensionaler Ausschnitt - guter Gedanke, dumm gelaufen. Man kann ja nicht nur Glück haben!“, dachte Jo, schaltete den Computer aus und beschloss, ins Bett zu gehen. Er musste ja am nächsten Morgen fit sein.

Als er aufwachte, zeigte sein Projektionswecker 00:55. Das Ende seines Traums war ihm noch gegenwärtig: Kläwerle, sein Gesicht war deutlich zu sehen, hatte ihn mit dem Sprinter auf einer Hafenmole überholt, ihm dabei den übergroßen Mittelfinger in Form einer Madonna mit Riesenbussen gezeigt und war von der Mole aus auf das Meer weitergefahren und am Horizont verschwunden. „Heiliger Freud“, dachte Jo, „jetzt verfolgt mich der Kerl auch noch in meinen Träumen. Es wird Zeit, dass das alles vorbei ist!“

Er drehte sich auf die Seite und versuchte weiterzuschlafen, aber es gelang ihm nicht sofort, denn in seinem Gehirn kreisten der Sprinter, Kläwerle, der Stinkefinger und der Hafen wild durcheinander. Dazu gesellten sich noch weiße Luxus-Motoryachten, bunte Oldtimer mit großen Nummern auf der Seite, ein Prinz mit Krone und Hermelinmantel. Und dann war plötzlich alles weg. In diese plötzliche Leere hinein fiel ihm ein, dass er eigentlich einmal wieder Valerij anrufen müsste.

Plötzlich war er hellwach: „Valerij, Kosovo, Heroin, Yachten, Häfen am Mittelmeer, Kläwerles Sprinter, Frankfurter Rotlichtviertel – was wäre, wenn Kläwerle für unauffällige Transporte in Naturalien bezahlt worden wäre?“ Er drehte sich auf den Rücken und legte seinen Kopf auf die verschränkten Arme: „Man könnte sich eine unglaubliche Geschichte dazu ausdenken, unglaublich, aber nicht undenkbar! Kläwerle könnte einen oder mehrere Besuche bei einer oder mehreren Damen des besagten Viertels gemacht haben und vielleicht in mehr als beschwingtem Zustand so nebenher, wobei auch immer, damit angegeben haben, dass er Oldtimer besitzt und öfters, vom Frühjahr bis zum Herbst, in vielen Hafentädten an der französischen und italienischen Küste an Rallyes teilnimmt. Das könnte einem Bordellbesitzer oder Zuhälter zugetragen worden sein, der von dem von Valerij erwähnten Drogenkartell Ware beziehen wollte. Vielleicht hatte er es aber auch direkt seinem Nachbarn, eben einem solchen Bordellbesitzer oder Zuhälter, an einer Bar erzählt, während er, in nicht mehr ganz nüchternem Zustand, gierig die Barfrau mit den Augen ausgezogen hatte. Auf jeden Fall musste es ein Angebot gegeben haben, auf einfache Weise viel Geld zu verdienen, und obendrauf, als Bonus, kostenlose Inanspruchnahme der Dienste von Damen des horizontalen Gewerbes.

Nachdem Kläwerle sich als gewissenhafter Transporteur erwiesen haben könnte, bekam er vielleicht auch das zusätzliche Angebot, in seiner „transportfreien“ Zeit - mit der fabelhaften Tarnung als Antiquitätenhändler - wohlhabende „Kunstliebhaber“ in ausgewählten Großstädten mit dem in solchen Kreisen beliebten „Nahrungsergänzungsmittel“ Kokain zu versorgen. In derselben Umgebung könnte er auch Marshy Marigold kennen gelernt haben. Vielleicht war sie ihm ja sogar vorgestellt worden? Und vielleicht waren die 100 000 Euro ja als Anzahlung für eine Lieferung von Marshy Marigold gedacht?

Ein wunderschönes modernes Märchen, aber leider nicht beweisbar.

Was hatte das auf Kläwerles Gehaltsliste stehende, ehemals arbeitslose „Mädchen für alles“ für einen Beruf? Er war Chemiker, hatte sogar einen Dokortitel. Was würde der, ohne die geringste Aussicht auf eine angemessene Beschäftigung in einem gut bezahlten Job, mit der Drohung von Hartz IV bis zur Rente im Nacken, alles tun?

Und, wie wird reines Kokain verbraucherfreundlich gemacht? Durch Streckung mit Milchzucker, mit reiner Laktose.“ Jo hatte das bei irgendeiner Fortbildung gelernt, aber beinahe schon wieder vergessen. „Kläwerle konnte das sicher nicht, aber der Chemiker!“

Die Spiralnebel in Jos Kopf verschwanden: „Ich brauche einen Durchsuchungsbefehl für Kläwerles Bürogebäude. Aber mit welcher Begründung?“ Das Gebäude schien der einzig logische Ort für eine solche Prozedur zu sein. In Kläwerles Haus war es undenkbar, im Automuseum eher unwahrscheinlich. „Und

ich muss Valerij anrufen, vielleicht weiß er ja etwas? Und ich muss dringend schlafen, denn heute wartet ein harter Tag auf mich, an dem ich mich auf mein Glück allein nicht verlassen kann. Ich brauche einen klaren Kopf.“

Da es nichts mehr zu denken gab, drehte er sich wieder auf die Seite.

Dienstag

Jo hatte wieder einmal unverschämtes Glück. Auf dem Weg vom Parkplatz zum Polizeigebäude traf er den Staatsanwalt, den er bisher nur vom Sehen kannte: „Guten Morgen, Herr Spindler. Polizeikommissar Krafft vom Revier Mundringen. Hätten Sie vielleicht einen Augenblick Zeit. Ich hätte da noch eine Frage, die ich gern nur mit Ihnen klären würde, vor der Besprechung mit dem Polizeidirektor.“ Staatsanwalt Spindler schaute ihn erstaunt an: „Was kann es denn so Geheimnisvolles in Ihrem Fall geben, dass wir das konspirativ auf einem Parkplatz besprechen müssen?“ „Nun, wissen Sie“, Jo zögerte, weil er nicht wusste, wie er anfangen sollte, „ich habe da zwei DNA-Analysen, die in den Unterlagen, die Ihnen vorliegen, nicht enthalten sind.“ Der Staatsanwalt war überrascht: „Sie wollen mir so kurz vor der Besprechung erzählen, dass es etwas gibt, von dem ich nichts weiß? Haben Sie wenigstens einen guten Grund dafür?“ „Na ja“, begann Jo, und dann erzählte er ihm die Geschichte von der von ihm vorgenommenen Eigentumsübertragung der Papiertaschentücher. Das erwartete staatsanwaltliche Donnerwetter blieb aus. Nachdem Jo geendet hatte, sagte dieser lachend: „Herr Kommissar, Sie scheinen über ein erstaunliches Repertoire an kriminaltaktischen Methoden zu verfügen, das man eigentlich nicht erwarten kann. Ich kann Sie beruhigen. Es gibt da einen Paragraphen, der sich mit dem Eigentumsrecht an Sachen beschäftigt, die vom Besitzer aufgegeben wurden. Faktisch wurden die Papiertaschentücher in dem Moment von deren Besitzer aufgegeben, als diese sie in den Tischmülleimer geworfen haben. Sie brauchen sich also keine Gedanken über eine unrechtmäßige Handlung ihrerseits machen. Und von daher hätten Sie die Analysen auch offiziell beantragen und den Unterlagen beifügen können. Wenn Sie sie dabei haben, können wir das gleich nachholen. Und überlassen Sie mir die Aufgabe, es dem Polizeidirektor zu erklären. Im übrigen können uns diese Erkenntnisse einiges erleichtern, denn Sie wissen ja selbst, dass wir es in Ihrem Fall mit Personen zu tun haben, die alles an Anwälten aufbieten werden, was gut und teuer ist. Gehen wir zum Direktor. Es gibt viel zu tun.“ Jo fiel buchstäblich ein Stein vom Herzen. Die Besprechung fand in einer angenehmen, entspannten Atmosphäre statt, vielleicht auch deswegen, weil der Staatsanwalt gleich zu Beginn den Polizeidirektor in humorvoller Art und Weise über Jos unkonventionelle Amtshandlung im Schloss informiert hatte.

Auch wenn der Polizeichef im Verlauf der Diskussion über die weitere Vorgehensweise mehrfach darauf hinwies, in welchem dornenreichem Umfeld das stattfinden würde, waren sich alle zumindest dahingehend einig, dass es nun Zeit sei, alle Beteiligten gleichzeitig zu einem Verhör einzuladen oder sie, wenn sie der Einladung nicht freiwillig Folge leisten würden, von Polizeibeamten zwangsweise vorführen zu lassen.

Das einzige Zugeständnis an deren Prominenz war, dass die Einladung durch Beamte in Zivil mit Zivilfahrzeugen erfolgen sollte. Allen Anwesenden war auch klar, dass in kürzester Zeit eine kleine Armee von Anwälten neben ihren Mandanten Platz nehmen würde.

Als Termin dafür wurde, mit der Zustimmung aller, der folgende Montag ausgewählt.

Bis zu diesem Zeitpunkt wollte der Staatsanwalt auch die Genehmigung des Richters für die Entnahme einer DNA-Probe bei allen Beteiligten und sogar einer Haarprobe für eine Untersuchung auf Kokain besorgen.

Und es wurde auch festgelegt, dass Jo, der seine umfangreichen Kenntnisse des Falls ja bewiesen hatte, die Verdächtigen einzeln befragen sollte und dass die Personen, die gerade nicht befragt wurden, in getrennten Räumen untergebracht werden müssten, damit sie sich nicht absprechen konnten. Da alle unter Verdacht stehenden bisher nicht den Anschein erweckt hatten, dass sie weiteres Unheil befürchten würden, sah man von einem Antrag auf telefonische Überwachung ab, zumal auch eine richterliche Genehmigung wegen der vorliegenden Tatbestände kaum zu bekommen war.

Als Jo wieder zurück zum Revier fuhr, war er erleichtert. Gleichzeitig war ihm aber auch bewusst, dass es jetzt vor allem an ihm lag, den Fall zu einem guten Ende zu bringen, und dass er einen detaillierten Plan für den Ablauf der Verhöre herstellen musste. Und dann wollte er ja noch ein Telefongespräch mit Valerij führen.

Am Abend saß Jo unschlüssig in seinem Sessel und schaute auf das Handy auf seinem Tisch.

„Soll ich nun anrufen oder soll ich es bleiben lassen?“

War es überhaupt möglich, dass Valerij etwas wusste, was ihm weiterhelfen konnte? Konnte dieses in seinem halbawachen Kopf entstandene Märchen vom Kokain-Großdealer Kläwerle, der die Grundlage für sein Schweizer Geheimkonto mit Herointransporten für Zuhälter im kriminellen Umfeld der Frankfurter Bordellszene gelegt haben könnte, der Wirklichkeit standhalten?

Und wenn, konnte Valerij ihm am Telefon das erzählen, was für ihn wichtig war, oder würde er wieder abblocken, weil er etwas zu befürchten hatte, und ihn stattdessen zu einem erneuten Besuch in Kiev einladen?

Das wäre sicher machbar, würde ihn aber zeitlich sehr in Bedrängnis bringen.

Jo entschloss sich, es einfach zu tun, auch wenn ihn Valerij vielleicht wegen seines Traums und der Märchenphantasien auslachen würde.

Valerij lachte nicht, sondern hörte Jo aufmerksam zu, als dieser ihm von seinen nächtlichen Gedankenekapaden erzählte. Danach schien er nur kurz nachzudenken, bevor er antwortete: „Ein Richter würde dich wahrscheinlich in die Psychiatrie einweisen lassen, wenn du so etwas in einem Gerichtssaal vorbringen würdest. Ich würde allerdings behaupten, dass du geistig sehr gesund bist und dass ich deinen kriminalistischen Scharfsinn zu nachtschlafender Zeit sogar bewundere. Vielleicht solltest du deine Zeit gar nicht mehr auf dem Revier, sondern nur noch im Bett verbringen. Ich kann dir jetzt sofort keine Antwort geben, weil ich ein paar ausführliche Telefonate führen muss, und die Gesprächsteilnehmer werde ich heute auch nicht mehr alle erreichen. Aber ich kann dir morgen Abend Bescheid geben, ob ich etwas in Erfahrung bringen konnte, was in deine Märchen- und Traumwelt passen könnte. Versprechen kann ich dir aber nichts. Und, keine Angst, du musst nicht sofort wieder in ein Flugzeug steigen. Also bis morgen.“

„Bis morgen, und grüße Evgenija herzlich von mir!“, antwortete Jo und lehnte sich in seinem Sessel zurück.

Mittwoch

Eigentlich hätte Jo gleich zu Hause bleiben können, denn seine Anwesenheit im Revier nützte kaum jemandem etwas, vor allem nicht ihm selbst. Seine Kollegen hatten schnell gemerkt, dass er geistig ziemlich abwesend war, und hatten ihn in Ruhe gelassen. Da alle von „Knöllchen“ darüber informiert worden waren, dass er am kommenden Montag einen nicht alltäglichen Auftritt in Kipfelau haben würde, und auch den Grund dafür kannten, verschonten sie ihn, soweit es möglich war, von allen Kleinigkeiten.

Jo hatte die Unterlagen zur „Marigold-Affäre“, wie er den Fall inzwischen für sich selbst getauft hatte, auf seinem Schreibtisch verstreut und versuchte, sich am Computer eine Reihenfolge des Ablaufs und eine Strategie für die Befragung der einzelnen Personen zurechtzulegen. Dabei schob er die Personen wie auch die Argumente immer wieder hin und her und rauf und runter, ohne erst einmal eine für ihn befriedigende klare Linie finden zu können. Irgendwann an diesem Vormittag, mitten im gedanklichen Chaos, fiel ihm ein, dass er vergessen hatte, den Staatsanwalt nach der Steuersache Kläwerle zu fragen.

Er versuchte ihn zu erreichen. Seine Sekretärin vertröstete ihn auf die Mittagszeit: „Der Herr Staatsanwalt ist noch bei einem Gerichtstermin, wird aber gegen zwölf, vor dem nächsten Termin, wieder im Haus sein. Ich werde ihm eine Notiz auf den Schreibtisch legen.“

Tatsächlich, kurz nach zwölf kam der Rückruf: „Herr Krafft, Sie sind sich schon darüber im Klaren, dass ich nur eine kurze Pause habe? Was gibt es denn so Wichtiges?“ Als Jo ihn nach der Steuersache Kläwerle fragte, war der Staatsanwalt doch erstaunt: „Woher wissen Sie denn das, und was hat das mit ihrem Fall zu tun?“ Jo erklärte ihm, dass er eigentlich nur wissen wolle, ob die Steuerfahndung schon bei Kläwerle gewesen sei und ob bei einer schon durchgeführten Untersuchung des Bürogebäudes etwas für ihn Interessantes herausgekommen sei, etwas, das er beim Verhör eventuell verwenden könnte. Und dann erzählte er ihm noch von der Fahrt ins Blaue an seinem dienstfreien Montag. Der Staatsanwalt lachte und fing dann plötzlich an zu husten. Als er wieder sprechen konnte, keuchte er: „Entschuldigen Sie, aber ich habe mich gerade verschluckt. Herr Krafft, ich bin ein alter Hase in meinem Geschäft, aber was ich in diesem Fall erlebe, kenne ich sonst nur aus Hollywood-Filmen. Haben Sie sonst noch irgendwelche Geschichten, von denen ich auch nichts weiß? Ich würde gern auch noch den Rest meiner Mittagspause opfern, sogar einen Teil meiner Freizeit?“ Jo verneinte, obwohl das natürlich nicht der Wahrheit entsprach. „Also, Herr Kommissar, ich bin mit dem Fall ja nicht befasst, ich werde mich aber bei dem Kollegen kündigt machen. Wenn Sie Glück haben, erreiche ich den heute noch, wenn ich am späten Nachmittag von meinem nächsten Termin zurückkomme. Bis dahin müssen Sie sich wohl gedulden.“

Nach dem Gespräch vertiefte sich Jo wieder in sein Konzept auf dem Bildschirm, aber das wollte und wollte ihm nicht den Gefallen tun, eine ihn zufriedenstellende, endgültige Form anzunehmen.

Gegen fünf Uhr erreichte ihn der Anruf des Staatsanwalts: „Ich habe den Kollegen tatsächlich erreicht. Die Fahnder waren schon am Dienstag vor Ort, weil es sich ja doch um eine ziemlich hohe Summe handelte, haben aber nichts Auffälliges gefunden. Kläwerle hatte sich nach deren Aussagen dabei übrigens erstaunlich kooperativ gezeigt. Das Bürogebäude selbst kennen Sie ja von außen. Außer zwei großen Büros gibt es in dem eingeschossigen Flachdachbau noch einen Lagerraum für Antiquitäten verschiedenster Art: alte Ölgemälde, Madonnen und Putten, alte Möbelstücke und Verpackungsmaterial. Ansonsten waren da noch in Kartons verpackte Auto-Ersatzteile: Auspuffanlagen mit den Firmenlogos von „Ferrari“ und „Porsche“ und Ölfilter der Marke „Mahle“. Der Bau ist unterkellert, aber nicht vollständig. Denn dort befindet sich nur noch ein Raum für die Unterbringung von Werkzeug und Gartengeräten, der außerdem noch eine Werkbank enthält, und der Heizungskeller. In den angebauten Garagen befanden sich der Ihnen bereits bekannte Mercedes, der Toyota SUV des Geschäftsführers sowie ein Mercedes Sprinter mit einer Werkzeugausstattung für Autoreparaturen. Auch im Haus von Kläwerle fand man nichts Verwertbares.“

Die Buchprüfer haben Überstunden gemacht und alle Unterlagen seit der letzten Prüfung in drei Tagen durchgeforstet, aber nichts gefunden, vor allem keinerlei Hinweise auf illegale Einnahmen oder ein Konto in der Schweiz. Also Fehlanzeige! Tut mir leid, dass ich Ihnen nicht weiterhelfen kann. Mein Angebot steht übrigens noch. Sollte Ihnen, rein zufällig natürlich, noch eine unterhaltsame Geschichte einfallen, können Sie mich jederzeit anrufen, ausnahmsweise auch bei mir zu Hause. Ich gebe Ihnen die Nummer. Bei Ihnen kann man ja anscheinend nie sicher sein!“

Jo war die Betonung des „rein zufällig“ nicht entgangen, aber er dachte nicht weiter darüber nach, musste er doch die kurzzeitige Enttäuschung über den Misserfolg der Fahnder erst einmal verarbeiten. Und dann war er auch schon während des Gesprächs in Gedanken bei der Frage, was Valerij ihm vielleicht am Abend mitteilen könnte.

Die Feierabend-Geduld Jos wurde ziemlich lange strapaziert, denn erst um zehn erklang Jimi Hendrix`s Lockruf.

Valerij's erste Sätze waren: „Jo, ich hätte da ein Angebot für dich. Wir reservieren für dich ein Bett in einem Schlaflabor, füttern dich tagsüber mit Informationen über unsere ungelösten Fälle und wecken dich, wenn dein Gehirn Tiefschlaf signalisiert, auf und du erzählst uns dann die Lösung. Interesse?“ Jo lehnte das Angebot lachend ab. Er fühlte, wie er sich innerlich entspannte, weil diese Sätze signalisierten, dass Valerij wieder etwas in Erfahrung gebracht hatte. „Im Ernst, Jo, manchmal könnte ich wirklich jemanden wie dich brauchen. Mit der deutschen Wasserleiche sind wir übrigens auch noch keinen Schritt weitergekommen. Ich will dich nur noch einmal daran erinnern, dass ich noch etwas gut bei dir habe. „K“ allerdings und seinen Anhängern werden wir bald das Fürchten lehren.“ Jo wusste, dass damit nur Kratschkow gemeint sein konnte. „Nun zu deinem nächtlichen Trauma. Du wirst morgen früh um acht Uhr unaufgefordert von deinem Diensttelefon eine Nummer in Pristina anrufen, die ich dir jetzt diktieren werde.“ Jo sah sich verzweifelt um, fand aber auf die Schnelle nur einen CD-Schreiber und ein Papiertaschentuch. Er nahm beides und schrieb dann mit. „Hast du? Gut! Du wirst also diese Nummer anrufen und dich mit deinem Namen und deinem Dienstgrad melden. Sonst nichts. Die Person am anderen Ende wird nichts sagen und auflegen. Daraufhin bekommst du einen Anruf mit der Frage: „Who is there?“ und du antwortest: „Valerij Danilow“. Darauf folgt nur das Wort: Number?“ ,und du beantwortest die Frage mit der Fax-Nummer deiner Dienststelle und wiederholst sie. Der Anrufer wird auflegen und du gehst zu eurem Fax und bleibst dort so lange stehen, bis du ein Fax aus Pristina erhältst. Das wärs! Ich glaube, du wirst viel Vergnügen haben. Und nun zu uns. Wie geht es dir sonst?“

Donnerstag

Jo hatte schlecht geschlafen, auch weil er es kaum erwarten konnte, zu erfahren, was denn in diesem Fax aus Pristina wohl stehen würde. Nachdem er um sechs Uhr aufgewacht war und nicht wieder einschlafen konnte, machte er sich, mit einer Tasse schwarzen Kaffees als Wärmespender und Muntermacher im Bauch und zusätzlich dem Rauch von zwei Zigaretten für die Beruhigung der Nerven in der Lunge, auf den Weg ins Revier. An seinem Schreibtisch stellte er fest, dass die Sekunden-, Minuten- und Stundenzeiger auf der Bahnhofsuhr-Imitation an der Wand sich auch durch den stahlharten Blick eines deutschen Kommissars nicht zu schnellerer Gangart überreden ließen. Einer der Kollegen, die so nach und nach hereinkamen und Jo so sitzen sahen, meinte: „Na, Jo, trainierst du deine hypnotischen Fähigkeiten für den Montag?“

Punkt acht Uhr griff Jo zum Telefonhörer und befolgte Valerij's Anweisungen. Alles lief genauso ab, wie der es ihm erzählt hatte. Und dann bewachte er das Faxgerät. Er musste nur ein paar Minuten warten, bis dieses ein paar Seiten mit dem „Header“: „Pristina Action Force for Drug-Related Crime“ ausspuckte.

Jo nahm die Blätter, setzte sich an seinen Schreibtisch, las und machte sich Notizen in Stichworten:

„Rohopium Afghanistan

Heroinbase, Herstellung in der Ukraine

Lieferung über den Kosovo nach Albanien“

Diese Informationen hatte ihm Valerij schon in Kiev gegeben.

„Weiterverarbeitung:

in kleinen Fabriken: geschälte Tomaten, Fertiggerichte in Aluminiumschalen, Getränkedosen, Kopien von Originaldosen „Coca Cola“ und „Pepsi Cola“
in Werkstätten: Auspuffanlagen aus Edelstahl, Einzelfertigungen, Ölfiler einer bekannten Marke

Endprodukte in Kartons, gängige Verpackungseinheiten, verpackt

Versand:

Kleine Häfen in Albanien und Montenegro, Transport mit Fischerbooten,
Übergabe in internationalen Gewässern an Schiffsführer von privaten Hochsee-Motoryachten

Zielorte:

April: Nizza, „Oleander“, Besitzer: Harry Brieske, Top-Manager eines großen Konzerns in München

Mai: Sardinien/Marina Piccola, „Minotaurus“, Besitzerin: Fürstin von Wulfenstein

Juni: Toskana/Marina di Salivoli/Livorno, „Bacchus“, Besitzer: Peter Numann, Reeder, Hamburg

Eventuelle Empfänger, weil beim Einlaufen der Yachten in all diesen Häfen immer vom Meer aus mit dem Fernglas auszumachen:

ein Lieferwagen des "Trattoria Universale", eines bekannten französisch-italienischen Catering-Unternehmens, und ein Werkstattwagen, anscheinend für dort stattfindende Oldtimer-Rallyes, mit der Aufschrift „Oldtimer Service Kläwerle“.

Mai 2011 Festnahmen durch Polizei in Pristina, Festnahmen durch Polizei in Tirana, Schließung aller Produktionsstätten in Albanien.

Behörden in Deutschland, Frankreich und Italien sind benachrichtigt worden, haben aber bislang kein Interesse an ausführlichen Informationen gezeigt.

Was Italien anbelangte, war das für Jo mehr als verständlich: „Berlusconi, diese Reinkarnation der Machtfülle von Ludwig XIV, dem Sonnenkönig, der mit dessen Wahlspruch „Le roi c'est moi“ den kompletten Justizapparat Italiens beherrschte, war sicher darüber informiert worden. Und er hatte wohl gute Gründe, die Teilnehmer seiner, inzwischen weltweit bekannten, „Bunga-Bunga-Parties“, vielleicht auch sich selbst, vor intensiven Nachforschungen zu bewahren.“

Warum aber die „Behördenmühlen“ der anderen Staaten so langsam mahlten, erschien ihm unverständlich, obwohl, der Kosovo war doch in der Empfindung dieser durchgestylten Apparate überheblicher westlicher Justizmaschinerien ein Entwicklungsland.

„Auspuffanlagen, Ölfilter, Oldtimer Service Kläwerle“ Was hatte der Staatsanwalt noch über die Gegenstände im Raum mit den Antiquitäten gesagt? „Kartons mit Auspuffanlagen und Ölfiltern!“

Jo wäre er am liebsten laut jubelnd aufgesprungen. Er nahm sich aber zusammen, legte die Papiere in eine Schublade, zog seine Jacke an, ging auf den Parkplatz, setzte sich auf die Kühlerhaube des AMG und rauchte eine Zigarette, und dann noch eine. Er war zwar anschließend nicht ruhiger, dachte sogar kurz daran, dass er sein Leben dadurch um weitere Minuten, Stunden oder Tage verkürzt hatte, aber irgendwie fiel es ihm leichter, seine Gedanken zu ordnen.

„Was würde der Staatsanwalt zu diesen Informationen sagen, zumal ich ihm wieder nur einen Teil erzählen kann? Macht es überhaupt Sinn, ihm etwas davon mitzuteilen, weil er ja keine offizielle Beglaubigung hatte?“ Jo kam zu keinem Ergebnis, ging wieder hinein und versuchte, am Computer den Ablauf des kommenden Montags zu verbessern.

Dass man den Tag nicht vor dem Abend loben sollte, war ihm zwar als Redensart geläufig, aber er war weit davon entfernt, auch nur daran zu denken, bis, ja bis sein Telefon sich wieder einmal bemerkbar machte. Er beachtete es nicht weiter, weil er dachte, dass sich schon ein Kollege um den Anruf kümmern würde. Erst als

Gerhard Bauer an seinen Schreibtisch trat und sagte: „Jo, würdest du bitte abnehmen. Da ist eine Frau Kowalski am Apparat und die möchte nur mit dir reden.“, nahm er den Hörer in die Hand: „Polizeikommissar Krafft, Revier Mundringen, womit kann ich Ihnen helfen, Frau Kowalski?“ Es war nur ein leises Atmen zu vernehmen und er wollte schon wieder auflegen, als er dann doch Agnieszka Kowalskis Stimme hörte: „Herr Kommissar, Sie waren damals so nett zu mir, und da habe ich gedacht. Also, ich kann ja jetzt nicht mehr im Museum arbeiten. Und da war doch diese schlimme Geschichte. Und der Herr Kläwerle war dann nicht mehr sehr nett zu mir. Und ich habe auch nicht gedacht, dass es wichtig wäre. Und dann habe ich mir gedacht. Weil, mir ist etwas eingefallen.“ Jo unterbrach sie: „Langsam, Frau Kowalski, was genau ist ihnen eingefallen?“ „Nun, ich habe doch nicht nur im Museum geputzt. Auch im Büro. Und ich habe den Herrn Kläwerle gefragt, ob er mir wenigstens noch Geld für meine Arbeit gibt. Und da hat der gesagt, ich soll ihn nicht belästigen und ich soll ihn doch verklagen. Und sie haben mich doch damals gefragt. Und da habe ich nichts vom Büro erzählt. Und das ist mir jetzt eingefallen“ „Frau Kowalski, bitte, was ist Ihnen eingefallen?“ Jo wurde langsam ungeduldig. „Ja das mit dem Büro. Was ich da im Keller gesehen habe. Ich war da nämlich, weil ich kein Putzmittel mehr hatte. Und die Chefs waren schon weg. Da konnte ich nicht fragen. Und dann bin ich in den Keller gegangen. Da war kein Putzmittel, aber da war ein Mann. Deshalb bin ich auch nicht hineingegangen in den Raum, sondern habe nur geschaut. Und der stand mit dem Rücken zu mir und hat ein Regal vor eine Tür geschoben.“ Jo glaubte zu träumen: „Und, hat er sie bemerkt?“ „Nein, ich bin schnell weggegangen und habe ohne Putzmittel gearbeitet. Und der Mann ist dann an mir vorbei hinausgegangen. Und dann bin ich noch einmal in den Keller. Aber da war kein Putzmittel. Und ich habe auch keine Tür mehr gesehen. Und das ist mir jetzt eingefallen. Und da habe ich zu mir gesagt: Agnieszka, vielleicht kann der nette Herr Kommissar mir vielleicht helfen, mit dem Geld?“ Er wusste nicht, was er darauf antworten sollte. Doch dann fragte er: „Wie viel Geld ist Ihnen der Kläwerle schuldig?“ „Fünfzig Euro, und das ist viel Geld, Herr Kommissar.“ „Gut, Frau Kowalski, ich kann zwar den Herrn Kläwerle nicht zwingen, Ihnen das Geld zu geben, aber wir haben bei der Polizei so eine Kasse für Opfer von Verbrechen, und Sie sind ja ein solches Opfer, und dann werde ich Ihnen das Geld heute Abend vorbeibringen.“ Die Frau bedankte sich überschwänglich und versprach sogar, den netten Herrn Kommissar in Ihre Gebete einzuschließen, bevor sie auflegte. Und Jo saß da und war sich bewusst, dass das, was Agnieszka ihm erzählt hatte, für seine Ermittlungen unbezahlbar war, dass er aber fünfzig Euro versprochen hatte, aus einer Kasse, die es natürlich nicht gab, nie gegeben hatte, und dass sein jetzt schon notleidendes Konto dafür herhalten musste. Aber er bereute die Notlüge trotzdem nicht, sondern war froh, dass sie ihm eingefallen war.

Nachdem er nach Dienstschluss sein Versprechen eingelöst und Agnieszka Kowalski das Geld vorbeigebracht hatte, fuhr er zum Drive-In-Schalter unter dem hell erleuchteten großen „M“ und dann nach Hause.

Der Hetman auf dem Tisch schaute ihn durchdringend an. Er musste das Problem Jos mitbekommen haben, denn anders war der Ernst in seinen Augen nicht zu erklären. Aber er schien keine Lust zu haben, sich dazu zu äußern.

Freitag

Jo war eine Stunde nach Dienstbeginn einigermaßen zufrieden mit seiner Planung der Verhöre für die Angehörigen der adligen „Scheinwelt“ und widmete sich deshalb der Akte Kläwerle. Er hatte sich immer noch nicht entschieden, ob er den Staatsanwalt anrufen sollte oder nicht, weil er innerlich davon überzeugt war, dass ihm die Geschichte, die er erzählen könnte, eigentlich kein Mensch glauben würde, vor allem nicht ein deutscher Staatsanwalt. Er hatte ja keinerlei handfeste Beweise dafür. Grundlage war seine „Schnapsidee“ von dem Dealer Kläwerle – der Hetman möge den deutschen Ausdruck verzeihen, vor allem, weil er ja nachweisbar nicht daran beteiligt war -, die nur von einer beinahe irrationalen Antwort auf die Frage nach der Herkunft der 100 000 Euro gespeist worden war.

Was blieb, war das offiziell nicht verwertbare Fax, mit dem man eine mögliche, aber bis jetzt unbewiesene, Verbindung von einem albanischen Drogenkartell zu den Kartons in dem Lagerraum herstellen könnte, auch zu dem Service-Wagen in der Garage, und die Kellererlebnisse einer schwarz arbeitenden Putzfrau.

Was er nicht erzählen durfte, war alles, was er von Valerij in Kiev erfahren hatte, mit Ausnahme dessen, was in dem Fax des Innenministeriums vorlag. Eigentlich durfte er Valerij gar nicht erwähnen, vor allem zu dessen persönlicher Sicherheit nicht, aber auch, weil der ja nur ein kleiner Kommissar in einem nicht ernst zu nehmenden Polizeiparagrafen war. Das Fax aus Pristina konnte er mit seinem Aufenthalt dort einigermaßen plausibel erklären. Es war aber nur dann brauchbar, wenn jemand bereit war, das Undenkbare denken zu wollen.

Konnte man so etwas dem Staatsanwalt Spindler zutrauen, besser gesagt, zumuten? Wäre der bereit, die moralische Integrität von geachteten Personen der Oberschicht der Gesellschaft einfach so in Frage zu stellen?

Gut, es hatte ja die aufsehenerregenden Fälle von „Koksern im Künstlermilieu“ gegeben, den Regisseur Rainer Werner Fassbinder zum Beispiel, den Schauspieler Fritz Wepper, den Modeschöpfer Joop oder vor allem den Liedermacher Konstantin Wecker und viele andere, aber die waren entweder schon tot, wie der Regisseur, oder längst wieder integriert. Und sie waren alle nie mit Heroin in Verbindung gebracht worden. Das galt ja auch für die angesehenen Mitglieder der höchsten Kreise in seinem Fall: Koks ja, Heroin nein!

Der von ihm konstruierte Umweg und die Umwandlung lagen zwar nahe, ergaben aber auch nur dann einen Sinn, wenn man bereit war zu akzeptieren, dass die ländliche Idylle Mundringens zwar nach außen hin wie ein Bollwerk der Moral wirkte, aber gerade deshalb als Platz für die Aufbewahrung und Verteilung von Gütern, die der Befriedigung strafbarer irdischer Gelüste dienten, ideal war.

Als das Wort „Umweg“ irgendeinen Knotenpunkt in seinem Gehirn erreicht hatte, fiel Jo ein, dass er immer noch keine Erkundigungen über diesen Isuf Kradniqi eingezogen hatte. Da er in seiner Entscheidungsfindung immer noch nicht weitergekommen war, sozusagen in einer Warteschleife festhing, beschloss er, sich jetzt sofort darum zu kümmern.

Er nahm das Telefon, wählte die Nummer der Polizeidirektion in Frankfurt und fragte sich dann durch den Dschungel der Zuständigkeiten hindurch, bis er schließlich jemanden am Apparat hatte, der ihm die gewünschte Auskunft geben wollte.

Was er zu hören bekam, bestätigte ihn in seinen Vermutungen: Kradniqi hatte innerhalb der letzten zehn Jahre eine steile Karriere vom einfachen, kriminellen Zuhälter zum untadeligen Geschäftsmann hinter sich gebracht und war jetzt eine unumstrittene Größe im Frankfurter Rotlichtviertel. Er besaß legal mehrere Appartements, in denen Modelle mit öffentlich bekannten Telefonnummern ihre Dienstleistungen anboten. Inoffiziell, weil nicht nachweisbar, gehörten ihm über Strohmänner noch weitere Etablissements und Nachtbars. Auch nicht nachweisbar war, dass er die Geschäfte mit harten Drogen, nicht nur in diesem Viertel, sondern auch darüber hinaus, kontrollierte. Es gab viele Anzeichen dafür, aber keine Beweise, weil Zeugen, die aussagebereit waren, sich entweder plötzlich nicht mehr erinnern konnten oder ganz von der Bildfläche verschwunden waren.

Für Jo war das Ergebnis dieses Gesprächs zwar aufschlussreich, aber wenig tröstlich, weil er ja wusste, dass er die Unterlagen, die ihm Marylou und Martin verschafft hatten, nicht verwenden konnte, vor allem nicht dem Staatsanwalt gegenüber. Jo lehnte sich zurück. Das Quietschen und Knarren der Rückenlehne seines Drehstuhls lenkte ihn für einen Moment von seinem Problem ab.

Plötzlich erschien vor seinen Augen das Bild des ernst dreinschauenden Hetman auf seinem Tisch, und er sah sich, wie er das Notebook öffnete, dann die Liste der Folksongs durchging und wie er bei dem Dylan-Song „It`s all over now, Baby Blue“ hängenblieb. Und er hörte sogar Dylan`s verwaschene Stimme, wie er die letzten zwei Zeilen des Lieds sang: „Strike another match, go, start anew, and it`s all over now, Baby Blue.“

Und dann war er sich sicher: „Zünde einfach das nächste Streichholz an, Jo, und versuche, damit ein Fegefeuer für die Bösen zu entfachen! Ruf den Staatsanwalt an, mehr als ausgelacht zu werden, kann dir nicht passieren!“

Es war kurz nach zwölf Uhr, und Staatsanwalt Spindler schien überhaupt nicht überrascht, auch nicht verärgert zu sein: „Herr Krafft, da heute Freitag ist und auch für Staatsanwälte gilt, dass sie ein Recht auf ein Wochenende haben, nehme ich in Ihrem Interesse an, dass Sie mir nur eine einfache Mitteilung machen wollen. Ich habe bereits ein halbes Brötchen gegessen, und ich möchte nicht, dass mir vielleicht ein Bissen im Hals stecken bleibt, allein schon deshalb, weil meine Sekretärin schon in ihre Mittagspause gegangen ist und ich dadurch keine Hilfe erwarten kann. Im übrigen erwarten mich zu Hause eine Frau, die ich liebe, und zwei sehr nette, wenn auch manchmal anstrengende Kinder. Also, was gibt es denn, von dem Sie glauben, dass es mein Wochenende verschönern könnte?“

Jo war einmal mehr verblüfft von dem Humor dieses Mannes, aber auch schon wieder ein wenig verunsichert. Doch er versuchte, den Ton des Staatsanwalts zu treffen: „Herr Spindler, ich kann sicher nicht die Verantwortung für ein eventuelles Unglück tragen, das einem treu sorgenden Familienvater durch eine „Brötchenattacke“ widerfahren könnte. Ich kann Ihnen leider auch nicht versprechen, dass der Beginn Ihres Wochenendes eine angenehme Bereicherung erfährt. Und ich habe ein Problem mit „Fasse dich kurz!“, weil ich zwar hin- und herüberlegt, aber außer dem „Guten Tag, Herr Staatsanwalt“ keinen Anfang gefunden habe. Vielleicht probiere ich es mit dem, was ich denke, was Sie denken könnten, was auch jeder normale Mensch denken würde, nämlich: Der Mann hat nicht mehr alle Tassen im Schrank! Und ich verspreche Ihnen, dass ich in keiner Weise beleidigt sein werde, wenn Sie mir genau das schon nach dem ersten Satz erklären und das Gespräch beenden. Dieser erste Satz lautet: Kläwerle ist ein Drogendealer, und ich habe zwar keine Beweise, aber ich verfüge über einige glaubhafte Informationen, die, einen Hausdurchsuchungsbefehl für das Bürogebäude vorausgesetzt, zu den nötigen Beweisen führen könnten.“

Jo schwieg, atmete tief durch und wartete darauf, dass der Staatsanwalt entweder den Hörer kommentarlos auflegen oder das Gespräch mit einer passenden Bemerkung beenden würde. Er hörte nichts! Immer noch nichts! Und dann die immer noch sachliche Stimme Spindlers: „Herr Krafft, ich habe in der kurzen Zeit, in der ich Sie kenne, festgestellt, dass Sie nicht nur unkonventionelle Maßnahmen anwenden, sondern auch, dass Ihr Denken sogar vor völlig abwegig erscheinenden Möglichkeiten nicht haltmacht. Ich habe Ihnen ja schon erklärt, dass ich Ihre Geschichten mag. Also werde ich Ihnen die Gelegenheit geben, auch diese zu erzählen. Allerdings müssen Sie mir zugestehen, dass ich Ihnen am Ende meine Meinung dazu sagen werde, und die muss für Sie nicht unbedingt schmeichelhaft

ausfallen. Da ich momentan nur Routinearbeiten auf dem Tisch habe, kann ich Ihnen genügend Zeit dafür einräumen. Also, legen Sie los.“

Jo war überrascht, als der Staatsanwalt, nachdem er geendet hatte, nur sagte: „Herr Krafft, bitte schicken Sie mir sofort das Fax aus dem Kosovo. Ich möchte es selbst lesen, und wenn ich das getan habe, werde ich Sie wieder anrufen. Sie hören also von mir“, und dann auflegte.

Der Rückruf kam tatsächlich am späten Nachmittag: „Herr Krafft, wie lautet doch einer der Wahlsprüche der jungen Generation: „No risk, no fun!“? Ich gehöre nicht zu denen, die ihre Karriere beim Staat leichtsinnig aufs Spiel setzen, ich bin aber auch nicht „karrieregeil“, wie man heute zu sagen pflegt. Nachdem ich mir alles, die Aussage der Putzfrau, den Bericht der Steuerfahnder, Kläwerles Schwarzgeldprobleme und den Bericht dieser Anti-Drogeneinheit, die natürlich noch nicht offiziell ist, durch den Kopf habe gehen lassen, habe ich für mich eine Entscheidung getroffen und einen Richter angerufen, mit dem ich schon öfters gut zusammengearbeitet habe. Wir haben uns darauf geeinigt, dass das Risiko für alle Beteiligten erträglich ist, und er stellt mir einen Durchsuchungsbefehl aus. Ich schlage Ihnen aber vor, und das könnte auch in Ihrem Interesse sein, dass wir mit der Durchsuchung warten, bis Herr Kläwerle am Montag in Kipfelau angekommen ist. Er ist ja bis jetzt völlig ahnungslos und wird daher auch nicht auf die Idee kommen, sich mit den anderen in Verbindung zu setzen. Wenn das zutrifft, was Sie vermuten und was ich auch glaube, wird man mit Hilfe eines Drogenhundes sehr schnell Beweise finden. Der Leiter der Untersuchung, ein Kommissar der Drogenabteilung, den ich schon benachrichtigt habe, ist schon angewiesen, eventuelle Ergebnisse sofort telefonisch durchzugeben. Das würde auch bedeuten, dass Sie mit dem Verhör Kläwerles so lange warten müssten. Wenn Sie keine weiteren Einwände hätten, würde ich mich jetzt noch um die Zusammensetzung der Gruppe kümmern, die diese Durchsuchung durchführen muss. Und wenn ich das erledigt habe, werde ich mich endlich auf den Heimweg machen und das Wochenende entspannt genießen. Es war mir ein weiteres Mal ein Vergnügen, Herr Krafft, und ich freue mich schon ein wenig auf den Montag. Ihr Wochenende wird wahrscheinlich weniger entspannt sein, aber das haben Sie sich ja selbst zuzuschreiben. Bis dann, Herr Krafft.“

Jo lehnte sich wieder zurück, sein Stuhl quietschte und knarrte, und er dachte: „Wenn das Bob Dylan wüsste? Aber der hätte sicher kein Interesse an dem geistigen Zustand eines kleinen, deutschen Polizeikommissars mit dilettantischen Gitarrenkenntnissen.“ Und dann dachte er noch: „Wenn das Johanna wüsste? Aber die würde vielleicht nur sagen: Bilde dir darauf nur nichts ein, Jo!“

Was er wusste, war, dass er von jetzt an bis zum Montag noch eine Menge Arbeit vor sich hatte!

Montag

Als Jo das Haus verließ und zu seinem Wagen ging, kroch ihm schon auf diesem kurzen Weg die Feuchtigkeit des Nebels, der sich dick und fett in den Straßen von Mundringen ausgebreitet hatte, unter die Jacke seiner Uniform. Er hoffte, dass sich nicht nur dieser Nebel, sondern auch der bildliche in seinem Fall im Laufe des Tages lichten würde, und er erinnerte sich an ein Sprichwort, das seine Mutter immer, allerdings im Zusammenhang mit seinen kindlichen Notlügen, verwendet hatte: „Es ist nichts so fein gesponnen, es kommt doch an das Licht der Sonnen.“

Jo öffnete die Tür zu der Abteilung im zweiten Stock der Polizeidirektion, in der die Verhöre stattfinden sollten. Vor ihm lag ein langer Gang, an dessen Ende er durch eine Glastür den Polizeidirektor im Gespräch mit dem Staatsanwalt sehen konnte. Er ging langsam darauf zu und sah dabei nach links und rechts durch die Scheiben der einzelnen Büros. Er erkannte zuerst den Duke und im gegenüberliegenden Raum seine Frau. In den nachfolgenden Zimmern sah er die Personen, die er nur einmal kurz von weitem und auf den Bildern vom Automuseum gesehen hatte, das mussten der Prinz und die Prinzessin sein. Im letzten Büro, links vor der Glastür, saß, wild gestikulierend, Kläwerle, Alle fühlten sich auf den unbequemen, weil nicht für solch hohen Besuch gedachten Besucherstühlen sichtlich unwohl, unterhielten sich aber intensiv mit den neben ihnen sitzenden, seriös aussehenden Herren in dunklen Anzügen mit weißem Hemd und Krawatte. Innen an den Türen standen, je nach Geschlecht der eingeladenen Gäste, Beamte oder Beamtinnen in Uniform. Die Tür rechts vor der Glastür schien zum Verhörraum zu führen, denn die Wand war massiv und ohne Fenster.

Jo öffnet die Glastür, und der Direktor und der Staatsanwalt drehten sich zu ihm um. Direktor Meier begrüßte Jo: „Schön, dass Sie da sind, Herr Krafft. Staatsanwalt Spindler hat mich gerade auf den neuesten Stand ihrer Ermittlungen gebracht, und ich muss sagen, alle Achtung! Ich freue mich wirklich, einen so engagierten und kompetenten Beamten in meinem Team zu haben. Ich nehme an, dass sie über das Wochenende viel Arbeit mit der Vorbereitung hatten, aber ich hoffe doch, dass Sie trotzdem ausgeruht diese schwierige Aufgabe angehen können. Ich weiß, das Sie ein erfahrener Beamter sind, aber ich möchte Sie doch noch einmal darum bitte, vor allem die Verhöre mit den Hoheiten mit dem nötigen Fingerspitzengefühl anzugehen. Natürlich wünsche ich Ihnen viel Erfolg.“ Jo dachte währenddessen: „Direktorchen, ich weiß, was du denkst: Lläuft alles gut, kannst du dich als Leiter eines Teams vor die Presse stellen und dir mit vielen „Wirsätzen“ selbst auf die Schultern klopfen. Geht etwas schief, wirst du dein Bedauern

über die fehlerhafte Leistung eines deiner Beamten äußern.“ Der Staatsanwalt hatte das Ende von Meiers Allgemeinplätzen abgewartet und wandte sich nun an Jo: „Herr Krafft, Ich habe, nachdem ihr Klientel und deren anwaltlicher Begleitschutz eingetroffen waren, diese sofort in Begleitung des Chefarztes der Inneren Abteilung des Krankenhauses von Kipfelau, Ehre, wem Ehre gebührt, in ihren Suiten besucht.“ Jo musste bei diesen geschraubten Sätzen innerlich lächeln, denn Spindler schien auch in Gegenwart des Direktors nicht auf seine ironischen Anmerkungen und Spitzen zu verzichten. „Und ich kann Ihnen sagen, dass sie alles andere als „amused“ waren. Ihre Anwälte wollten auch sofort protestieren, sahen aber schnell ein, dass sie gegen den schriftlich vorliegenden Gerichtsbeschluss nichts ausrichten konnten. Wir haben also die DNA und die Haarproben von allen, auch von Kläwerle. Bei dem glaube ich allerdings nicht, dass wir etwas finden. Die Durchsuchung seines Bürogebäudes ist übrigens pünktlich begonnen worden, und ich wünsche uns allen“, und dabei warf er einen kurzen Seitenblick auf den Direktor, der anscheinend damit nicht unbedingt glücklich war, „uns allen, dass wir einen schnellen Erfolg erzielen werden. Den Anwälten habe ich auch gleich mitgeteilt, dass Sie die Verhöre durchführen und in deren Verlauf Ihre Erkenntnisse darlegen würden. Beide Damen hatten übrigens Handtaschen dabei, und ich habe diese, auch wieder unter Protest der Anwälte, mit hierher genommen. Gelassen habe ich ihnen die Designer-Taschentüchertäschchen, in der Annahme, dass sie die vielleicht brauchen könnten. Ich habe den Inhalt der Handtaschen auf dem Schreibtisch hinter uns ausgebreitet. Vielleicht schauen Sie sich den kurz an. Ich glaube zwar nicht, dass etwas dabei ist, was nützlich für Sie sein könnte, aber man weiß ja nie.“

Jo bedankte sich bei beiden für den netten Empfang und ging zum Schreibtisch. Auf den ersten Blick war nichts Außergewöhnliches zu entdecken: verschiedene Puder Dosen, eine Anzahl Lippenstifte, große Damengeldbörsen, schon aufgeklappt mit aufgereihten Kreditkarten, zwei iPhones, mehrere Schlüsselanhänger mit Schlüsseln unterschiedlichster Art, zwei goldene Minilautsprecher, etwas größer und dicker als die Puder Dosen, mit dem Schriftzug der Edelmarke Cartier, weitere Schminkutensilien in kleinen Gucci-Täschchen. „Alles normal, oder nicht?“ Jo wollte sich schon wieder umdrehen, als sein Blick an dem Häufchen mit Schlüsseln hängenblieb, die durcheinander und übereinander lagen. Da waren edle Schlüsselanhänger mit Symbolen von Automarken dabei: Mercedes, Rover und Porsche. Schlüssel für die Autos und für irgendeine Tür, vielleicht Garagenschlüssel. „Hatte die Prinzessin in der Eile etwa vergessen, die Schlüssel für den Porsche und das Museum aus ihrer Handtasche zu entfernen?“ Jo nahm den Schlüsselanhänger vom Tisch und sagte, ohne sich zu den beiden Herren umzudrehen: „Wenn ich Glück habe, halte ich hier ein weiteres Beweisstück in den Händen“, und dann konzentrierte er sich noch einmal auf die anderen

Gegenstände. Die iPhones: Jo wusste, dass Apples großer Verkaufserfolg nicht nur auf die Apps zurückzuführen war, sondern auch darauf, dass sie gleichzeitig eine Kamera und vor allem den iPod ersetzten. Und diese iPhones hatten für ihre Größe sehr gute Mini-Lautsprecher. Wozu führten diese beiden Damen dann noch einen Lautsprecher mit sich, nur zum Angeben wegen des Schriftzugs?

Er nahm einen in die Hand und betrachtete ihn von allen Seiten. Durch das goldene Gitter konnte er die schwarze Membran des Lautsprechers erkennen. Das Verbindungskabel mit dem Stereostecker war in einer Rille rundum an den Seiten eingelassen. Ein ganz normaler Lautsprecher. Sein Interesse an moderner Technik verführte ihn trotzdem dazu, dieses Mini-Wunder, das es ja sein musste, auszuprobieren. Er holte sein iPhone aus der Tasche und legte es auf den Tisch. Dann nahm er den Stecker des Lautsprechers mit zwei Fingern und zog damit das Kabel aus der Rille. Weil es am Ende etwas klemmte, zog er etwas stärker. Der Lautsprecher klappte auseinander.

Spindler und Meier hatten ihm ungeduldig, aber doch interessiert, von den Seiten her zugesehen und betrachteten nun, ebenso sprachlos wie Jo, das Wunderding: Auf der Innenseite der Rückwand war eine kleine Platte aus Onyx eingelassen, mit zwei schmalen Rillen. Daneben lagen eine kleine, goldene Rasierklinge, ein goldenes Löffelchen und ein goldenes Röhrchen. Die Rückseite des Lautsprechers war nicht zu sehen, weil sie von einer ebenso goldenen, den Maßen des Gehäuses angepassten Schachtel verdeckt war, die zur Hälfte aufklappbar war. Jo öffnete sie: schönes weißes Pulver. Er fand auch als erster seine Sprache wieder: „Meine Herren, ich glaube wir haben da etwas, was jetzt nicht mehr den Damen, sondern uns noch viel Freude bereiten wird.“ Dann öffnete er, gewusst wie, auch noch den zweiten Lautsprecher.

Danach klappte er beide wieder zu und steckte einen davon in die Tasche. „Den werde ich gleich gut brauchen können. Ich möchte nämlich mit der Prinzessin anfangen. Und dann mit der Herzogin weitermachen. Anschließend würde ich gern mit dem Duke sprechen, dann mit dem Prinzen und erst danach mit Kläwerle. Herr Staatsanwalt, Sie gehen bitte mit mir in den Verhörraum und Sie, Herr Polizeidirektor, möchte ich bitten, dass Sie die Prinzessin und deren Anwalt zu uns bringen lassen.“

Als die Prinzessin und ihr Anwalt Jo und dem Staatsanwalt gegenüber am Tisch Platz genommen hatten und Jo den Knopf des Mikrofons für den Beginn der Aufnahme gedrückt hatte, ergriff der Anwalt das Wort: „Herr Krafft, ich protestiere ausdrücklich gegen ihre Vorgehensweise, geschätzte und geachtete Persönlichkeiten wie Verbrecher vorführen zu lassen. Ich habe ihrer Hoheit, der Prinzessin, geraten, von ihrem Recht zu schweigen Gebrauch zu machen, und möchte Sie daher bitten, dieser Farce ein Ende zu bereiten und uns zu erlauben zu gehen.“ Jo sah ihn nur kurz an und wandte sich dann sofort an die Prinzessin: „Hoheit, ich akzeptiere

natürlich ihr Recht zu schweigen. Ich kann Ihnen aber nicht ersparen, dass Sie sich das anhören müssen, was ich Ihnen zu sagen haben, denn das ist mein Recht als Polizeibeamter dieses Staates. Dagegen wird auch ihr Anwalt nichts ausrichten können.“ Die Prinzessin schaute sofort ihren Anwalt an, der aber nickte nur. „Ich möchte vorausschicken, dass wir Polizisten nicht die Hüter der Moral sind, sondern nur das Gesetz vertreten. Ich werde mich also bei dem, was ich zu sagen habe, nicht zu Fragen der Moral, sondern nur zu Gesetzesverstößen äußern. In der Pathologie des Mundringer Krankenhauses liegt eine Leiche, deren äußeres Erscheinungsbild vollkommen aus dem üblichen Rahmen fällt. Würde man nur ihre enorme Oberweite sehen, wäre es naheliegend, sie als Frau zu betrachten. Von der Hüfte abwärts aber ist sie eindeutig ein Mann. Wir haben diese Leiche in einem Porsche Cabrio im Automuseum des Herrn Kläwerle gefunden.“ Der Anwalt unterbrach ihn: „Ich kann nicht verstehen, worauf Sie hinauswollen. Wenn Sie triftige Beweise für eine schwere Straftat haben, was ich bezweifle, dann lassen Sie die Prinzessin verhaften und ansonsten werden wir ihren langatmigen Ausführungen nicht länger zuhören und gehen.“

Er machte tatsächlich Anstalten aufzustehen, aber Jo bewahrte die Ruhe: „Sie bleiben, bis ich alles, was ich zu sagen habe, gesagt habe. Sie können natürlich gehen, aber ohne ihre Mandantin. Der Herr Staatsanwalt neben mir wird Sie gern hinausbegleiten.“ Dann holte er aus seinen Unterlagen ein Foto des Toten heraus und schob es über den Tisch: „Hoheit, haben Sie diese Frau jemals gesehen?“ Die Prinzessin schaute nur kurz auf das Foto und sagte dann schnell: „Nein, ich kenne diese Person nicht.“ „Sind Sie ganz sicher? Bitte schauen Sie genau hin!“ Die Prinzessin verneinte erneut. Der Anwalt schaltete sich erneut ein: „Sie haben doch gehört, was die Prinzessin gesagt hat. Das war doch eindeutig.“ Jo erwiderte: „War es, aber könnten Sie ihre Mandantin darauf hinweisen, dass Sie hier die Wahrheit sagen sollte.“ Der Anwalt schien wütend zu werden: „Sie wollen meiner Mandantin doch nicht unterstellen, dass sie lügt?“ „Ich unterstelle gar nichts, ich habe es nur gut gemeint. Darf ich jetzt bitte fortfahren? Hoheit, ich kann beweisen, dass Sie nicht die Wahrheit gesagt haben. Wir haben nämlich an der Leiche ihre DNA gefunden. Das beweist, dass Sie den Toten nicht nur gut gekannt haben, sondern dass er sich sogar zumindest mit einem bestimmten Teil seiner unteren Hälfte vor seinem Tod, vielleicht sogar während er starb, in Ihnen befunden hat. Und mich würde der Zeitpunkt brennend interessieren. Wir haben übrigens an dem Toten nicht nur Ihre DNA gefunden, sondern zum Beispiel auch noch die Ihres Mannes, allerdings an dessen unterer Rückseite. Und dann noch zwei weitere Spuren, deren Urheber wir auch kennen. Sie wahrscheinlich auch.“

Die Prinzessin wurde kreidebleich und der Anwalt riss die Augen auf. „Ich habe auch den DNA-Beweis, dass Sie an diesem Sonntag zusammen mit Ihrem Mann das weiße Cabrio um 15 Uhr 42 in der Waschanlage des Autohofs Mergenhofen

gewaschen haben. Sie haben nämlich sträflicherweise ihre Handschuhe dort in einem Mülleimer entsorgt. Und ich gehe davon aus, dass Sie beide in diesem Wagen die Leiche in das Museum gebracht haben.“

Jo holte den Schlüsselanhänger mit dem Porsche-Symbol aus der Tasche und legte ihn vor die Prinzessin auf den Tisch und fuhr fort: „Sie haben sich wohl schon sicher gefühlt und deshalb ganz vergessen, die Schlüssel aus der Handtasche zu nehmen. Ich nehme an, der andere Schlüssel passt in das Türschloss des Museums. Aber wir werden das ausprobieren.“

Jo schwieg und wartete auf eine Reaktion von einem der beiden. Der Anwalt hatte sich zuerst erholt und sagte, jetzt ganz sachlicher Vertreter seiner Zunft: „Würden Sie beide mich bitte für einen Moment mit meiner Mandantin allein lassen. Es wird nicht lange dauern.“

Jo schaltete das Mikrofon aus, und er und der Staatsanwalt erhoben sich ohne Kommentar, gingen hinaus und baten die Polizistin vor der Tür, sie zu rufen, wenn die beiden fertig wären. Dann gingen sie in das Büro. Der Staatsanwalt lobte Jo: „Gut gemacht, was erwarten Sie, wird der Anwalt tun?“ „Wenn er wirklich gut ist, wird er auf weitere Show-Elemente verzichten und ihr raten auszupacken, allein schon, weil er sicher begriffen hat, dass wir wasserdichte Beweise haben und das Ganze nicht auf eine Anklage wegen Mordes oder Totschlags hinausläuft, sondern dass es nur um Störung der Totenruhe, vielleicht noch Diebstahl, aber sicher auch noch um Behinderung der polizeilichen Ermittlungsarbeit geht. Sollte das der Fall sein, möchte ich aber doch noch versuchen, diese Drogengeschichte zu klären.“

Jo sollte recht behalten.

Nach einer Viertelstunde kam die Polizistin und teilte Ihnen mit, dass sie wieder in den Verhörraum kommen sollten.

Als die beiden wieder Platz genommen hatten, sagte der Anwalt: „Meine Mandantin hat eingesehen, dass sie einen Fehler begangen hat, als sie den Tod des Mannes nicht sofort der Polizei gemeldet hat, sondern versucht hat, eine Verbindung zum Schloss zu vertuschen. Das geschah aber nicht aus niederen Beweggründen, sondern nur, weil sie sich schämte und Angst davor hatte, dass etwas an die Öffentlichkeit gelangen könnte. Sie ist sich dessen bewusst, dass es wohl ein Verfahren wegen Störung der Totenruhe und Behinderung der Ermittlungen geben wird, aber da sie jetzt einsichtig ist, nehme ich an, dass sich das allein schon strafmildernd auswirken wird. Im übrigen möchte ich Sie bitten, auf Nachfragen nach pikanten Details zu verzichten.“

Die Prinzessin hatte ihre Haltung verloren, saß nun mit gesenktem Kopf da und erzählte, das, was Jo sich schon vorher zusammengereimt hatte: Die Mudburys hätten ihnen eine aufregende neue Erfahrung versprochen und dann auch mitgebracht und das wäre ja bis zu dem besagten Sonntag alles ganz toll gewesen, auch in verschiedensten Kombinationen. An dem Sonntag allerdings habe die

Marigold sich zuerst mit ihnen und dann mit den Mudburys vergnügt. Und die wären dann sehr erschrocken gekommen und hätten sie gebeten, etwas zu tun. Und dann sei ihr das Museum eingefallen und das Cabrio und wie man den Toten dort einfach hinbringen könnte und dass man ihn zwar dort finden würde, aber keiner was wissen würde, so lange Kläwerle dicht halten würde. Und dann hätten sie gedacht, dass alles gut sei, weil ja keiner mehr was von ihnen wollte. Und sie hätten die Leiche ja nicht irgendwo verscharrt, sondern schon gewollt, dass sie richtig begraben wird. Und es täte ihr wirklich leid und sie möchte doch, dass man ihre Lage verstehen würde.

Weder Jo, noch der Staatsanwalt hatten sie unterbrochen, aber als sie anscheinend nichts mehr ergänzen wollte, fragte Jo: „Warum haben Sie einen Schlüssel für das Museum?“ Und die Prinzessin beschrieb, was er schon wusste, der Staatsanwalt aber nicht, dass sie Kläwerle vor vier Jahren bei Rallyes kennen gelernt hätten, gleiches Hobby, fertige Halle mit Platz für mehr Autos, auch für die Oldtimer ihrer Sammlung, die in Einzelgaragen untergebracht waren, die Gründung der Stiftung, auch wegen der Steuern, auch, dass sie ihr Cabrio nur als Leihgabe dort stehen hatte, weil sie gern damit fahren würde.

Der Staatsanwalt machte sich eifrig Notizen, weil er anscheinend ahnte, worauf Jo hinauswollte. Und Jo fragte weiter, ohne darauf näher einzugehen: „Das, was Sie uns erzählt haben, deckt sich mit unseren Ermittlungsergebnissen. Ich habe also, was den Toten angeht, keine weiteren Fragen, vorausgesetzt, die Befragung aller anderen bestätigt alles, was Sie gesagt haben. Allerdings habe ich noch ein anderes Problem, zu dem ich gern noch ein paar Antworten von Ihnen hätte.“

Und dann holte er den Mini-Lautsprecher aus der Tasche. Er bemerkte sofort, dass sie wieder nur kurz hinsah und dann zusammenzuckte. Der Anwalt schaltete sich wieder ein: „Herr Krafft, was sollen solche Spielereien? Sie sehen doch, dass meine Mandantin beinahe am Ende ihrer Kräfte ist.“ Jo schaute ihm ruhig in die Augen: „Ich werde darauf Rücksicht nehmen, aber ich brauche noch ein paar Antworten, die zwar nur am Rande mit dem zusammenhängen, was wir bisher gehört haben, die aber dennoch wichtig sind.“

Und dann wandte er sich wieder an die Prinzessin: „Als ich vor der Befragung der britischen Hoheiten auf dem Weg zum Eingang des Schlosses an drei Mercedes-Limousinen vorbeiging, ist mir aufgefallen, dass in einer dieser Wagen ein Alu-Koffer lag. Später hat sich herausgestellt, dass der Mercedes Herrn Kläwerle gehört. Gehörte der Koffer etwa dem Toten, und hat Herr Kläwerle vielleicht alle Sachen des Toten entsorgt?“ Die Prinzessin war wohl kräftemäßig nicht mehr in der Lage, sich noch irgendeine Ausrede einfallen zu lassen, denn sie bestätigte das sofort, schaute aber dann wieder kurz auf den Lautsprecher.

„Sie wissen, was das ist, dieses kleine Ding vor ihren Augen?“, fragte Jo und schaute ihr direkt ins Gesicht. Sie schien mit sich zu kämpfen, sagte dann aber doch:

„Natürlich, ein Lautsprecher für mein iPhone.“ Und der Anwalt ergänzte: „Das sieht man doch! Dumme Frage!“ Jo sah auch ihn an und sagte scharf: „Keine dumme Frage. Würden Sie den bitte mit dem Gitter nach oben in die Hand und das Kabel aus der Rille nehmen und daran ziehen.“ Der Anwalt wusste nicht recht, ob er der Aufforderung Folge leisten sollte, tat dann aber widerwillig doch, was Jo ihm aufgetragen hatte.

Er wollte gerade den Mund zu einem weiteren Kommentar aufmachen, als der Lautsprecher aufklappte und er den Inhalt sah. „Öffnen Sie bitte den Deckel! Schönes weißes Pulver, raten Sie mal, was das ist? Ich sage Ihnen. Das ist Kokain.“ Der Anwalt war sprachlos und redete, ohne Jo weiter zu beachten, sofort auf die Prinzessin ein: „Ich hoffe, Hoheit, Sie haben bemerkt, dass Sie hier wirklich besser nur die Wahrheit erzählen sollten. Haben Sie das weiße Pulver von Kläwerle?“ Die Prinzessin nickte nur. Jo griff ein: „Bitte sagen sie laut „Ja“, damit wir das auf Band haben.“ „Ja.“ „Und nun möchte ich nur noch von Ihnen wissen, ob Sie vielleicht mitbekommen haben, dass Herr Kläwerle in den Hafenstädten am Mittelmeer, die im April, Mai und Juni diesen Jahres Zielorte der Oldtimer-Rallyes waren, an denen Sie teilgenommen haben, von den Yachten Kartons mit Ersatzteilen für Autos bekommen hat.“ Die Prinzessin erzählte daraufhin, dass sie das tatsächlich einmal gesehen habe, während einer der Parties, die Teilnehmer der Rallyes auf ihren Schiffen veranstaltet hatten.

Jo lehnte sich zurück und versuchte sich zu entspannen. Der Staatsanwalt sah ihn stumm von der Seite aus an. Nur der Anwalt meldete sich wieder: „Waren das jetzt alle Fragen oder kommt noch etwas. Wenn nicht, werden wir gehen, und Sie lassen mir bitte in den nächsten Tagen die Ihnen vorliegenden Unterlagen zugehen.“ Als er keinen Widerspruch hörte, stand er auf und zog die Prinzessin mit sich. Jo rief ihm nach: „Werden wir tun, und Sie können ihre Mandantin jetzt in den für sie reservierten Raum begleiten, damit sie ihre Aussage mit ihrer Unterschrift bestätigt.“

Jo und der Staatsanwalt blieben noch eine kurze Zeit sitzen, nachdem die beiden den Raum verlassen hatten. Jo brach als erster das Schweigen: „Harte Arbeit, und jetzt brauche ich dringend einen Kaffee und eine Zigarette. Ich hoffe nur, dass der Direktor mir eine Ausnahmegenehmigung für das Büro erteilt.“ Spindler lachte nur und sagte: „Falls er Sie deswegen vor einen Richter bringt, werde ich Ihre Verteidigung übernehmen.“

Da die Aussage der Prinzessin eigentlich alles beinhaltet hatte, was für den Fall von Bedeutung war, waren die weiteren Verhöre nur noch reine Formsache. Der Prinz wie auch die Mudburys versuchten erst gar nicht mehr, sich noch herauszureden, nachdem Jo sie mit den Aussagen der Prinzessin konfrontierte. Der Prinz bestätigte sogar deren Beobachtung der Übergabe der Ersatzteil-Kartons. Nicht endgültig zu klären, war die Frage, wer die letzten Minuten oder Sekunden mit dem Toten

verbracht hatte, weil die Briten standhaft behaupteten, das sei das Prinzenpaar gewesen, und der Prinz, wie seine Frau, das Gegenteil. Der Staatsanwalt erklärte dann in der Nachbesprechung, dass die Anwälte ihre Mandanten schon dahingehend beeinflussen würden, dabei zu bleiben.

Allerdings war damit wohl klar, dass die Freundschaft der beiden Paare ein für allemal beendet sein würde.

Als der Prinz, den Jo als letzten der adligen „Missetäter“ befragt hatte, mit seinem Anwalt den Verhörraum verlassen hatte, sagte der Staatsanwalt: „Und nun haben Sie sich eine Belohnung verdient, ich mir übrigens auch.“ Jo sah ihn fragend an, doch dann ging ihm ein Licht auf: „Sie wollen mir doch nicht mitteilen ...?“ , weiter kam er nicht, denn der Staatsanwalt unterbrach ihn: „Will ich. Ich weiß es zwar schon seit einer Stunde, aber ich wollte Sie nicht aus Ihrem Konzept bringen. Der Drogenhund hat bei den Kartons angeschlagen, und eine kurze Überprüfung einzelner Teile ergab, dass diese mit Heroin vollgepackt waren. Der Leiter vermutet eine Menge von 50 bis 100 Kilo. Und die Hilfskraft kam fürchterlich ins Schwitzen, als die Beamten vor seinen Augen das Regal wegrollten und die dahinter liegende Tür öffneten. Auf einem Tisch fanden sie einen geöffneten PC-Lautsprecher in Würfelform mit einem geöffneten Riesenmagneten mit einem Durchmesser von zehn Zentimetern, der keiner war. Das war nur eine auf das Lautsprecherchassis aufgeklebte Dose aus Blei mit einem Schraubdeckel und diese enthielt ungefähr 150 Gramm reines Kokain. Neben dem Tisch stand ein Sack Milchzucker für die Weiterverarbeitung. Und auf einem weiteren Tisch lag ein Alukoffer mit weiteren 39 Lautsprechern derselben Art. Macht zusammen wohl sechs Kilo reinen Stoff. Wahrscheinlich ist das die Hinterlassenschaft ihrer Leiche. Die Hilfskraft ist übrigens ausgebildeter Chemiker und hat noch vor Ort ein umfassendes Geständnis über seine wirkliche Arbeit bei Kläwerle abgelegt. Der Geschäftsführer aber schien aus allen Wolken zu fallen. Wir werden ihn aber trotzdem umfassend verhören lassen. Und jetzt gehen wir Kaffee trinken. Ich nehme an, dass Sie keine größere Pause wünschen, weil ja Herr Kläwerle sicher schon sehnsüchtig auf das Rendezvous mit Ihnen wartet, und Sie ihn sicher nicht so lange warten lassen wollen.“

Jo fühlte sich, obwohl er ja schon einen Verhörmarathon hinter sich hatte, frisch und entspannt, als er wieder den Verhörraum betrat, in dem Kläwerle und sein Anwalt schon auf ihn warteten. Auch der schien nichts Böses zu ahnen, obwohl er ja den „Aufmarsch des Hochadels“ mitbekommen hatte. Er ging wohl immer noch davon aus, dass er nur ein paar Fragen, vor allem die „Schlüssel Fragen“, das Museum betreffend, beantworten sollte. Und da er wahrscheinlich auch der festen Überzeugung war, dass man ihm eine Beziehung zu dem Toten nicht nachweisen konnte und dass die Hoheiten ihr kleines Koksgeheimnis schon aus eigenem

Interesse nicht verraten würden, sah er wohl wirklich keinen Anlass, beunruhigt zu sein.

Jo wollte das langsame Verschwinden dieser zur Schau gestellten Sicherheit genießen, deshalb sagte er: „Herr Kläwerle, Sie hätten wohl nicht gedacht, dass Sie mich so schnell wiedersehen? Das wäre denkbar gewesen, hätten Sie mir noch in der Nacht, als wir die tote Frau gefunden haben, erzählt, dass die Prinzessin zu Hohenstern-Neulenburg auch einen Schlüssel hat und dass das Cabrio nur eine Leihgabe der Prinzessin war, die sie sich jederzeit aus dem Museum holen konnte.“ Er machte eine Pause, und der Anwalt schaute gelangweilt im Raum herum, während Kläwerle keine Regung zeigte.

Jo fuhr fort: „Das Prinzenpaar hätte sofort den Leichentransport zugegeben, sich dafür entschuldigt, es wäre ein bisschen schmutzige Beziehungs-Wäsche ans Tageslicht gekommen, und alle, auch wir, wären damit zufrieden gewesen. Sie sehen, das bisschen Wahrheit hätte ihnen viel Ärger erspart, den sie jetzt aber bekommen werden.“

Er machte wieder eine Pause und Kläwerle und sein Anwalt schauten ihn fragend an. Jo erzählte mit ruhiger Stimme weiter: „Beispielsweise wäre ich nie auf die Idee gekommen, hinter Ihnen herzufahren, weil ich Sie auf der Autobahn erkannt habe, als Sie auf dem Weg in die Schweiz waren. Sie haben schon richtig gehört, ihren Aufenthalt beim Zoll haben Sie mir zu verdanken. Und das meiste von dem, was ich Ihnen noch zu erzählen habe, auch.

Sie haben wohl auch darauf vertraut, dass deutsche Polizisten zu faul sind, um in allen Nobelherbergen der Gegend nachzufragen, ob die Tote nicht vielleicht irgendwo einmal abgestiegen ist. Ich habe das Wellness-Hotel in Scheiblingen gefunden und auch noch eine Zeugin, die nicht nur Marshy Marigold, sondern auch ihren Begleiter mit der S-Klasse-Limousine, sehr gut beschreiben konnte und wiedererkennen würde.

Sie glauben immer noch, dass Sie mit der Hilfe Ihres Anwalts mit einem blauen Auge davonkommen werden?“ Auf Kläwerles Stirn bildeten sich kleine Schweißtropfen und der Anwalt schaute Jo fragend an, weil er anscheinend wirklich in nichts eingeweiht war. „Ich habe mich zu Beginn dieses Tages ausführlich mit der Prinzessin unterhalten und sie hat mir mitgeteilt, dass die Zusammenarbeit mit Ihnen sich nicht nur auf die Stiftung beschränkte, sondern dass Sie auch als Lieferant wichtiger Pflanzenderivate für das Prinzenpaar tätig waren. Was ich damit meine, ist der Stoff, aus dem die Träume sind, Kokain. Und wir haben das nicht nur von ihr schriftlich.“

Nun schaltete sich der Anwalt ein: „ Sie sagten Kokain? Heißt das, dass Herr Kläwerle den Hoheiten kleine Mengen an Kokain besorgt hat? Das hatte er sicher nur aus Gefälligkeit getan, nicht wahr Herr Kläwerle.“ Kläwerle hatte die Chance erkannt und antwortete schnell: „Ja, natürlich. Ich habe ein par Gramm davon

immer mal wieder von einem kleinen Dealer aus dem Mundringer „Ghetto“ besorgt, weil die hohen Herrschaften in solchen Dingen ja so unbeholfen sind. Und das tut mir jetzt natürlich leid, aber was tut man nicht alles. Ist das alles? Dann gebe ich meine Aussage zu Protokoll, und dann können wir wohl gehen.“

Jo bremste ihn: „Nicht so eilig Herr Kläwerle, und Sie Herr Anwalt, machen Sie sich auf etwas gefasst, denn Sie scheinen wirklich ahnungslos zu sein. Wir haben Beweise dafür, dass es hier nicht nur um ein paar Gramm geht, sondern um viel mehr, aber dazu komme ich noch. Herr Kläwerle, Sie haben doch in Ihrem Museum so wunderbar scharfe Bilder von den Oldtimer-Rallyes hängen. Ich fand sie so schön, dass ich sie abfotografiert habe. Und die meisten Aufnahmen wurden in Häfen am Mittelmeer gemacht, wo Sie sich mit ihrem Mercedes Sprinter, dem Lieferwagen, der zum Werkstattwagen umgebaut worden ist, auch öfters aufhielten. Die Prinzessin und der Prinz haben mir auch erzählt, dass Sie dort Kartons mit Ersatzteilen bekommen haben.“

Jo machte erneut eine kleine Kunstpause, schaute den Anwalt an, dann wieder Kläwerle und sagte dann: „Ich glaube, Sie ahnen schon, was jetzt kommt oder etwa nicht. Oder wollen Sie weitererzählen?“ Kläwerles Gesicht war jetzt weiß wie eine Wand, und er fing an, schwer zu atmen. „Brauchen Sie einen Arzt oder darf ich Ihnen noch den kleinen Rest erzählen? Ich brauche nur noch ein paar Sekunden. Eine Einheit der Polizei hat heute morgen mit einem Drogenhund ihren Lagerraum durchsucht und auch den versteckten Raum in ihrem Keller mit Ihrer Kokainküche. Ihr Chemiker hat gestanden und ihr Geschäftsführer war fassungslos. Ich würde Ihnen raten, so schnell wie möglich ein umfassendes Geständnis abzulegen. Wenn Sie dazu bereit sind, dann sagen Sie jetzt laut „Ja“, vielleicht hilft es Ihnen ja bei dem Prozess, der auf Sie wartet.“ Kläwerle keuchte ein kaum hörbares „Ja“, und Jo wandte sich dem Anwalt zu: „Wir werden Herrn Kläwerle jetzt den Beamten des Drogendezernats übergeben. Damit ist dieses Verhör beendet. Bitte begleiten Sie Ihren Mandanten hinaus. Dort werden Sie schon erwartet.“

Als sie den Raum verlassen hatten, griff Jo nach dem Wasserglas, das für ihn auf dem Tisch stand. Er leerte es in einem Zug, denn seine Kehle hatte sich wie ausgetrocknet angefühlt. Dann starrte er die weiße Wand an.

Plötzlich erschien auf ihr das übergroße Bild einer weiten Steppenlandschaft: zwei Reiter, ein kleiner auf einem kleinen Pferd, Schlitzaugen, dünner Faserbart mit wehendem Pferdeschwanz, und ein großer auf einem Schlachtross, langes graues Haupthaar, zweigeteilter Mantel: der Hetman und der heilige Martin. Jo schloss die Augen, schüttelte seinen Kopf und war froh, dass er, als er sie wieder öffnete, nur noch das Weiß der Wand sah und sonst nichts!

Dann ging die Tür auf, und der Polizeidirektor und der Staatsanwalt kamen auf ihn zu und schüttelten ihm die Hand: „Großartig, Herr Krafft, großartig!“

Nach der abschließenden Besprechung mit den beiden, bei der es außer Kaffee auch sogar noch Kuchen aus der Kasse der Polizeidirektion gab, wollte sich Jo so schnell wie möglich auf den Heimweg machen, doch der Staatsanwalt hielt ihn noch am Jackenärmel zurück: „Herr Krafft, Sie haben nicht zufällig noch eine kleine Geschichte für mich?“ Jo erwiderte lachend: „Ehrlich, Herr Spindler, ich freue mich auf ein paar Ladendiebstähle und Trunkenheitsdelikte, und ich werde auch so schnell keine ungeplanten Auslandsfahrten mehr unternehmen. Aber die Zusammenarbeit mit Ihnen hat mir viel Spaß gemacht.“

Als er über den Parkplatz zu seinem Wagen ging, bemerkte er, dass die Sonne schien.

Dienstag

Jo schreckte auf, als er laute Musik aus dem Radio seines Weckers hörte. „7 Uhr, Zeit zum Aufstehen“, dachte er. Als er sich die Augen rieb und langsam öffnete, stellte er fest, dass er sich in voller Uniform in seinem Sessel befand.

Auf dem Revier konnte er sich vor den Glückwünschen seines Chefs und der Kollegen kaum retten. Sie alle hatten schon das „Mundringer Tagblatt“ mit der fett gedruckten Überschrift: „Kommissar K. überführt Mundringer Heroin-Großdealer“ gelesen. Und er hatte beinahe den ganzen Tag damit zu tun, die neugierigen Fragen, zuerst die von Hartmut Knöllner, mit dem er den halben Vormittag verbrachte, und dann nach und nach die der übrigen Kollegen, zu beantworten.

Zwischendrin fiel ihm ein, dass er es ja seinen Helfern schuldig war, ihnen für deren Mitwirkung zu danken. Valerij konnte er erst am Abend anrufen, aber Marylou war sicher noch im Finanzamt zu erreichen. Oder waren sie und Martin vielleicht schon in der Karibik? Er konnte sich nicht erinnern, also versuchte er es. Unter der Durchwahlnummer für Marylou meldete sich eine männliche Stimme. Jo fragte den Mann, der sich als Frieder Burg vorgestellt hatte, nach Marylou. Die Antwort versetzte ihn in Erstaunen. „Frau Königstein hat schon vor einem Vierteljahr gekündigt, gleichzeitig mit dem IT-Leiter, Herrn Müller. Und sie hat mir am Montag letzter Woche endgültig die Leitung der Abteilung übergeben. Vielleicht rufen Sie sie auf ihrem Handy an, wenn Sie ihre Nummer haben. Jo war sprachlos, denn davon hatte Marylou nichts erzählt. Dann versuchte er es mit seinem iPhone auf ihrem Handy. Doch da bekam er nur zur Antwort, dass diese Nummer nicht verfügbar sei. „Seltsam“, dachte er, „höchst seltsam.“

Er konnte das Revier pünktlich zum Dienstschluss verlassen, denn die Kollegen hatten ihm, auf Anweisung von „Knöllchen“, alle nur denkbar möglichen Arbeiten abgenommen.

Valerij freute sich mit Jo über den Erfolg ihrer beider Bemühungen. Er hatte seine „Kratschkow-Affäre“ immer noch nicht abschließen können, und Jo merkte seinen Kommentaren an, dass er nicht gerade glücklich über den schleppenden Verlauf des Verfahrens war. Um ihn etwas abzulenken und aufzuheitern, fragte er: „Und, was ist nun mit deiner kalten Schönheit aus dem Dnjepr? Könntest du mir nicht ein paar Einzelheiten darüber erzählen oder ist es dir telefonisch nicht möglich?“ Valerij schien der Themawechsel zu gefallen, denn seine Stimmung schien sich aufzuhellen: „Nun ja, die liegt noch immer in einer stabilen Plastikhülle verpackt bei uns im Keller, und es scheint sie in ganz Europa niemand zu vermissen. Und wir haben wirklich überall nachgefragt.“

Jo wurde ein bisschen ungeduldig: „Nun sag schon, kannst du sie mir nicht ein bisschen beschreiben oder vielleicht sogar ein Bild schicken. Ich könnte ja bei uns im Computer die Vermisstendateien durchsuchen.“ „Wenn du eine Beschreibung willst, die kann ich dir geben, aber ich bin mir sicher, dass du sie auch nicht finden wirst, höchstens ihre Zwillingsschwester. Aber die wird dir auch keine Auskunft geben können. Also, sie ist ungefähr 1.30m breit und 2m lang, eine echte Schönheit, und wahrscheinlich so 150 Jahre alt.“ Jo unterbrach ihn: „Du willst mich wohl auf den Arm nehmen, ein 150 Jahre altes Riesenweib aus dem Dnjepr.“ Valerij lachte: „Ich will dich nicht länger auf die Folter spannen, obwohl es mir bis jetzt viel Spaß gemacht hat. Das Riesenweib, wie du es genannt hast, ist die Kopie eines Gemäldes von Tizian, die der anscheinend bekannte deutsche Maler Franz von Lembach in der Mitte des 19. Jahrhunderts hergestellt hat. Es zeigt eine nackte, liegende Schönheit mit barocken Formen. Seine Signatur ist deutlich zu erkennen. Das Bild wurde, absolut wasserdicht verpackt, am Ufer des Dnjepr gefunden. Und es wurde nirgendwo in Europa vermisst. Im Gegenteil. Wir haben eine Mitteilung der bayrischen Polizei vorliegen, in der steht, dass das eine Fälschung sein müsse, weil sich nämlich das Original, also ihre echte Zwillingsschwester, in der „Bayrischen Staatsgemäldeammlung“ befindet. Du wirst also auch in der Datei für vermisste Gemälde nichts finden. Du hast den Fall „Valerij Danilow nimmt Johannes Krafft ein bisschen auf den Arm“ gelöst. Mach dir also keine unnötigen Gedanken! Aber, es bleibt dabei, ich habe noch etwas gut bei dir. Nur muss ich mir jetzt etwas Neues einfallen lassen.“

Schon während Valerij erzählte, fiel Jo plötzlich die Erklärung des Butlers und Hobby-Kunstsachverständigen für den weißgrauen Fleck in der Eingangshalle von Schloss Neulenburg ein: „Valerij, du hast doch in Kiev gesagt: Aber die stammt sicher nicht aus Mundringen. Damit hattest du recht. Sie stammt nämlich von Schloss Neulenburg und war im Besitz der Adligen, von denen ich dir erzählt habe.“

Das hat mir der Butler erzählt, als ich ihn nach dem Grund für eine große, leere Fläche zwischen vielen Gemälden gefragt hatte. Ich habe dir auch von dem Antiquitätenhändler, der eigentlich ein Dealer war, erzählt. Und der hatte ja gute Beziehungen zu den Schlossherren. Wenn ich zwei und zwei zusammenzähle und einbeziehe, dass dieser Dealer Geschäfte mit Marshy Marigold alias Dunja Pawlowa alias Dimitrij Pawlow gemacht hatte, könnte man vermuten, dass die Schlossherren vielleicht knapp bei Kasse waren und ihr Taschengeld mit dem Verkauf des Gemäldes an Kläwerle aufgebessert haben. Der wiederum hat es, vielleicht als Bezahlung für eine Lieferung, an die Mannfrau weitergegeben, und so ist es in Kiev gelandet. Denk mal drüber nach. Wenn das stimmen sollte, dann ist deine Schönheit eine echte Schwester, deren Echtheit die ursprünglichen Besitzer bestätigen könnten. Dumm ist nur, dass ihr das Gemälde wieder hergeben müsstet, wenn ihr offiziell nachfragt, wegen Kläwerle. Ich würde dir raten, es als herrenlose Fundsache an wohlhabende Kunstliebhaber in deinem Land zu verkaufen. Du wirst sicher auch jemanden finden, der dir auf der Grundlage dessen, was du von mir weißt, eine schöne Expertise dafür schreibt.“

Valerij sagte erst einmal nichts und dann: „Ich glaube, wir sind tatsächlich erst einmal quitt, obwohl sich das ja schnell ändern kann. Es gibt in deinem Land schon viele Menschen aus der Ukraine, und darunter sind sicher ein paar, mit denen du möglicherweise einmal zu tun hast. Ich hatte wirklich nie daran gedacht, dass du mir helfen könntest. Mein Tag ist auf jeden Fall gerettet, und das habe ich dir zu verdanken. Und Evgenija wird dir auch danken, weil sie sich nachher nicht mit einem schlecht gelaunten Freund herumplagen muss.“

Mittwoch

Die Euphorie im Revier war abgeebbt und der Alltag wieder eingezogen.

In seiner Mittagspause ging Jo zum Musikladen und rief Johanna an. Sie kam, die Gitarre in der Hand, um ihm aufzuschließen. Noch in der Tür sagte sie: „Na, Jo, hast du mich doch nicht ganz vergessen, oder brauchst du etwa nur neue Saiten, weil deine alten vom Üben schon so verschlissen sind?“ Jo dachte, dass sie zu recht ein bisschen ärgerlich war, schließlich hatte er sich ja nach dem Sonntag auf der Lichtung nie mehr bei ihr gemeldet. Seine einfache Antwort: „Ich hatte wirklich viel zu tun“, schien ihr nicht zu reichen, denn sie konterte: „Das sagen alle, vor allem, wenn ihnen nichts Besseres einfällt!“, drehte sich um und ging voraus in ihren kleinen Kaffeeraum: „Setz dich! Kaffee?“

Jo blieb stehen: „Nein danke, ich habe wirklich wenig Zeit, ich wollte einfach nur persönlich vorbeikommen und mich nicht telefonisch entschuldigen. Ich habe wirklich eine harte Zeit hinter mir, und ich glaube, dass du das verstehen würdest,

wenn du mir die Gelegenheit geben würdest, es zu erzählen. Es ist eine sehr lange Geschichte und ich glaube, auch eine spannende und durchaus unterhaltsame, und es kommt sogar ein Zitat aus einem Folk-Song darin vor. Du siehst, ich habe etwas von dir gelernt. Also, sei bitte nicht böse. Hättest du heute Abend Zeit, ich würde dich gern auf ein Glas Wein einladen, oder auch mehr.“ „Na gut, ich will ja nicht so sein. Aber ich muss erst meinem Männer-Harem absagen, mit dem ich heute eigentlich eine Orgie geplant hatte. Und den Hexen, mit denen ich anschließend einen Besenritt rund um Mundringen machen wollte“, erwiderte sie lächelnd. Jo war froh, dass er sie anscheinend doch nicht zu sehr verärgert hatte: „Danke für dein Verständnis. Du wirst sehen, es wird sich lohnen. Heute Abend um acht auf dem Marktplatz oder soll ich klingeln? Ich komme zu Fuß.“ „Klingeln, Jo, bis um acht. Und jetzt geh wieder, bevor die Bösen in dieser Stadt die Macht übernehmen können.“

Jo freute sich den ganzen Nachmittag über auf den Abend.

Als er pünktlich klingelte, öffnete Johanna ihm selbst die Haustür, so, als ob sie schon dahinter gewartet hätte. Während sie über den Marktplatz schlenderten, nahm Johanna plötzlich seine Hand: „Komm, tun wir so, als ob wir ein Paar wären, damit die Mundringer etwas zum Tratschen haben.“ Jo wusste einmal mehr nicht, was er sagen sollte, und hielt deshalb lieber den Mund. Aber er fand es schön. Wahrscheinlich hatte Johanna doch eine Reaktion erwartet, denn nach einer Weile sagte sie: „Bilde dir bloß nichts darauf ein!“ Und auch dazu fiel ihm, wie so oft vorher, wieder nichts ein.

Der Tisch im „Goldenen Ochsen“, an dem er das letzte Mal mit Marylou und Martin gesessen hatte, war frei, und Jo erinnerte sich sogar noch an den Namen des Weins, den sie damals getrunken hatten. Johanna fand ihn gut. Und sie fand auch die Geschichte von dem Transvestiten und von dem, was der Fund der Leiche alles ausgelöst hatte, gut.

Als Jo sie zu Ende erzählt hatte, hatten sie auch schon die zweite Flasche Wein auf dem Tisch stehen, und Johanna schien sehr fröhlich zu sein.

Andererseits wirkte sie aber plötzlich auch sehr nachdenklich.

„Ich soll dir auch noch eine Geschichte erzählen, aber ich wusste bis heute nicht, ob ich das tun sollte. Marylou und Martin haben es mir überlassen, das zu entscheiden. Sie haben dir doch erzählt, dass sie Urlaub in der Karibik machen wollten. Sie haben dir aber nicht erzählt, dass sie bereits gekündigt und schon die Koffer gepackt hatten, als du sie um den gewissen Gefallen gebeten hast. Sie haben vor, dort mindestens noch ein Jahr zu bleiben, weil es ihnen dort sehr gut gefällt. Das Ganze hat eine Vorgeschichte, die einem kleinen Teil aus deiner Geschichte sehr ähnlich ist.“

Marylou hatte Anfang des Jahres durch Zufall ein Gespräch des Leiters des Finanzamts mit dem Landtagsabgeordneten Baldur von Kletten mitgehört. Sie hatte im Vorzimmer darauf gewartet, mit ihm sprechen zu können.

Die Sekretärin hatte den Raum verlassen, und die Tür zum Büro des Amtsleiters war nur angelehnt. Sie wusste, dass beide Parteifreunde der CDSAP, der Christlich Demokratischen Sozialen Arbeiterpartei, waren und war deshalb nur wenig erstaunt, als diese sich über eine seit über zwei Jahren bestehende, von der Partei unterstützte, gemeinnützige Hilfsorganisation für Kinder in Entwicklungsländern mit Sitz in Mundringen unterhielten. Dabei ging es um steuerliche Fragen bezüglich der Spendengelder für diese Organisation. Was ihr aber seltsam vorkam, war, dass es auch darum ging, wie man diese Gelder möglichst steuerfrei an eine Stiftung in Liechtenstein mit dem Namen „Lebenshilfe für Kinder in Afrika“ überweisen könnte. Und noch seltsamer erschien ihr die Frage, ob man die über ein Spendentelefon und über eine Hotline erhaltenen Spenden vom Finanzamt aus zurückverfolgen könne. Sie konnte sich erst einmal keinen Reim darauf machen, erinnerte sich aber durch einen Spot in einer Werbepause im Fernsehen wieder daran. Dort hieß es: „Wenn Sie die Antwort auf eine - wirklich dumme - Frage wissen und 5000 Euro gewinnen wollen, rufen Sie an!“

Sie sprach dann mit Martin darüber, und der machte sich im Internet und in den Unterlagen des Finanzamts schlau.

Was auch immer die beiden dann gemacht haben, weiß ich nicht genau, aber Marylou hat mir das Ergebnis erzählt: Sie bekamen heraus, dass die Partei einen neuen Weg gefunden hatte, an Parteispenden zu gelangen und die in Liechtenstein, noch immer auch ein Dorado für Fluchtgelder aller Art, zu verstecken.

Das Prinzip war einfach: Sie haben die Firmeninhaber und Manager großer Firmen dazu überredet, in ihren computergesteuerten Telefonanlagen ein Programm zu installieren, das mehrmals am Tag entweder das Spendentelefon – pro Anruf automatisch zehn Euro – oder die Hotline – pro Minute fünf Euro – angerufen hat. Und das Finanzamt Mundringen hatte jetzt eine Verwaltungsvorschrift des Finanzministeriums, das ja von einem CDSAP-Minister geleitet wird, vorliegen, in der stand, dass die Überweisung von Geldern der Hilfsorganisation an eine als ebenfalls förderungswürdig anerkannte Stiftung in Liechtenstein steuerfrei zu geschehen habe.

Martin und Marylou haben dann beschlossen, da ja alle Parteien, sogar im Grundgesetz verankert, zur Willensbildung des Volkes beitragen sollen, dass auch die CDSAP sicher nichts dagegen hätte, wenn sie zu ihrer beider Willensbildung einen bescheidenen Beitrag leisten würde. Sie haben auch daran gedacht, dass das Wort „Lebenshilfe“ sicher ernst gemeint wäre, von einer Partei, die sich christlich und sozial nennt.

Und deshalb hat Martin sich den Kontostand der Liechtensteiner Stiftung angesehen und zusammen mit Marylou beschlossen, einen kleinen Teil der dort inzwischen vorhandenen Millionen über ein Konto auf den Kaiman-Inseln und verschlungene Internetwege auf ein nicht auffindbares Konto der beiden zu entführen. Er meinte noch: „Wo kein Richter ist, da ist auch keine Anklage.“, und da hat er bis jetzt wohl recht gehabt.

Obwohl das schon eine ganze Weile her ist, habe ich davon seither weder in den Zeitungen etwas gelesen, noch in den Nachrichten etwas gehört. Das hat mich als Mutter sehr beruhigt. Aber ich glaube auch, dass wir nichts mehr davon hören werden, auch dann nicht, wenn ein findiger Kopf auch diesen Skandal aufdeckt. Aber das wird wohl noch eine ganze Zeit dauern.

Marylou scheint übrigens doch nicht so spießig zu sein, wie ich manchmal gedacht habe, denn sie hat uns beide eingeladen, falls wir Zeit und Lust hätten, unseren Urlaub auf ihre Kosten in ihrem Inselparadies zu verbringen. Ich habe schon mal nachgefragt und könnte ab Anfang November drei bis vier Wochen bekommen. Und du, Jo, hast du noch ein paar Tage?“ Jo war, auch von der Geschichte, aber vor allem von der Frage so überrascht, dass er anfang zu stottern: „Ja, ja, ja, ich hatte dieses Jahr noch überhaupt keinen Urlaub, und ich glaube schon.“

Johanna schien keine weitergehende Antwort zu erwarten, denn sie sagte: „Jo, schau dir den Kellner an. Ich glaube, der wartet schon eine ganze Weile darauf, dass wir zahlen und gehen. Und wenn du auf die Uhr schaust, wirst du wissen, dass er recht hat.“ Jo sah, als er sich umschaute, dass das Lokal leer war und dass der Kellner tatsächlich darauf zu warten schien, dass er endlich Feierabend machen konnte. Er zahlte, und sie machten sich auf den Heimweg.

Als sie auf dem Weg zur Schustergasse wieder den Marktplatz überquerten, nahm Johanna wieder seine Hand, einfach so, als sei es das Selbstverständlichste auf der Welt, und ohne etwas zu sagen. Sie ließ sie erst wieder los, als sie vor ihrer Haustür standen.

„Hast du noch Lust auf einen Kaffee?“ Jo hatte diese Szene schon oft in Filmen gesehen, aber sie noch nie live erlebt, deshalb fiel ihm auch nichts ein, außer: „Ja, das wäre schön.“

Johanna hatte seine Antwort gar nicht erst abgewartet, sondern schon den Schlüssel in das Schloss gesteckt und umgedreht. Als die Tür schon offen war, sagte sie, ohne sich noch einmal umzudrehen: „Aber bilde dir bloß nichts darauf ein, Jo.“

Nachtrag

Die nachfolgende Namensliste ist nicht vollständig, und die Geschichte hat die Biographien nach ihrem Willen geändert, wie sie es brauchte!

„X“ des Prologs wird zu „Johannes Krafft“, genannt Jo, 35 Jahre alt, Polizeikommissar, seit kurzem zurück von einem freiwilligen zwölfmonatigen Einsatz im Kosovo, April 2010 bis April 2011 hat dort legal 2000 € im Monat mehr verdient als zu Hause und mit Schwarzmarktgeschäften zusammen mit dem ukrainischen KFOR-Leutnant Valerij Danilow



noch einmal so viel; schwarzer Gürtel im Taekwondo, einer koreanischen Kontaktkampfsportart; raucht so ab und zu „Gras“, trinkt gern Vodka - am liebsten „Hetman“ - Vodka - (beides alte Angewohnheiten von seinem Auslandseinsatz); lernt gerade Gitarre bei Johanna Königstein und mag – wahrscheinlich auf Grund eines nie diagnostizierten Kindheitstraumas - „Lagerfeuerromantik“ und Folk- und Protest-Songs; ist in Marie-Luise Königstein verliebt, weil sie einer jungen Schauspielerin ähnlich sieht, die in der Fernsehserie „SOKO Stuttgart“ eine junge Polizistin spielt, und ist von „Marylous“ Mutter, ihrem Denken und ihrer Art zu leben fasziniert.

Neu: fährt einen schwarzen Mercedes G500, den er aus dem Kosovo mitgebracht hat, Technik aus dem Kosovo, ein Jahr in Amerika, Eltern in Florida


„Y“ des Prologs wird zu „Marie-Luise Königstein“ genannt **Marylou**, 25 Jahre alt, die Tochter von Johanna Königstein, blonde, lange Haare, Pferdeschwanz, gute Figur, eine kalte Schönheit; kam nach drei Jahren Studium als **Diplom-Finanzwirtin in Ludwigsburg** zum Finanzamt Mundringen, korrekt, karrierebewusst; hat sich deswegen mit ihrer Mutter verkracht; mag Jo,



aber nicht mehr ; mag Boris Brejchas „High Tech Minimal“ (Techno-Dance-Music), die Jo hasst und als „Musik für infantile Pillenschlucker“ bezeichnet

Neu: friseurblond, eigentlich braune Haare, Hosenanzüge, Maßkonfektion, Schuhe mit hohen Absätzen, 1.70 m groß; fährt einen Alfa Mito, schwarz;

„Z“ des Prologs wird zu „Johanna Königstein“ 1961, 50 Jahre alt, Verkäuferin im „Mundringer Musikladen“ in der Keltergasse; examinierte Sozialpädagogin und ehemalige Streetworkerin in Köln, gab ihren Beruf auf, als sie 1985 25.,26.5. mit U2, Saga, Joe Cocker, Gianna Nannini, Chris de Burgh, Marius Müller-Westernhagen, The Alarm, Rick Springfield, REO Speedwagon, Huey Lewis, Mink DeVille, Lone Justice, Night Ranger, Immaculate Fools nach zwei Mai-

Tagen  mit einem Backstage-Pass wieder nüchtern wurde und feststellte, dass sie vergessen hatte, die Pille zu nehmen. An den Vater ihrer danach

„werdenden Tochter“ konnte sie sich zwar erinnern, sie hatte aber kein Verlangen danach, ihn noch einmal wiederzusehen. Sie verließ Köln, zog in den Süden Deutschlands. Auf Grund ihrer Erfahrungen hatte sie eigentlich mit der gesamten Männerwelt abgeschlossen. Nach dem Abitur ihrer Tochter bekam sie über einen befreundeten Musiker das Angebot, als Verkäuferin im Musikladen Mundringen zu arbeiten.

Neu: 1.65 m, Supermaße der 60er: 90-60-90, Lachfalten an den äußeren Augenwinkeln, Lachgrübchen am Mund; nur Jeans, T-Shirts und Sweatshirts mit Musik-Logos, Lederjacken, Turnschuhe, **Auseinandersetzungen mit Marylou: Lebensstil**; liest viel, spanischer Rosewein, 1,49 vom Lidl als Kompromiss, raucht, auch „Gras“

Neu: helles Lachen, nicht schrill, auch nicht gackernd, warme Stimme

„**A**“ des Prologs wird zu „**Martin Müller**“, „I ben der Martin.“, ein gemütlicher Bayer, eigentlich ganz gut aussehend, aber „maulfaul“ und Frauen gegenüber sehr zurückhaltend, Single mit IT-Diplom; hat privat kleine Programme geschrieben; Arbeitskollege von Marylou, zuständig für die Computer des Finanzamts

„**Baldur von Kletten**“, Angehöriger eines verarmten Adelsgeschlechts, Landtagsabgeordneter des Wahlkreises, in dem die Geschichte spielen wird, einem Wahlkreis, in dem die CDSAP auch eine Kuh für den Landtag nominieren könnte, und sie würde trotzdem gewählt

„**Adalbert Maria Karl Ferdinand Prinz zu Hohenstern-Neulenburg**“, deutscher Hochadel, besitzt immer noch weitläufige Ländereien und ein paar Schlösser und hat sein Vermögen mit Hilfe von sehr gut bezahlten Beratern und hervorragenden Beziehungen, auch von Nebengeschäften, auch über die Finanzkrise hinweg nicht nur erhalten, sondern sogar vermehren können

Neu: Brunhilde Prinzessin zu Hohenstern-Neulenburg

Adalbert ist ein direkter Verwandter eines regierenden europäischen Königshauses.

„**Duke of Mudbury**“, naher Verwandter auch des englischen Königshauses, neu: bisexuell, dabei ausgefallene Neigungen, Kokain, Golfclub und er bekommt eine Frau

„**Duchess of Mudbury**“, deren Biographie, wie die ihres Mannes, noch im Geschichtennebel wabert;

neu: verarmter Adel,

eine ukrainische Person, die nur einen kurzen, aber nachhaltig wirkenden, direkten Auftritt hat: **Dimitrij Pawlow, Dunja Pawlowa, Marshy Marigold**

„**Hartmut Knöllner**“, genannt „**Knöllchen**“, direkter Vorgesetzter von **PK Kraft**

„**Kurt Meier**“, Polizeidirektor, Amtssitz in Kipfelau, gemütlicher Typ, spielt Golf mit der Oberschicht, **sehr korrekt und gesetzestreu**

„**Valerij Danilow**“, Kommissar in Kiev, 40, Kosovo 6 Monate, undercover im Kosovo

Neu: Andrej Kratschkow, zwielichtiger ukrainischer Geschäftsmann,

Die Stadt: **Mundringen**

Das Schloss: **Neulenburg**

Die Kreisstadt: **Kipfelau**

Die Flüsse: **Weram** (Wasser-Flussbett) und **Werad** (Wasser-Wasserlauf); **Google**: „Bildung und Semantik alter Flussnamen“

Neu: Lothar Kläwerle, Besitzer des Automuseums, Antiquitätenhändler;

Paul, Polizist, Gerhard, Polizist, **Anton, Polizist**

Nachtrag zur Entstehung

„**Ich**“ Angefangen habe ich, wenn ich mich richtig erinnere, an einem Freitag.

Das wäre dann der 4. Mai gewesen. Obwohl, ich weiß es schon heute, fünf, sechs Tage danach, nicht mehr genau.

Frauen haben anscheinend ein Spezialgedächtnis: Sie kennen die Daten des ersten Zusammentreffens, des ersten Kusses und weiterer erster Ereignisse; das war mir immer ein Rätsel und ist es auch heute noch.

Selbst wenn es der Samstag gewesen wäre, das ist eigentlich unerheblich. Warum? Ich hatte keine Lust zu löten und kleine Lautsprecher in Gehäuse einzukleben, keine Lust zu lesen, eigentlich keine Lust zu garnix.

Also habe ich geschrieben, ein bisschen geordnet, mehr geschrieben, umgeordnet und dann am Montag das Internet bemüht, weil ich Informationen brauchte. Und seit Montag laufe ich in meinem Kopf meinen Gedanken hinterher, eigentlich einer Geschichte, die vor mir wegzulaufen scheint, deren jeweiliges Ende ich immer gerade noch vor Augen habe.

In der Nacht zum Mittwoch hatte ich zum ersten Mal das Gefühl, dass das besser ist, als Schafe zu zählen.

Nun wuchs der Wunsch, nicht zu Bett zu gehen, sondern in der Gesellschaft einer Flasche Wein einfach weiter zu schreiben. So, wie ich es früher gemacht hatte, mit vierzig . Ich war dann vernünftig, denn ich bin keine vierzig mehr.

Bis einschließlich Dienstag war ich nur in meiner Phantasie und den verfügbaren Bildern meiner näheren und ferneren, früheren und heutigen Umgebung unterwegs.

Dann fing ich an, in der Ukraine spazieren zu gehen, die ich aber wohl bald wieder verlassen werde. Heute wahrscheinlich nicht mehr, vielleicht morgen oder übermorgen.

Dann werde ich mich wieder in den Süden Deutschlands zurückbegeben, in den Teil der Geschichte, der noch vor dem Besuch in der Ukraine bereits stattgefunden hat, von dem ich aber noch nicht viel weiß und deshalb nur wenig beschrieben habe. Und auch in den Teil, der die Ereignisse nach Kiev erzählen muss.

Es ist Donnerstag Abend, der 10.Mai, und das Essen wartet – und ein Glas Wein. Der nächste Satz für die Fortsetzung des Anfangs der Geschichte setzt sich in meinem Kopf fest, obwohl die Geschichte in Kiev noch nicht zu Ende ist.

11. Mai: Der Nachtrag wird durch das ergänzt, was schon vorhanden ist. Und ich werde ungeduldig, weil sich die gesamte Geschichte in meinem Kopf auf Google-Earth-Bilder verkleinert, unscharf immer dort, wo ich gern etwas klarer sehen würde, mehr Einzelheiten, Sätze und ihre Fortsetzungen.

Es wird immer schwieriger: Die Geschichte wandert in immer kürzer werdenden zwischen dem Ende der Episode in Kiev und vielleicht, auf Grund der Logik, noch notwendigen Ergänzungen, dem Polizeirevier in Mundringen und einem noch vollkommen unfertigen Rückblick in das Jahr 2010 mit Jo und Valerij im Kosovo hin und her und liefert dazu hin neue Details zu den bereits etablierten Personen. Jetzt bräuchte ich ein Schreibbüro mit Arbeitsbienen.

Ich drücke mich, wo ich kann, vor den zu schreibenden Sätzen, auch, weil ich sie noch nicht habe. Deshalb habe ich jetzt die Biographien um das erweitert, was die Geschichte vielleicht brauchen könnte, bin aber deswegen um keinen Schritt weiter.

Wieder Kiev, ein USB-Stick, noch ohne Daten, aua!

Der Durchbruch: im voraus für den Anfang gedachte Todesursache: Thrombose, Hämatome an den Brüsten, französische Implantate, Drogen: Krok, Vaseline mit Einschlüssen von weißen Kristallen am Penis, wie schmuggelt man Drogen.

Es gibt viel zu schreiben!

11.5. Abflug aus Kiev erreicht

12.5 Altes Sanyo Cassettendiktiergerät ausgegraben, als Gedächtnisstütze für blitzartig auftretende, aber auch wieder verschwindende Einfälle

Überarbeitung des ganzen Kapitels Kiev, es scheint sprachlich und inhaltlich zwar noch holprig, aber irgendwie fertig zu sein, aber man weiß ja nie!

Speichern der fertigen Kiev-Episode im Buch-Format DinA5, neue Schrift: Garamond, dann Garamond Pro, empfohlen im Internet (Adobe-Schriftart, habe ich wegen der Video-Programme), macht die Korrektur einfacher, speichern der anderen unfertigen Teile mit Garamond Pro.

Kiev-Text korrigiert.

Ich trinke „Русский стандарт“ (Russki Standard - Wodka) aus unserer Schrankwand-Bar, während ich diese Korrekturen schreibe. Und ich rauche zu viel! Ende der Schreibzeit!

13.5. Valerij Danilow ist jetzt 40, Jo 35,

Der gedankliche Nebel hängt über dem Anfang in Mundringen und über der Kosovo-Episode. Jo hat I-Phone 3G/UMTS der zweiten Generation aus dem Kosovo.

Kiev muss um eine logische Erklärung für den Kosovo-Aufenthalt von Valerij Danilow erweitert werden. Vielleicht Unterhaltung im Restaurant.

Und ich habe mir bei Aldi eine neue Tastatur besorgt, weil die alte schon klemmte.

14.5. Das Ende des gestrigen „Schreibtags“ war nicht gut. Latente Übelkeit, Durchfall. Nach wahrscheinlich neun Tagen, die mich die Geschichte jetzt übernommen hatte, schein ich an meine Grenzen zu kommen. Diese neun Tage kann man tatsächlich mit dem Begriff „Geburtswehen“ beschreiben, obwohl nie echte Schmerzen auftraten; es war nur der andauernde Drang da, nur nichts zu vergessen, und die Angst davor, dass es passieren könnte. Der „Spät Berufene“ „Spät Gebärende“; die Begriffe schließen im normalen Leben Komplikationen mit ein.

Es gibt die Hauptpersonen, weitere Nebenfiguren werden sich dazu gesellen. Es gibt die Örtlichkeiten, die allerdings noch ausgemalt werden müssen. Und es gibt die Geschichte und den Verlauf der Geschichte, in groben Zügen, mit einem beinahe fertigen Kiev-Teil und dem Anfang.

Was ich jetzt festgestellt habe: Neun Tage ohne wirkliche Unterbrechung sind zu viel!

Wenn ich neue Lied-Texte geschrieben habe, hatte ich schon Probleme mit der inneren Unruhe, die dazu zwang, sie in möglichst kurzer Zeit, meistens zwei oder drei Tage, fertig zu stellen. Diese innere Unruhe 9 Tage auszuhalten, schaffe ich anscheinend nicht.

Das heißt, ich muss jetzt eine Pause machen. Gestern Abend habe ich schon damit angefangen, indem ich zum ersten Mal wieder eine Gitarre in die Hand genommen habe.

Ich war und bin wohl nicht der Typ „Pfeife rauchender Langsamarbeiter“, eher der „Zigaretten rauchende Zwangsarbeiter“.

Die Geschichte wird lernen müssen, Geduld zu haben.

Sie ist ein Kugelfisch, der an Stelle der Stacheln viele kleine Spiralbohrer besitzt, die im Rückwärtsgang immer mehr Details aus dem Denkbaren herausbohren.

16.5. War nix mit Pause. Am 14.5. habe ich eine neue Materialsammlung angelegt, Methode Kugelfisch, und sie sortiert. Und gestern ein ganzes Kapitel Pathologie geschrieben. Und die Geschichte rennt weiter in meinem Kopf vor mir her.

19.5. Vier Kapitel/fünf Teile der Geschichte sind zusammengefügt und fertig, so weit ich das beurteilen kann. Sie enthalten nicht alles, was im Nachtrag an Informationen vorhanden ist, zusätzlich aber manche Veränderung .

05.06. Die Geschichte hat sich selbst nach einem Monat und ungefähr acht Stunden pro Tag beendet. Ich muss sie allerdings noch auf Fehler jeder Art überprüfen.

Nachwort

Diese Geschichte ist wie ein Baum gewachsen. Sie war ein kleiner Setzling und hat im Lauf ihres Wachstums einen immer kräftigeren Stamm, neue Äste, Blätter und Blüten bekommen. Wie ein Baum könnte auch sie weiter wachsen, wenn man sie nur lassen würde. Das zeigt schon das Ende, das eigentlich schon wieder die Fortsetzung einer Geschichte der Geschichte denkbar erscheinen lässt.

Dürrenmatt hatte übrigens recht mit den Zufällen.

Buch:

Verlag 2001; Michael Walker: Die heißeste Adresse der Rockgeschichte

Texte oder Zitate aus Texten und Inhaber von Copyright-Rechten:

Bob Dylan: The times they are a changing, It`s all over now, baby blue

Copyright: Witmark & Sons, USA, !991 Special Rider Music, USA

Donovan: Colours, Gold-Watch-Blues, Donovan Leitch

Copyright: Donovan (Music) Ltd.

Ralph McTell: Streets of London

Copyright: Westminster Music Ltd., Essex Musikvertrieb, Hamburg

Buffy Sainte Marie: Universal Soldier

Copyright: 1963 Woodmere Music, New York, für Deutschland: Peermusic (Germany) GmbH

Barry McGuire: Eve of Destruction

Copyright: American Broadcasting Music, Inc.

Mike Batt: Lady of the Dawn, The winds of change

Copyright: ? mikebatt.com

Don McLean: American Pie, Vincent

Copyright: Music Corp. Of America, Inc.

Jonny Cash: San Quentin, A Boy named Sue

Copyright: ?

Bryan Adams: Summer of 69

Copyright: Global Musikverlag, München,

Dire Straits: Sultans of Swing

Copyright: 1978 Straitjacket Songs Ltd., Music Sales Ltd.

Kevin Johnson: Rock`n roll you gave me all the best years of my life

Copyright: Kevin Johnson Enterprises, PO Box 216, Woollahra, NSW 1350 Australia

Albert Hammond: Free electric band

Copyright: Rondor Music Ltd. , London SW6, 4TW

Kris Kristoffersen: Me and Bobby McGee

Copyright: International Music Publications Ltd, EMI Songs Ltd.

Cat Stevens: Wild World

Copyright: 1970 Salafa Ltd., ATV Music Publishing (UK) Ltd.

Joni Mitchell: Both sides now

Copyright: Crazy Crow Music (BMI)

4 Non Blondes: What`s up

Copyright: 1993Famous Music Corporation USA; Music Sales Ltd.

Jim Croce: I`ve got a name, I have to say I love you, in a song, Time in a bottle

Copyright: ? jimcroce.com

Paul Simon: Sounds of Silence

Copyright: Paul Simon (BMI)

Amy MacDonald: This is the life

Copyright: ? www.amymacdonald.co.uk, Universal Music GmbH, Stralauer Allee 1, 10245 Berlin

Pete Seeger: Turn, turn, turn

Copyright: ?

George David Weiss: What a wonderful world

Copyright: Melodie der Welt, J. Michel KG, Musikverlag, Frankfurt, Eldorado Musikverlag GmbH, Hamburg

George Gershwin: , Summertime

Copyright: ?

Hannes Wader: Heute hier, morgen dort, Kokain, Tankerkönig

Copyright: Aktive Musik Verlagsgesellschaft mbH, Postfach, 44381 Dortmund

Reinhard Mey: Christine, Über den Wolken, Gute Nacht Freunde, Ich bin aus jenem Holze geschnitzt, Kaspar Hauser, Bevor ich mit den Wölfen heule

Copyright: Chanson Edition Reinhard Mey, Berlin

Puhdys: Alt wie ein Baum, Wenn ein Mensch lebt

Copyright: BL Musikverlag, GbR/Puhdys Musikverlag

Joana: Wo ist der Schnee vom vergangenen Jahr?

Copyright: ? www.joana.de

Freight Train: Traditional